

Wie Heinrich von Eichenfels zur erkenntniss Gottes kam

Christoph von Schmid



Heinrich von Eichenfels.

„Mit tiefer Ehrfurcht, mit gerührter Stimme, mit Augen voll Thränen sagte ihm der Greis, daß Heinrich Recht habe, daß Einer sei, der dieses Alles gemacht habe, und daß man diesen Allmächtigen, Allweisen, Allgütigen, der alle Dinge hervorgebracht und der auch den Menschen das Leben gegeben habe — Gott, unsern lieben Vater im Himmel, nenne.“ — Seite 35.

Wie

Heinrich von Eichenfels

zur

Erkenntniß Gottes

kam.

Von Christoph Schmid, dem Verfasser der Ostereier.

New-York:
Wilhelm Radde, 322 Broadway.

1856.

Wie
Heinrich von Eichenfel
zur
Erkenntniß Gottes
kam.



Von Christoph Schmid, dem Verfasser der Ostereier.

New-York:
Wilhelm Radde, 322 Broadway.

1856.



Erstes Kapitel.

Aufsicht über Kinder ein Engelsgeschäft.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebten auf einem alterthümlichen, aber sehr prächtigen Schlosse, nahe an einem großen Walde, Graf Friedrich und Gräfin Adelheit von Eichenfels. Ein zartes, wunderschönes Knäblein, Namens Heinrich, das sie unaussprechlich liebten, war ihr einziges Kind. Allein bevor das Kind noch den Namen Vater aussprechen konnte, mußte der edle Graf fort in den Krieg. Die fromme Gräfin blieb zurück auf dem Schlosse, und der einzige Trost über die Abwesenheit ihres Gemahls, die einzige Freude in ihrer stillen Einsamkeit war ihr geliebter kleiner Heinrich. Sie hatte sich vorgenommen, ganz der Erziehung desselben zu leben, und ihr ganzes Herz sehnte sich nach dem seligen Augenblicke, da sie, mit dem holden Knaben auf dem Arme, ihrem theuern Gemahl würde entgegeneilen können.

Eines Abends saß die Gräfin mit ihrem Kinde auf dem Schooße in ihrem Zimmer. Margaretha, das Kindermädchen, stand neben ihr und hielt dem Kinde, freundlich scherzend, einige frisch gepflückte Blumen vor. Das Kind streckte lächelnd die kleinen Händchen darnach aus, und

auch die Mutter lächelte sehr vergnügt, und ergötzte sich an der Freude des Kindes. Da trat auf einmal ein Diener, der mit dem Grafen in's Feld gezogen war, herein, und brachte die traurige Nachricht, der Graf sei schwer verwundet, und verlange vor seinem Ende, das vielleicht nahe sei, seine Gemahlin noch zu sehen. Die Gräfin ward todtenblaß und konnte mit ihren zitternden Händen das Kind fast nicht mehr halten. Der Bote machte, als er den Schrecken der Gräfin sah, einige Hoffnung, ihr Gemahl könne wohl noch davon kommen; indeß konnte er doch nicht verhehlen, sie müsse Tag und Nacht ohne Aufhören fahren, wenn sie ihn noch sicher am Leben antreffen wolle. Die Gräfin entschloß sich, augenblicklich abzureisen. Sie benetzte ihr Kind mit heißen Thränen. „Du guter kleiner Heinrich," sagte sie, „ach, du weißt noch nicht einmal, warum deine Mutter weint! Armes Kind, du verlierst deinen Vater, ohne ihn zu kennen! O, wie schmerzt es mich, daß ich dich auf dieser weiten beschwerlichen Reise in das Kriegslager nicht mitnehmen kann!"

„O Margaretha," rief sie, „indem sie sich zu dem Mädchen wandte, „dir übergebe ich das Liebste, was ich hier zurück lasse. Habe doch recht Acht auf das Kind! Laß es keinen Augenblick allein; auch nicht, wenn es schläft. Verpflege es so sorgfältig, als wäre ich zugegen. Trage es an jedem schönen Tage, besonders des Morgens, in den Garten an die frische Luft. Singe ihm ein Liedchen vor, rede mit ihm; zeige ihm öfters Blumen und andere schöne Dinge. Laß dem Kleinen nichts in die Hand, das ihm gefährlich

werden, womit er sich stechen oder das er verschlingen könnte. Am wenigsten wirst du dich unterstehen, ihm etwas zu Leide zu thun, und ihm Zorn und Unwillen über seine kindliche Unbehülflichkeit empfinden zu lassen. Die Aufsicht über kleine Kinder ist ein Engelsgeschäft. Sey du dem Kinde ein guter Engel! — Die Beschließerin, der ich das ganze Haus übergebe, wird mir schon wieder erzählen, ob du alle meine Worte genau befolgt habest. Versprich es mir, diese meine letzten Ermahnungen nie außer Acht zu lassen, damit ich wenigstens in diesem Stücke außer Sorge sein könne. Ich werde alle Stunden zählen, bis ich wieder zurück komme. Wenn du mir das Kind dann heiter und fröhlich in meine Arme zurückgeben wirst, so werde ich dich zu belohnen wissen. Auch werde ich Dir etwas Schönes mitbringen, das dir gewiß Freude machen soll."

Margaretha versprach Alles. Die Gräfin küßte das Kind, segnete es, und blickte mit nassen Augen, indem sie innerlich betete, lange zum Himmel, gab dann das Kind Margarethen in die Arme, und stieg hierauf unter dem lauten Weinen und Jammern ihrer Dienerschaft und Unterthanen in den Wagen, und fuhr noch bei einbrechender Nacht und einem heftigen Regen ab.

Zweites Kapitel.

Großes Unglück aus kleinem Ungehorsam.

Margaretha war ein armes, verwaistes Landmädchen. Sie hatte ein kindlich, frommes Gemüth, einen heitern,

fröhlichen Sinn, und ein sehr liebliches, blühendes Aussehen. Deßwegen hatte die Gräfin sie zur Wärterin des kleinen Heinrichs angenommen. Margaretha, das gute, fromme Mädchen, befolgte Alles, was die Gräfin ihr befohlen hatte, genau, und es verging keine Stunde, in der ihr die Ermahnungen der Gräfin nicht zu Sinne gekommen wären. Denn sie liebte die edle Frau als ihre größte Wohlthäterin, und hatte an dem holden Kinde die herzlichste Freude; ja sie ehrte in demselben schon ihren künftigen Grafen und Herrn.

Eines Tages saß Margaretha neben dem schön geflochtenen Wiegenkorbe des schlafenden Kindes, und strickte. Sie hatte den Korb, der sich über dem Haupte des Kindes zierlich emporwölbte, mit Rosen geschmückt, damit dem Kinde sogleich bei dem Erwachen etwas Schönes in die Augen falle. Ein feiner weißer Flor schützte das Kind, damit keine Fliege es im Schlafe störe — und lieblicher und schöner als die frischen Rosen schienen die rothen Wangen des schlafenden Kindes durch den zarten, durchsichtigen Flor.

Da kamen einige herumziehende Musikanten vor das Schloßthor, und ließen sich da hören. Die Leute im Schlosse liefen alle zusammen und riefen den Musikanten herein in die untere Stube, um sich, weil die Herrschaft eben nicht zu Hause war, bei Musik und Tanz einen lustigen Nachmittag zu machen. Margaretha hörte nichts lieber, als Musik; dennoch blieb sie, der Worte der Gräfin eingedenk, an dem Wiegenkorbe des schlafenden Kindes ruhig sitzen. Da kam Görge, der Gärtnerjunge, eilig in das Zimmer. „Gret-

chen," rief er, „komm doch auch herab! Du glaubst nicht, wie lustig es zugeht. Solche prächtige Musik hab' ich noch nie gehört. Einer hat ein Hackbrett, und schlägt darauf zu, als wollte er's in Stücke zerschlagen. Ein kleiner Bube spielt den Triangel, der auch nicht übel klingt; und ein großer dickbackiger Junge bläs't das Posthorn dazu, daß einem beide Ohren klingen, fast lauter als der Triangel. Komm doch geschwind herunter!" Margaretha sagte, sie dürfe das Kind keinen Augenblick verlassen. „Sey nur nicht so kindisch," sagte der leichtsinnige Bursche. „Du wirst wohl nicht allein die Heilige machen wollen. Das Kind schläft ja, und du kannst ihm ja nicht schlafen helfen. Komm, komm, und zier' dich nicht so. In einem Viertelstündchen bist du wieder hier. Einen Reihen wirst du mir nicht abschlagen." Margaretha ließ, wiewohl mit klopfendem Herzen, sich bereden, und ging mit hinab. Sie hatte aber wenig Freude; eine große Angst kam sie an. Sie wollte gehen; allein die übrigen hielten sie auf. Zuletzt riß sie sich mit Gewalt los, und eilte zur Wiege des geliebten, ihr anvertrauten Kindes.

Aber — welches Entsetzen ergriff sie! Das Bettchen war leer; sie sah nichts mehr von dem Kinde. Sie faßte sich zwar, und tröstete sich mit der Hoffnung, es habe wohl nur jemand von den Leuten im Schlosse das Kind zum Scherze in ein anderes Bett gelegt, um sie zu erschrecken. Aber schon der Gedanke, die Gräfin könnte dieses inne werden, machte sie zittern. Sie eilte von Zimmer zu Zimmer — und sah nirgends etwas von dem Kinde. Eine wahre

Todesangst ergriff sie. Sie eilte hinab, und rief unter die Tanzenden: „Der junge Graf ist nicht mehr in seinem Bettchen; wer von euch hat mich so erschreckt und das Kind hinweggenommen?" Niemand wußte etwas davon; kein Mensch war aus dem Zimmer gekommen. Alle hörten sogleich auf zu tanzen, und die Musikanten gingen fort, ohne das Trinkgeld abzuwarten. Alle, so viel ihrer in der Stube waren, eilten erschrocken hinauf; Alles wurde durchsucht. Bald zeigte sich, daß außer dem Kinde noch allerlei Kostbarkeiten fehlten. Was konnte man anders denken, als das Kind sei geraubt worden!

Die allgemeine Lustbarkeit verwandelte sich nun in Weinen und Wehklagen. Es war ein Jammer, als trüge man eine Leiche hinaus. „Ach Gott," rief die Beschließerin laut weinend, „ach, die gute Gräfin! Wie wird es erst ihr sein, wenn sie das hört! Das ist ihr Tod." Margaretha aber wollte verzweifeln; sie wäre im ersten Anfall der schrecklichsten Verzweiflung fortgerannt, und vielleicht gar in den Fluß gesprungen, wenn man sie nicht aufgehalten hätte. „O Du mein Gott!" rief sie mehrmals und voll des heftigsten Schmerzes, „wer hätte das geglaubt, daß ein so kleiner Ungehorsam so große schreckliche Folgen haben könne!"

Drittes Kapitel.

Der größte Jammer einer guten Mutter.

Indem nun alle Leute aus dem Schlosse voll Schrecken und Verwirrung, weinend und jammernd, in dem Zimmer

des Kindes beisammen waren; indem Margaretha, halb wahnsinnig, scheu und verwildert aus ihren schwarzen Augen blickte, und mit zerrauften Haaren neben dem leeren Bettchen auf dem Boden saß, auf dem die Rosen, die den Wiegenkorb geschmückt hatten, zerstreut und zertreten umher lagen: da ging mit einem Male schnell die Zimmerthür auf — und die Gräfin trat herein.

Die Wunde des Grafen war nicht so gefährlich, als es Anfangs geschienen hatte. Sobald er sich außer aller Gefahr befand, hatte die Gräfin, auf Zureden des Grafen und aus eigenem Antriebe ihres mütterlichen Herzens, die Rückreise angetreten, um nur recht bald wieder bei ihrem lieben Kinde zu sein. Sie war nur aus der Kutsche gesprungen, und sogleich auf das Zimmer geeilt, wo sie den kleinen Liebling ihres Herzens zu umarmen hoffte.

Alle im Zimmer erschracken bei dem Anblicke der Gräfin. Margaretha that einen lauten Schrei. „O Gott, sei mir und ihr gnädig!" rief sie. Die Gräfin sah die todtenblassen Gesichter, die rothgeweinten Augen, Margarethens Verzweiflung, die leere Wiege mit Schrecken. Niemand wollte auf ihre Fragen antworten. Tausend bange Ahnungen, tausend schreckliche Gedanken zuckten, gleich Blitzen, durch ihre Seele. Sie zitterte für das Leben ihres Kindes. Als sie endlich die Geschichte halb erfuhr, und halb errieth — da war es ihr, als brächen Himmel und Erde auf sie herein; sie sank in Ohnmacht und wäre zu Boden gefallen, wenn nicht Alle herbeigeeilt wären, sie zu halten.

„O Gott, o Gott," rief sie endlich jammernd, als sie wieder zur Besinnung gekommen war, welch ein entsetzliches Leiden hast Du mir auferlegt! Ach mein Kind, mein Kind, mein liebstes Kind! O mein Gemahl, mein theuerster Gemahl, ach! diese Botschaft wird dir tiefere Wunden schlagen, als das Schwert der Feinde! — O du lieber, lieber, guter kleiner Heinrich, wo bist du wohl jetzt? In welche Hände bist du gefallen? O, wenn du von Räubern verführt werden und ohne Unterricht, ohne gute Sitten aufwachsen solltest — wie schrecklich wäre das? Ich kann nicht einmal daran denken! Ach lieber weinte ich an deinem kleinen Grabe! O dann wärest du ein schöner Engel an Gottes Throne und ich hätte den Trost, dich dort einstens wieder zn sehen! Aber jetzt fehlt mir auch dieser einzige, dieser süßeste Trost! Ach, was kann, was wird unter solchen Menschen aus dir werden?"

„O Gott," rief sie dann wieder, und fiel auf die Kniee nieder, und blickte die Hände ringend weinend zum Himmel. „O guter Gott, Du einziger Trost in allen Nöthen! Mein Kind ist zwar meinen Armen entrissen, aber Deiner Hand kann es nicht entzogen werden. Ich weiß nicht, in welchen finstern Wäldern, in welcher Räuberhöhle es sich befinde; aber Dein Auge sieht es, wo es auch ist. Ich kann ihm nichts Gutes und Liebes mehr erweisen, aber Du und nur Du allein kannst es erhalten. Du hörest ja das Schreien der jungen Raben; o höre auch das Flehen dieses Kindes, das gewiß weint und wimmert und sich nach seiner Mutter sehnt! — Mir und meinem lieben Gemahl

aber gib die Gnade, diesen Verlust zu ertragen! Obwohl zunächst Unvorsichtigkeit und Bosheit der Menschen uns den kleinen Engel geraubt haben, so ließest doch Du es zu. Du fügtest es so; Dir will ich mein Kind mit vertrauendem, wiewohl blutendem Herzen zum Opfer bringen. Ich weiß es gewiß, auch dieser Schmerz wird mir unter deiner Leitung einmal zum Heile sein." So tröstete sich die trauernde Mutter.

Margaretha aber war ohne allen Trost. Sie fiel der Gräfin zu Füßen, und bat sie um Verzeihung. „Ach," sagte sie, die Hände ringend, „wenn ich das Kind mit meinem Blute aus den Händen der Räuber befreien könnte, ich wollte gern den letzten Tropfen vergießen. Lasset mich hinrichten; ich will gerne sterben." Die Gräfin verzieh ihr. „Deine aufrichtige Reue verdient Vergebung," sprach sie; „es soll dir kein Leid geschehen. Du siehst aber, wie gut ich's meinte, wie weise mein Befehl war; Du hast es nun erfahren, was Ungehorsam, Leichtsinn, Hang zu Lustbarkeiten für großes Unglück anrichten können. Unser Aller Freuden auf dieser Welt sind nun für immer dahin, wie die Rosen hier, die welk und entblättert auf dem Boden umherliegen."

Nachdem die Gräfin sich von dem ersten Schrecken erholt und vernommen hatte, das Kind sei erst vor ein paar Stunden geraubt worden, so schickte sie sogleich eine Menge Leute aus, es aufzusuchen. Ein Bote nach dem andern kam wieder zurück. Margaretha lief jedem entgegen, und weinte immer auf's neue, sobald sie schon von weitem seine trost-

lose Miene sah. Endlich kam auch der letzte, ohne die geringste Spur von dem Kinde entdeckt zu haben, und Margaretha weinte sich fast die Augen aus. Nach und nach wurde sie zwar ruhiger; allein sie war immer sehr blaß und ging umher, wie ein Schatten. Jedermann hatte Mitleiden mit ihr. Auf einmal verschwand sie, und kein Mensch wußte, wo sie hingekommen war.

Viertes Kapitel.

Die Räuberhöhle.

Eine Zigeunerin, ein altes, häßliches Weib, mit pechschwarzen Haaren und gelbbraunem Gesichte, hatte das Kind geraubt. Das Weib gab sich, leichtgläubige Menschen zu betrügen und zu bestehlen, mit Wahrsagen ab. Unter diesem Vorwande war sie schon früher einmal in das Schloß gekommen, und hatte alle Gelegenheiten wohl ausgekundschaftet. Sie stand mit dem Aeltesten der drei Musikanten im Einverständnisse, und während dieser mit lärmender Musik alle Leute im Schlosse in die untere Stube lockte, war die Zigeunerin durch ein kleines Thürlein in der Gartenmauer, das der Gärtnerjunge aus Unachtsamkeit offen gelassen hatte, in den Schloßgarten, und auf einer wenig besuchten Wendeltreppe in das Zimmer des Kindes geschlichen, hatte das Kind und was sie sonst in der Geschwindigkeit zusammenraffen konnte, genommen, und war damit durch den Garten schnell in den nahen Wald entflohen.

Dort verbarg sie sich mit dem Kinde in ein Dickicht, bis es völlig Nacht war. In der finstern Nacht machte sie sich auf und trug das Kind weiter. Sie ging auf lauter abgelelegenen, heimlichen Wegen. Mit Lebensmitteln hatte sie sich hinreichend versehen. Den Tag über versteckte sie sich wieder in dichtes Gesträuch oder in das Korn. So wanderte sie viele Meilen weit fort, bis in's Gebirg. Hier befand sich, tief unter der Erde, eine schauerliche Höhle, die ein Theil eines eingegangenen, halbverschütteten Bergwerks war. Der Eingang dazu war von Felsentrümmern und verwachsenen Dornen so gut versteckt, daß ihn nicht leicht ein Mensch finden konnte. Nachdem die Zigeunerin lange durch Gestein, Dorngesträuch und Brombeerstauden gekrochen war, kam sie an eine eiserne Thür, zu der sie den Schlüssel hatte. Sie öffnete die Thür, und kam durch einen langen Gang, der fast eine Stunde währte, endlich in die Höhle.

Diese Höhle war der Aufenthalt von Räubern. Hier verbargen sie sich, um vor der strafenden Gerechtigkeit sicher zu sein. Hier verwahrten sie in großen, schweren Kisten ihre geraubten Schätze — eine Menge prächtiger Kleider und kostbarer Geräthe, Gold und Silber, Edelsteine und Perlen. Die Räuber, furchtbare Männer, mit trotzigen Gesichtern und rauhen Bärten, saßen, als die Zigeunerin mit dem Kinde ankam, eben beisammen, tranken, rauchten Taback und spielten Karten. Sie hatten eine große Freude, als sie vernahmen, dieses Kind sei der junge Graf Heinrich von Eichenfels, und sie überhäuften die Zi-

geunerin mit Lobsprüchen über den gelungenen Raub. Ein solches Kind vornehmer Eltern in ihre Gewalt zu bekommen, hatten sie schon lange gewünscht. „Du hast Dich trefflich gehalten, alte Großmutter!" sagte der Räuberhauptmann. „Nun sind wir vollkommen sicher. Wird einmal einer von uns gefangen, und will man ihm ein Leid thun, so drohe er nur, daß wir übrigen dann dieses Kind, gemäß unserer Abrede, schrecklich zu Tode martern würden. Da wird man seiner gewiß schonen oder ihn vielleicht gar gehen lassen." Der Hauptmann befahl hierauf der Zigeunerin, die den Räubern kochte und die Hauswirthschaft führte, wohl für das Kind zu sorgen, damit es doch gewiß am Leben bleibe.

In dieser schauerlichen Höhle kam nun das holde Knäblein zur Vernunft und lernte reden. Die Erinnerungen aus seiner ersten Kindheit erloschen. Es wußte nichts mehr von der Sonne, dem Monde, der ganzen schönen Erde Gottes. Kein Strahl des Tages fiel je in diese Wohnung des Schreckens. Nur eine Lampe, die Tag und Nacht brannte, hing von dem dunklen, rußigen Gewölbe der Höhle herab, und erhellte mit ihrem trüben, rothen Schimmer die rauhen Felsenwände. An Lebensmitteln war kein Mangel. Die Räuber brachten Brod, Fleisch, Gemüse, und besonders solche Speisen, die sich leicht aufbewahren ließen, und auch Wein im Ueberflusse. Ein großes Faß mit Wasser in einer Ecke der Höhle, das sie von Zeit zu Zeit frisch auffüllten, vertrat in dieser unterirdischen Haushaltung die Stelle des Brunnens. Da sie das Wasser aber

weit holen mußten, so ging die Zigeunerin sehr sparsam damit um, und schärfte es dem Kleinen sehr ein, den Hahn immer wohl zu schließen. Eine Streu von Binsen, die jedoch mit prächtigen Teppichen bedeckt war, diente den Räubern zum Nachtlager.

Die Zigeunerin ließ dem Kleinen nichts abgehen. Sie gab ihm reichlich zu essen; allein sie unterrichtete ihn gar nicht im Guten. Das Kind lernte weder lesen noch schreiben, und hörte aus dem Munde dieser bösen Menschen nie ein Wort von Gott. Nur einer unter den Räubern, Namens Wilhelm, ein Jüngling und der Sohn ehrlicher Leute, den aber die Lust zum Spielen zu dieser schrecklichen Lebensart verleitet hatte, unterhielt sich gern mit dem Kleinen. Auch brachte er ihm, so oft er heimkam, etwas mit, ihm einen kleinen Zeitvertreib zu machen. Er schenkte ihm allerlei von Holz ausgeschnitzte, schönbemalte Figuren, die Abbildung einer Schäferei mit vielen Schafen, nebst Schäfer und Schafhund, eines Gartens mit allerlei Bäumen, an denen gelbe und rothe Früchte hingen, einen kleinen Spiegel und andere dergleichen Spielwerke für Kinder. Einmal kaufte er ihm eine kleine Flöte, und lehrte ihn ein Liedchen darauf spielen; ein anderes Mal brachte er ihm einen Bund gemalter Blumen und lehrte ihn, selbst Blumen aus Papier ausschneiden, sie zusammen fügen und mit allerlei Farben bemalen. Der Kleine beschäftigte sich auf diese Art manche Stunde. Das Liebste aber aus allen seinen Spielsachen war dem Kinde ein kleines Bildniß seiner Mutter, das die Zigeunerin aus dem Schlosse entwendet hatte. Es war

unvergleichlich schön und lieblich gemalt, in Gold und Krystall gefaßt, und ringsum mit Diamanten besetzt. Die Zigeunerin ließ es ihm aber nur hie und da auf eine kurze Zeit, wenn sie besonders guter Laune war.

Wilhelm betrachtete das Bild öfter, gedachte seiner eigenen Mutter und wischte sich eine heimliche Thräne aus dem Auge. „Armes Kind," sagte er bei sich selbst, „es war doch grausam, dich einer solchen Mutter vom Herzen hinwegzureißen. O wie ganz anders würdest du es bei ihr gehabt haben, als hier in diesem schauerlichen Aufenthalte! — Und deine gute Mutter, wie wird sie um dich weinen! Könnte ich dich in ihre Arme zurückbringen, wie gern würde ich es thun! Aber ich selbst bin wie ein Gefangener! Hundert Male wäre ich schon entlaufen, wenn meine vorgeblichen Freunde mir getraut und mich nicht immer so sorgfältig bewacht hätten!"

Er führte mit dem Knaben allerlei Gespräche, erzählte ihm mancherlei, das dem Kleinen Freude machte und seinen Verstand weckte; allein von Gott und Ewigkeit durfte er nicht mit ihm reden; das hätten die übrigen Räuber nicht gelitten, weil sie sich vor Allem scheuten, was ihr Gewissen aufwecken konnte.

Fünftes Kapitel.

Versuch zu entrinnen.

Da der Knabe etwas älter wurde, war er sehr neugierig zu wissen, wo die Männer denn immer hingingen. Er bat

sie öfter, ihn mitzunehmen. Allein sie wiesen ihn allemal kurz und rauh ab, und vertrösteten ihn auf ein anderes Mal. Einst waren sie wieder auf den Raub ausgezogen. Die alte Zigeunerin, die gar nicht mehr gut zu Fuß war und immer zurückblieb, war dem muntern Knaben eine traurige Gesellschaft. Sie war immer sehr grämlich und saß, wegen ihrer triefenden Augen, oft stundenlang hinter einem grünen Lichtschirm und flickte altes Leinenzeug, oder zählte Geld, ohne ein Wort zu reden. Dann schlief und schnarchte sie wieder mehrere Stunden in Einem fort.

Als sie nun wieder einmal fest eingeschlafen war, faßte der Knabe Muth, zündete eine Wachskerze an, ging in dem dunkeln Gange, durch den die Räuber allemal fortzogen, immer weiter und weiter, und kam endlich an die eiserne Thür. Es gelang ihm aber nicht, sie zu öffnen, indem sie mit einem schweren Schlosse fest verschlossen war. Traurig kehrte er zurück. Allein der Gang, durch den er gekommen war, hatte mehrere schmale Nebengänge, in denen man Stunden weit unter der Erde umher gehen konnte. Der Kleine ging in den ersten Gang, den er im Zurückgehen bemerkte, hinein. Nachdem er lange Zeit gegangen, und seine Kerze bereits ausgebrannt und am Erlöschen war, schien es ihm, als sähe er in weiter Ferne ein brennendes Licht. Voll Neugierde ging er darauf zu. Das röthlich strahlende Licht wurde immer größer und endlich so groß, daß es ihm als eine feurige, aufrecht stehende Gestalt vorkam. Er aber ging immer muthig vorwärts, und stand endlich an einem Felsenrisse, durch den die Morgenröthe

herein schien, und durch den man bequem in das Freie hinaus gehen konnte — und mit einem Sprunge war der hocherfreute Knabe hinaus.

Wie es ihm aber war, als er diesem dunkeln, unterirdischen Aufenthalte entronnen, nun das erste Mal unter Gottes schönem, blauen Himmel in einer prächtigen Gegend voll waldiger Berge dastand — das kann keine Zunge aussprechen. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Die Sonne wollte eben aufgehen, und der Morgenhimmel glänzte wie Glut, und auf Wald und Gebirg schwebte ein röthlicher Duft. Der Boden war überall mit Gras und Blumen bedeckt; die Vögel sangen. Unten im Thale ruhte ein heller See, in dem sich das Morgenroth und die grünen Gipfel der Berge umher mit wunderbarer Klarheit abspiegelten.

Der Knabe war wie vom Blitze getroffen. Er war vor Erstaunen außer sich; es war ihm, als sei er aus einem langen, tiefen Schlaf erwacht, und er taumelte wie schlaftrunken. Er konnte nur schauen; er fand lange keine Worte, sein Erstaunen auszudrücken. Endlich rief er: „Wo bin ich doch hingekommen? Wie weit, wie unermeßlich weit ist es um mich her! O wie schön, wie herrlich ist Alles!" Und dann staunte er wieder eine hohe Eiche oder einen Felsen voll grüner Tannen, oder den spiegelhellen See, oder einen blühenden Strauch voll Waldrosen an.

Jetzt ging über einem entfernten Tannenhügel zwischen goldenen Wolken die Sonne auf. Der Kleine sah mit starrenden Augen hin; ihm war es, ein Feuer lodere empor

und er meinte wirklich, die Wolken, die er das erste Mal sah, fingen an zu brennen. Unverwandt sah er hin — bis endlich die Sonne, von leichtem Morgenduft wie von einem zarten Flor bedeckt, golden, rund und schön über den Hügeln schwebte. „Was ist doch das? Welch ein wunderbares Licht!“ rief der Knabe, und stand noch immer voll Verwunderung mit starrenden Blicken und ausgestreckten Armen da — bis er endlich, von dem zunehmenden Glanze geblendet, die Augen wegwenden mußte.

Hierauf ging er ein wenig umher; er getraute sich aber kaum weiter zu gehen, aus Furcht, die schönen Blumen zu zertreten, mit denen der Boden überall wie besäet war. Auf einmal erblickte er ein junges Lamm, das sich unter einem blühenden Rosenstrauche gelagert hatte. „Ei, ein Lamm, ein Lamm!“ rief er freudig. Er eilte hin und faßte es an. Das Lamm regte sich, stand auf und blöckte. Der Kleine fuhr erschrocken zurück. „Was ist das?“ rief er. „Das lebt ja! Es kann gehen, es hat eine Stimme! Die meinigen sind alle stumm und todt und keines rührt sich. Welch ein Wunder! Wer hat ihm doch das Leben gegeben?“ Er wollte sich mit dem Lamme in ein Gespräch einlassen; er that allerlei Fragen an das Thierchen — und ward zuletzt ärgerlich, daß es nur immer mit dem nämlichen unverständlichen Schrei antwortete.

Jetzt kam ein junger Hirt, ein schöner blühender Jüngling mit rothen Wangen und gelben Haaren, herbei, der das Lamm vermißt und gesucht hatte. Er hatte dem Kleinen schon lange zugesehen, und wußte nicht, was er von ihm

halten solle. Der Knabe erschrack zuerst über den Anblick des Jünglings. Da der Jüngling ihn aber sehr freundlich grüßte, so faßte der Kleine Muth. „O wie schön bist du!" sprach er zu dem Jünglinge. „Und sag' mir doch," fuhr er fort, indem er mit weit ausgebreiteten Armen auf Himmel und Erde deutete, gehört diese große, große weite Höhle dir? Darf ich nicht hier bei dir und bei deinem Lamme bleiben?" Der Jüngling verstand das Kind nicht, und meinte anfangs, es sei verrückt. Er fragte es, wie es hieher gekommen sei. Als nun der Kleine sagte, er sei aus dem Boden herausgekrochen, und dann von der alten Großmutter und den bärtigen Männern erzählte — da wurde es dem Hirten unheimlich; es kam ihn eine große Furcht an. Er nahm indeß den Knaben doch voll Mitleids auf den einen Arm, faßte sein Lamm mit dem andern, und eilte so schnell davon, als setzten ihm die Räuber schon auf dem Fuße nach.

Sechstes Kapitel.

Die Einsiedelei.

In dem Gebirge lebte ein alter, sehr ehrwürdiger Einsiedler, der über achtzig Jahre zählte, und wegen seiner Weisheit und Frömmigkeit, unter dem Namen Vater Menrad, weit umher berühmt war. Zu diesem dachte der Hirtenjüngling das gefundene Kind zu bringen. Die Einsiedelei, zu der es nicht sehr weit war, lag an der Seite eines Berges nächst dem See, und glich einem Paradiese. Die

kleine, mit Rebenblättern überkleidete und mit einem bemoosten Schilfdache bedeckte Klausnerhütte stand zwischen schattigen Fruchtbäumen, mitten in einem Garten voll der schönsten Blumen und Kräuter. Hinter der kleinen Hütte erhob sich ein Weinberg, und seitwärts zog sich ein schmales Kornfeld längs dem Berge hin. Und wo sonst noch zwischen den Felsen ein übriges Plätzchen war, stand ein Baum, der die herrlichsten Früchte, oder wenigstens ein Strauch, der köstliche Beeren trug. Auf einem Felsen, der sich weit über den See hinausbog, ragte die Kapelle mit spitzigem Thürmlein empor, und eine Treppe, die in den Felsen eingehauen war, führte dazu hinauf.

Der ehrwürdige Greis saß, als der Jüngling das vergitterte Pförtchen des Gartens öffnete, und mit dem Knaben herein kam, eben auf einer hölzernen Bank unter einem Apfelbaume, wo man die prächtigste Aussicht über den See hatte. Ein großes Buch, in dem er sehr andächtig las, lag vor ihm auf dem Tische. Die wenigen Haare, die seine kahle Scheitel umgaben, und sein großer Bart waren weiß wie Schnee, seine Wangen aber noch blühend roth, wie die Wangen eines Jünglings.

Mit treuherziger Leutseligkeit stand er auf, grüßte beide, hörte die Erzählung des Jünglings mit freundlicher Aufmerksamkeit an, und fragte den Knaben um dessen Namen, indem er ihn voll des innigsten Mitleidens auf seine Arme nahm. Er ahnete bald, das Kind sei vornehmen Eltern von den Räubern geraubt worden. „Laß den Kleinen bei mir," sagte er zu dem Jünglinge, „und sage für jetzt noch

keinem Menschen davon. Ich hoffe, seine Eltern sind noch aufzufinden; und hier ist er indeß gegen die Nachstellungen der Räuber am besten geschützt. Sie fliehen meine Zelle wie das Feuer. Gold und Silber ist bei mir nicht zu holen, und guten Rath und heilsame Ermahnungen, die freilich oft mehr werth sind, als Gold und Silber, hassen sie." Zu dem Knaben aber sprach er: „Sei mir herzlich gegrüßt, lieber Heinrich! Ich will dein Vater sein, und für dich sorgen, bis ich dich deinem Vater und deiner Mutter wieder zurück geben kann. Nenne mich von nun an nicht anders als Vater."

Der Alte bewirthete hierauf seine Gäste mit Milch und Brod. Nachdem der Jüngling sich erquickt hatte, ergriff er seinen Hirtenstab, um zu seiner Heerde zurück zu kehren. Der Kleine wollte das nicht zugeben. Er weinte und hielt ihn am Kleide. Allein da der Jüngling versprach, bald wieder zu kommen, und ihm das Lamm schenkte, so gab er sich zufrieden, und zeigte über das Geschenk, das in seinen Augen einen unermeßlichen Werth hatte, eine ganz ungemeine Freude.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne und die Blumen.

Da der Jüngling fort war, setzte der mitleidige Greis den Knaben, um sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen, neben sich auf die Bank. „Lieber Heinrich," fing er an, „weißt du denn gar nichts von deinem Vater und von deiner Mutter?"

„O ja," sagte Heinrich, „ich habe eine schöne Mutter — hier in meiner Tasche. Da sieh' einmal!" Er zog das kleine Bildniß heraus, das er zu sich gesteckt hatte, und das in einem schönen Futteral von rothem Saffian wohl verschlossen war. Der arme Kleine hatte das Bildniß seiner Mutter noch nie am Sonnenlichte gesehen. Er erstaunte jetzt über die Klarheit und Schönheit desselben, und über den Glanz der blitzenden Diamanten, die es umgaben, vergingen ihm die Augen.

„Wie es doch bei dir so hell ist!" sprach er. „Aber sag' mir nur," fuhr er fort, und zeigte auf die Sonne, „wer hat denn die schöne goldene Lampe da droben angezündet, die Alles rings umher so hell macht?" Ich kann sie nicht einmal ansehen vor Glanz. Die in unsrer Höhle war dagegen nur trüb und armselig. — Und wie kommt's denn, daß sie immer höher und höher hinaufrückt? Als ich sie zuerst sah, kam sie hinter den Bäumen hervor, und in kurzer Zeit war sie schon so hoch droben, daß ich sie nicht mehr hätte erreichen können, wenn ich auf dem höchsten Baume gestanden wäre. Wie ist doch dies gemacht, daß sie so frei schwebt, und sich so bewegt? Man sieht doch nirgends eine Schnur. Was treibt sie denn? Und wer steigt wohl da hinauf, frisches Oel nachzugießen?"

Vater Menrad sagte ihm, daß man dieses große schöne Licht die Sonne nenne, und daß es wohl schon tausendmal länger als der kleine Heinrich lebe, immer so laufe und in Einem fort so brenne, ohne eines Tropfen Oels zu bedürfen.

„Das begreife ich nicht!" sagte Heinrich. ‚Aber was

du da für wunderschöne Blumen hast!" fing er wieder an, und stand auf, und sprang zu dem Beetchen hin, deren jedes einem vollen Blumenkorbe glich. „O wie unvergleichlich schön roth und gelb und blau sie bemalt sind! Und wie alle die unzähligen Blättchen so schön und zart, eines wie das andere, ausgeschnitten sind! Und aus was wohl alle diese Blättchen sein mögen? Papier ist dies keines, ja Seide ist nichts dagegen. Sag', hast du alle diese Blumen gemacht? O da mußt du lange gebraucht haben! In einigen sind gar unbeschreiblich feine und zarte Fäserchen. Da gehörte eine feine Scheere dazu und scharfe Augen. Ich habe wohl auch schon Blumen gemacht; aber so schön kann ich's nicht."

Menrad sagte, daß kein Mensch eine solche Blume machen könne, und daß sie alle von selbst aus der Erde gekommen seien. Allein Heinrich wollte das nicht glauben. „Das kann gar nicht sein," sprach er; „da will ich doch viel lieber glauben, du habest sie gemacht." Der Greis zeigte dem Knaben die zierliche Samenkapsel der gefüllten Mohnblume, schüttelte ihm die winzigkleinen runden Körnlein auf die Hand und sagte ihm, in jedem solchen Körnlein stecke eine Menge solcher großen purpurrothen Blumen, die daraus hervorkämen, wenn man die Körnlein in die Erde lege; und so seien auch alle übrigen Blumen aus ähnlichen kleinen Körnlein gekommen. Der Knabe sah den Greis an, ob das sein Ernst sei, und sprach: „Aus einem solchen winzigkleinen Kügelein sollte eine so große, schöne Blume kommen? Da müßte ja ein solches Körnlein unendlich

künstlicher eingerichtet sein, als die künstlichste goldene Taschenuhr." — „Das ist es auch!" sagte Menrad. „Aber wer hat denn das Körnlein gemacht?" sagte der Kleine. „Es wäre, dünkt mich, doch noch leichter, alle diese Blumen zu machen, als ein einziges solches Körnlein!"

Er betrachtete die Blumen auf's neue, ging immer von einem Blumenbeetchen zum andern und konnte sich nicht satt daran sehen. Indeß wurde es ihm an der Sonne zu heiß. „Was diese Lampe für eine Hitze hat!" rief er. „Sie ist so weit weg und macht einem doch so warm! Es ist ein wunderbares Licht!" Menrad führte den Kleinen wieder unter den Apfelbaum, der bereits Bank und Tisch lieblich beschattete. „Da ist es doch recht kühl und angenehm," sagte Heinrich, indem er zum Baume aufblickte. „Der Baum ist gerade wie ein grüner Schirm, der nicht nur gegen das zu heftige Licht, sondern auch gegen die Hitze schützt. Wie groß er ist und wie viele tausend Blättchen er hat! Der Stamm ist, wie ich sehe, wohl aus Holz gemacht. Aber doch glaube ich bald nicht mehr, daß du diese unzählige Menge von Blumen und Blättern gemacht habest. Das Stück Arbeit wäre doch gar zu groß!"

Achtes Kapitel.

Kräuter und Bäume.

Indeß ging der Greis in die Hütte und besorgte ein kleines Mittagsmahl. Er brachte zuerst Milch und Brod,

und dann für den Knaben Butter und Honig, und ein niedliches Körblein voll der schönsten Aepfel; für sich aber Wurzeln und Kräuter, eine große goldgelbe Melone und etwas rothen Wein in einer hellen gläsernen Flasche. Heinrich ließ es sich recht gut schmecken, und sagte zu dem Greise: „Aber wo nimmst du denn alle die guten Sachen? Ziehest du bisweilen auch auf den Raub aus?"

Vater Menrad erzählte ihm unter dem Essen, wie wunderbar Alles gewachsen sei. „Sieh," sagte er, da er eben nach einem Apfel griff, ihn für Heinrich zu schälen und zu zerschneiden, „diese Aepfel hier im Körblein bekam ich von diesem Baume. Aus den dünnen Zweiglein des Baumes kommen von Zeit zu Zeit ganze Körbe voll solcher schönen Aepfel hervor." — „Ist das aber auch wahr?" sagte Heinrich, indem er Menrad bedenklich ansah. Vater Menrad nahm den Knaben auf den Arm, beugte einen Ast herab und zeigte ihm die kleinen, grünen Aepfelein. „Siehst du nun," sagte er, „wie sie aus den Zweiglein hervor kommen. Sie werden nun immer größer und größer, und zuletzt so groß, und so schön gelb und roth, wie diese hier im Körbchen. Der ganze große Baum selbst aber," sagte Menrad, indem er den Apfel zerschnitt, „kam aus einem solchen kleinen Kernlein, wie hier an dem Messer eines hängt. Ich habe diesen Baum da noch als ein solches Kernlein gekannt. In einem jeden solchen Kerne steckt ein solcher Baum, ja wohl eine unzählige Menge solcher Bäume. Ja aus dem einzigen Kernlein könnte man so viele Aepfel bekommen, daß sie die Welt nicht fassen würde, und daß ein Mensch,

wenn er auch tausend Jahre lebte, sie nicht zählen könnte."

„Auch das Brod hier kommt aus ähnlichen Körnlein," fuhr Menrad fort, indem er dem Knaben ein Getreidekörnlein zeigte, die er aus der Hütte mitgebracht hatte. „Es ist da wie mit dem Apfelkerne oder den Samenkörnlein der Blumen. Aus einem einzigen solchen Getreidekörnlein könnten wir viele tausend solcher Brode bekommen, wie das hier auf dem Tische." Menrad beschrieb es ihm ausführlich, wie das zugehe, und zeigte während des Gespräches auf sein reiches Kornfeld, wo man vor Kurzem nichts als Erdschollen gesehen habe. Heinrich sprang hin, und fand zu seiner großen Freude bereits in jeder Aehre kleine Körnlein.

„Und so," beschloß Vater Menrad, „ist es mit allen grünen Gewächsen, die du weit und breit umher erblickest. Alle, das Gras hier zu unsern Füßen, die blühenden Rosengesträuche dort, die unzähligen Kornähren und die Reben, die dort die Hütte und den Hügel über der Hütte bedecken, die ungeheuren Eichen und Fichten dort auf dem Berge und das kleine Moos hier am Stamme des Apfelbaums — grünten und blühten aus solchen Körnlein auf oder können wenigstens daraus gezogen werden. Alles, was du hier auf dem Tische erblickest, Milch und Butter, die aus Gras kommen, der Honig, der aus Blumen bereitet wird, das nahrhafte Brod und der stärkende Wein; alle die Kräuter und Wurzeln und Früchte hier, die Kresse, der Rettich, die große, schöne Melone; auch die Zweige, aus

denen diese netten Fruchtkörblein geflochten sind, das Holz aus dem Teller und Becher gedreht worden, ja sogar Tisch und Bank haben wir solchen kleinen Körnlein zu danken. Ich brauchte sie nur in die Erde zu legen, um hier einen Apfelbaum, und dort Hunderttausende von Aehren aus der Erde hervorkommen zu machen, und so meinen Aufenthalt, der vorhin eine Wüste war, mit Allem, was schön ist, reichlich auszuschmücken, und an Allem, was zum Leben nothwendig ist, Ueberfluß zu haben.

Dem Knaben waren dies lauter Wunderdinge. Wie er vorhin Alles voll Erstaunen anschaute, so höchst erstaunt hörte er jetzt der Erzählung des Einsiedlers zu.

Neuntes Kapitel.

Die Quelle und der Regen.

Indeß neigte sich die Sonne zum Untergange; die Blumenbeete des Gartens lagen im Schatten. Einige Blumen, die Menrad vorzüglich liebte, waren an der Sonnenhitze etwas welk geworden. Obwohl er auf baldigen Regen hoffte, so wollte er dennoch aus weiser Vorsicht wenigstens seine Lieblingsblumen etwas begießen. Er nahm seine Gießkanne, führte den Knaben an der Hand, und ging zur Quelle, die reichlich aus einem großen, mit Moos bewachsenen Felsen hervorbrach.

Heinrich schlug vor Erstaunen die Hände zusammen. „Welch eine Menge Wasser das ist,“ rief er, „die da aus

dem Steine herausrinnt! Alle Augenblicke meine ich, es müsse aufhören, und immer fließt es gleich stark fort. Wer hat doch die Menge Wasser oben hineingegossen, und wo nimmt man Wasser genug her, nachzufüllen; — du solltest die Oeffnung verschließen und das Wasser mehr sparen; sonst geht es dir aus." Menrad sagte ihm, daß dieses Wasser wohl schon so lange, als die Sonne leuchte, in Einem fort ohne Aufhören da heraus fließe, niemals abnehme und keines Auffüllens bedürfe. Er sagte ihm, daß der ganze See, den Heinrich für einen ungeheuer großen Spiegel angesehen hatte, nichts sei, als lauter Wasser. Das waren dem Kleinen wieder neue Wunder.

Menrad kehrte mit der gefüllten Kanne zurück, und fing an, seine Blumen zu begießen. „Ach, was machst du da?" sagte Heinrich, „da verdirbst du ja deine Blumen; jetzt wird die Farbe abgehen." Menrad sagte lächelnd, daß Blumen und Kräuter, Kornhalme und Reben, Sträuche und Bäume, die auch auf eine gewisse Art lebten, das Wasser so nothwendig hätten, als der Mensch das Trinken. „Aber," sagte Heinrich, „wer kann denn allen diesen Gewächsen genug Wasser zutragen? Wer steigt da hinauf und begießt die Bäume hoch dort droben auf der Spitze jenes Berges?" Menrad sagte ihm: „Dafür ist schon gesorgt." — „Auf welche Art, siehst Du vielleicht eher, als wir denken!" fügte er noch hinzu, indem er nach dem Gewölke blickte.

Nach einer Weile kam wirklich eine Wolke über den Berg her, und es fing an, erst sehr sanft und dann sehr stark zu

regnen. Das war für Heinrich abermals eine wunderbare Erscheinung. „Das ist eine gute Einrichtung,“ sagte er; „sie erspart dir viele Arbeit. Das Wasser fällt so schön, in tausend und tausend Tropfen herab, als käme es aus einer Gießkanne. — Aber wer ließ denn diese Wolke, wie du das wunderliche Ding nennest, kommen? Wer brachte das Wasser da so hoch hinauf? Wie kommt's doch, daß die Wolke so frei schwebt und nicht herunterfällt?“ — „Das sollst du schon noch hören!“ sagte Menrad. Der Kleine sah aber dem Gewölke noch lange zu, bis es sich verzog und der Himmel wieder hell und blau wurde.

Unter dem Anstaunen lauter neuer Gegenstände, unter Freude und Bewunderung kam dem Knaben der Tag sehr schnell herum. Denn hundert Dinge, die andere Menschen aus Gewohnheit gleichgültig ansehen — ein goldgrünes Käferlein, das auf einem Rosenblatte saß; ein gestreiftes Schneckchen, das nach dem Regen am Baumstamme hinaufkroch; die funkelnden Tropfen, die gleich Diamanten an allen Blättchen hingen; eine Grasmücke, die auf einem Baumzweige ihr herrliches Abendlied anstimmte, und dann munter von Baum zu Baum flog; die Ziegen des Einsiedlers, die gegen Abend aus den Bergen zurückkamen — waren dem Kleinen höchst wundervolle Erscheinungen, und gaben Anlaß zu mancherlei Fragen und Antworten.

Endlich ging die Sonne jenseits des Sees unter. „O weh!“ rief Heinrich erschrocken, „jetzt taucht sich die Sonnenlampe dort in das Wasser; dann lischt sie aus, und alle unsere Freude hat ein Ende. Wenn wir gleich eine Lampe

anzünden — die wird uns in diesem großen, weiten Raum wenig helfen."

Vater Menrad beruhigte ihn. „Hab' keine Sorge," sprach er. „Jetzt gehen wir bald schlafen. Dazu brauchen wir kein Licht. Bis wir ausgeschlafen haben, kommt die Sonne dort auf der entgegengesetzten Seite zwischen jenen Bergen wieder herauf. So lauft sie, ohne nur einen Augenblick stille zu stehen, beständig im Kreise umher, und erleuchtet und erwärmet Alles."

Zehntes Kapitel.

Die wichtigste Frage und die richtigste Antwort.

Heinrich kam auf seine alten Fragen zurück, die der weise Mann mit Vorsatz nicht sogleich beantwortet, sondern vielmehr die Wißbegierde des Knaben noch immer mehr gereizt hatte. „Ja, was macht denn," fragte er wieder, „daß die Sonne immer so lauft? Und wer hat dieses große, große schöne Gewölbe da oben gebaut, und es so schön blau bemalt? Wer hat das viele Wasser in jenen Felsenstein dort eingeschlossen, daß es so reichlich und ohne Aufhören herausfließt? Wer leitet den Lauf der Wolken, daß sie so frei in der Luft herbeischweben, und alle Gewächse mit so unzähligen funkelnden Tropfen befeuchten? Wer lehrte die Vögel, ohne daß sie eine Flöte haben, so schöne Lieder spielen? Wer hat Blumen und Bäume in so kleine Körnlein verborgen, daß sie, an Ort und Stelle, wo wir es haben wollen, herauskommen, den Boden weit und breit mit einem

Teppiche von Gras und Blumen bedecken, und uns mit so herrlichen Geschenken überhäufen? Wer hat Alles so schön eingerichtet?"

„So meinst du denn wirklich," sagte Vater Menrad, „daß Jemand sei, der diese schöne Einrichtung gemacht habe?"

„O ja freilich," sagte Heinrich, „das ist ganz gewiß. Wer daran zweifeln wollte, müßte ja gar keinen Verstand haben. Die Männer in der Höhle mußten lange arbeiten, wenn sie dieselbe nur ein wenig vergrößern wollten. Einmal wollte die Höhle gar einfallen, und da hatten sie viele Mühe, sie zu stützen. Und an diesem schönen, großen Gewölbe sieht man nicht einmal einen Pfeiler! Unsere Lampe in der Höhle zündete sich nicht von selbst an, und wenn wir nicht im Finstern sitzen wollten, mußten wir wohl auf sie acht haben, und immer frisches Oel nachgießen. Und das Wassergefäß mußte auch immer frisch gefüllt werden, wenn wir nicht Durst leiden wollten. Was eine einzige Blume auszuschneiden für Mühe kostet, und was für ein richtiges Augenmaß man haben müsse, weiß ich gar gut. Daß dies Alles, was wir hier herum erblicken, nicht von Menschenhänden könne gemacht sein, begreife ich wohl. Wer aber Derjenige sei, der dieses Alles gemacht habe, das möchte ich eben wissen."

Jetzt, als der Knabe von der Größe, Schönheit und weisen Einrichtung der Welt so lebhaft gerührt, und von der Menge der Wohlthaten, die überall seinen Blicken begegneten, gleichsam überwältigt war, und von Wißbegierde

brannte, inne zu werden, wer denn dieser große Wohlthäter sei, von dem Alles herrühre — jetzt war der Augenblick gekommen, da der ehrwürdige Greis zu dem Knaben von Gott, von Gottes Allmacht, Weisheit und Güte reden konnte. Mit tiefer Ehrfurcht, mit gerührter Stimme, mit Augen voll Thränen sagte ihm der Greis, daß Heinrich Recht habe, daß Einer sei, der dieses Alles gemacht habe, und daß man diesen Allmächtigen, Allweisen, Allgütigen, der alle Dinge hervorgebracht und der auch den Menschen das Leben gegeben habe — Gott, unsern lieben Vater im Himmel, nenne.

Wie es dem Knaben diesen Morgen gewesen, als ihm die Sonne das erste Mal aufging und mit ihren lieblichen Strahlen alles rings umher vergoldete — so, ja noch wunderbarer war es ihm jetzt zu Muth. Der Gedanke an Gott ging gleichsam als eine Sonne in seinem Innern auf, die von Innen heraus erleuchtete und erwärmte, und ihm die ganze Welt umher in einem schönern, freundlichern Lichte, als einen Inbegriff von unzähligen Wohlthaten eines liebevollen Vaters sehen ließ.

„Ja, liebes Kind," fuhr Menrad fort, als er die Rührung des Knaben bemerkte, „Gott ist Derjenige, der Alles, was du siehst, gemacht hat. Er hat jenes schöne blaue Gewölbe, das wir Himmel nennen, gebildet. Er hat die Sonne angezündet, und leitet ihren Lauf; nicht nur enthüllt sie uns die Wunder Seiner Werke, und leuchtet uns bei unsern Geschäften; an ihren warmen Strahlen werden auch die Früchte reif und ausgekocht, wie die Speisen an dem Feuer.

Er läßt reichliches Wasser aus der Erde hervorquellen und aus den Wolken herabtröpfeln, uns zu tränken und Alles zu erfrischen. Er breitete auf unserm Fußboden den farbigen Teppich von Gras und Blumen aus. Er gab den Blumen Farbe und Wohlgeruch. Er gibt uns aus der rauhen Erdscholle reichliches Brod, und läßt aus den Bergen köstlichen Wein für uns hervorrinnen. Er beladet die Aeste der Bäume mit Früchten aller Art; Er läßt uns in den grünen Thälern gleichsam Bäche von Milch fließen, und Felsen und hohle Bäume von Honig triefen. Er schuf den Baum, der uns mit seinem Schatten kühlt, und mit seinem Holze wärmt. Er lehrt die Vögel ihre Lieder, mit denen sie uns erheitern. Er bekleidete das Lamm, das hier zu deinen Füßen ruht, mit zarter Wolle, aus der dein und mein Kleid gemacht ist. Er gibt uns Alles, was wir zur Wohnung und zum Nachtlager bedürfen. Er macht Alles so schön, damit wir Freude an seinen Werken haben, und Ihn lieben, und dereinst zu Ihm kommen möchten — in noch viel schönere Gegenden, als du hier um uns her erblickest, wo wir dann bei Ihm noch größere Freuden haben werden. Und obwohl wir Ihn jetzt noch nicht sehen können, so sieht Er doch uns überall, und hört jedes unserer Worte, und weiß sogar unsere Gedanken. Mit Ihm können wir jeden Augenblick reden. Er leitet alle unsere Schicksale. Er erlöste dich aus jener Höhle, und ließ dich auf den Armen zu mir hierher tragen. Er ist unser größter Wohlthäter, unser bester Freund, unser liebreichster Vater."

Heinrich hörte dem frommen Greise mit der größten

Aufmerksamkeit und mit gerührtem Herzen zu, und verwandte kein Auge von ihm. Es war unter diesem Gespräche Nacht geworden, ohne daß der Kleine darauf geachtet hatte. Der Mond, der vorhin als ein kleines, kaum bemerkbares Wölklein am Himmel schwebte, leuchtete jetzt im reinsten Glanze, und stand, von unzähligen hellfunkelnden Sternen umgeben, hoch über dem See. Der See glich einem hellen Spiegel und man glaubte darin einen zweiten Himmel mit Mond und Sternen zu entdecken, und in die Unendlichkeit zu blicken. Kein Blättchen der Bäume umher regte sich; es herrschte eine feierliche Stille. Ein neues, noch nie empfundenes Gefühl, das Gefühl der Andacht, der Anbetung, der Nähe Gottes regte sich in Heinrichs Herzen. Und nun faltete der ehrwürdige Greis die Hände und blickte zum Himmel und betete dem Knaben vor — und auch der Kleine erhob seine Händchen das erste Mal zum Himmel, und sprach ihm jedes Wort nach. Die Thränen flossen dem guten Knaben reichlich über die Wangen, daß der Gott, den er bisher nicht kannte, ihm dennoch schon so viel Gutes erwiesen habe. Und als der Greis das Gebet vollendet hatte, setzte Heinrich zur großen Freude des frommen alten Mannes aus eigenem Antriebe noch hinzu: „Ich danke Dir auch noch, lieber Gott, daß Du mich aus meiner finstern Höhle befreit und zu diesem guten Manne geführt hast, der mir so viel Schönes und Erfreuliches von Dir erzählte."

Vater Menrad nahm hierauf den Knaben bei der Hand, und führte ihn in seine Zelle. Hier machte er ihm ein Nachtlager von weichem Moose, über das er einen Teppich

breitete, und deckte den Knaben mit seinem eigenen Mantel zu.

Eilftes Kapitel.

Eine Reise in's Gebirg.

Vater Menrad behielt den Knaben der Sommer über bei sich, um ihn noch mehr zu unterrichten, und ihm manche Ausdrücke und Unarten abzugewöhnen, die er unter jener schlimmen Gesellschaft angenommen hatte. Auch dachte er, hier bei der einfachen Nahrung und der gesunden Bergluft werde der Kleine, den der Aufenthalt in der unterirdischen Wohnung sehr blaß gemacht hatte, sich am besten erholen, und seine Eltern würden dann eine desto größere Freude haben. Heinrich fing auch bald an, wieder aufzublühen, schön und hold wie eine Rose am Strahle der Morgensonne.

Gegen Mitte des Herbstes beschloß Vater Menrad, der ehemals weit umher gekommen war, und viele Städte gesehen hatte, seinen Wanderstab noch einmal zu ergreifen und unter die Menschen zurück zu kehren, um die Eltern des Kindes aufzusuchen. Er hatte den Vater jenes Jünglings, der den Knaben zu ihm gebracht hatte, einen frommen und klugen Landmann, der tiefer im Gebirge wohnte, ersucht, den Knaben zu sich zu nehmen, bis er ihn wieder abholen würde. Dahin wollte er den kleinen Heinrich zuerst bringen.

An einem schönen, heitern Herbstmorgen, als kaum der Morgenstern aufgegangen war, weckte er den Kleinen, ging

mit ihm zur Kapelle, und verrichtete ein inbrünstiges Gebet, daß Gott diese Reise segnen wolle. Nachdem sie hierauf ein Frühstück genommen, und sich mit Lebensmitteln auf die Reise versehen hatten, machte Menrad sich auf den Weg, und Heinreich begleitete ihn voll Freude. Sie gingen lauter einsame Fußsteige, die nur von Alpenhirten und Gemsjägern besucht wurden. Gegen Mittag kamen sie an eine Felsenwand, an der hoch über ihnen Ziegen kletterten. Hier setzten sie sich in den Schatten, um auszuruhen, und ein kleines Mittagsmahl zu halten.

Der Knabe des Ziegenhirten kam herbei, dem ehrwürdigen Vater Menrad die Hand zu küssen. Der kleine Heinrich sprang auf und schrie voll Verwunderung laut: „Je, ein kleiner Mensch, wie ich! O, das ist schön! Das hab' ich noch gar nicht gewußt, daß es noch mehrere kleine Menschen gebe; ich glaubte, ich sei der einzige auf Erden. O, nicht wahr, du gehst mit uns?" Der Hirtenknabe erbot sich, dem Vater Menrad die Reisetasche zu tragen. Sie gingen mit einander weiter und Heinrich redete mit dem Hirtenknaben so angelegentlich, daß er beinahe auf sonst nichts mehr achtete.

Hierauf kamen sie in ein kleines grünes Thal zwischen hohen Felsen, wo eine Heerde Schafe weidete, die eben dem Manne gehörte, zu dem Menrad reis'te. Heinrich hatte über ein Paar kleine Lämmchen, die erst einige Tage alt waren, eine ganz unbeschreibliche Freude, und streichelte sie unter allerlei süßen Benennungen.

Indeß schaute sich der Greis nach dem Hirten um.

Seitwärts unter einem überhängenden Felsen, aus dem eine kleine Quelle hervorbrach, sah er ein Hirtenmädchen sitzen, das in einer Hand den Hirtenstab, und in der andern, zu seiner Verwunderung, ein Buch hielt, und ganz in das Lesen vertieft schien. Er ging zu ihr hin. Sie war weiß gekleidet und hatte einen grünen Hut auf. Ihre Gesichtsbildung war sehr sanft und in ihren Mienen bemerkte man eine stille Schwermuth. Sie hatte den Vater Menrad noch nie gesehen; allein sie erkannte ihn sogleich aus der Beschreibung, stand auf und grüßte ihn freundlich und mit sichtbarem, freudigem Vertrauen.

Menrad sagte zu ihr: „Du mußt diese Heerde noch nicht lange weiden. Als ich den Mann, dem sie gehört, kürzlich sprach, sagte er mir nichts von dir.“ Sie antwortete, daß sie schon mehrere Jahre im Gebirge die Schafe hüte; allein in den Dienst dieses guten Mannes sei sie erst vor drei Tagen gekommen. „Woher bist du denn,“ fragte er weiter, „und warum bist du so traurig?“ Das Mädchen brach sogleich in Thränen aus. „Ach,“ sagte sie, „ich bin weit her. Eine jugendliche Unbesonnenheit hat mich in das größte Unglück gestürzt. Ich war bei einer sehr guten Herrschaft im Dienst; aus Leichtsinn ließ ich ihr einziges, liebenswürdiges Kind nur einige Augenblicke allein. Da ward es von Räubern entwendet. Vor Jammer und Traurigkeit konnte ich es bei meiner guten Frau nicht mehr aushalten und ihre Leiden nicht mehr ansehen, und flüchtete mich in's Gebirg. Hier lebe ich nun in dieser Einsamkeit, und bete täglich zu Gott, er wolle das Unheil,

das ich anrichtete, wieder gut machen das Kind wieder an das Tageslicht bringen und den unbeschreiblichen Jammer der Mutter wieder in Freude verwandeln. Gott wird sich ja doch meiner Thränen erbarmen, die nur er und die Felsen hier fließen sehen!"

Vater Menrad sagte mit gerührter Stimme: „Ich denke, Gott hat dein Gebet diesen Augenblick erhört." Er zog das Bildniß von Heinrichs Mutter hervor, das er, um die Mutter leichter zu entdecken, mit auf die Reise genommen hatte, zeigte es dem Mädchen und sprach: „Kennst du dieses Bild?" Das Mädchen schrie vor Schrecken und Freude laut auf: „O Gott! das ist das Bildniß der Gräfin von Eichenfels, der Mutter des geraubten Kindes!"

Auf den Schrei des Mädchens kam der kleine Heinrich herbeigesprungen. Er betrachtete die neue Gestalt mit starren Augen und sagte voll Mitleids: „Was weinest du und was fehlt dir? Bist du vielleicht hungrig? Sieh, da hast du Brod und zwei Aepfel! Nimm und iß!"

Menrad aber sprach zu dem Mädchen: „Sieh! dieser Kleine ist das Kind, das zugleich mit dem Bildnisse geraubt wurde." Da war es dem Mädchen nicht anders, als bräche der Freudenschrecken ihr das Herz. Sie sank auf die Kniee und rief mit hoch zum Himmel erhobenen Händen: „Ja, guter, barmherziger Gott, Du hast mein Gebet, das ich Tag und Nacht zu Dir hinaufschickte, erhört! O sieh jetzt auch meinen Dank gnädig an! Du siehst ihn, obwohl ich ihn nicht aussprechen kann." Und hierauf umarmte sie den kleinen Heinrich unter heißen Thränen. „O grüß dich

Gott, liebster Heinrich," sagte sie; „so hat dich denn Gott uns wieder geschenkt! O, bist du es denn wirklich oder träume ich nur? — Ja, du bist es; du siehst deinem Vater so ähnlich, wie ein Thautropfen dem andern! O wie wird sich deine Mutter freuen! O freue dich doch auch, sieh, wir gehen jetzt zu deinem Vater und deiner Mutter!"

Vater Menrad wischte sich eine Thräne ab und sagte: „Sei gepriesen, guter Gott! Deine heilige Vorsicht waltet sichtbar über diesem Kinde. Du trocknest die Thränen dieser armen Jungfrau, die ohne Unterlaß zu Dir hinauf weinte. Du schenkest guten Eltern ihr innig geliebtes Kind wieder. Du krönest sogleich meine ersten Tritte mit Segen, und ersparest mir altem Manne lange Nachforschungen. Deine Huld und Erbarmung sei ewig gepriesen!"

Menrad ging hierauf mit Heinrich und Margaretha zur Hütte des braven Bauers, die nur ein halbes Stündchen entfernt war. Der kleine Ziegenhirt, der Menrad's Reisetasche trug, übergab sie Margarethen, und übernahm es, einstweilen ihre Schafe zu hüten.

„Ist dies mein Vater und meine Mutter?" fragte Heinrich, als Bauer und Bäuerin ihnen an der Hüttenthür voll Freundlichkeit entgegen kamen, und es war ihm sehr leid, als er hörte, sie seien es nicht. „Sie sind so freundlich!" sagte er. „Mein Vater und meine Mutter können nicht freundlicher sein. Ich wäre gleich bei ihnen geblieben." Menrad, Heinrich und Margaretha aßen hier einiges Wenige; dann setzten sie, von dem Hirtenjünglinge, dem Sohne des guten Hausvaters, begleitet, ihre Reise weiter

fort. Gegen Abend kamen sie aus den Bergen herab in ein weites Thal, und nahmen ihre Nachtherberge in einem großen Dorfe. Mit Anbruch des Morgens fuhren sie auf einem Bauernwagen, den der wackere Jüngling gut zu lenken wußte, ab, in der Hoffnung, etwa in drei Tagen in Eichenfels einzutreffen.

Zwölftes Kapitel.

Der unerwartete Besuch.

Den ersten Tag ließ sich die Reise gut an. Das Fahren, und die vielen Ortschaften, Schlösser und Dörfer, die an dem Wagen gleichsam vorbeiflogen, machten dem kleinen Heinrich eine ganz ungemeine Freude, und so oft er wieder ein Ritterschloß auf einem entfernten Berge erblickte, fragte er allemal, ob das noch nicht Eichenfels sei.

Allein gegen Abend des andern Tages kamen sie an einen dicken Wald. Die Wege waren so schlecht, daß es kaum durchzukommen war. Dazu erhob sich ein fürchterlicher Sturmwind und der Regen stürzte in Strömen herab. Die Nacht brach ein und es wurde sehr finster. Sie waren genöthigt, in einem Wirthshause mitten im Walde, der wegen Räubereien sehr verschrieen war, zu übernachten. Indeß aßen sie hier zu Nacht und begaben sich bald zur Ruhe, um morgen recht frühe aufbrechen zu können. Müde von der Reise schliefen sie alle schnell ein; nur Menrad, der den kleinen Heinrich zu sich in die Kammer genommen hatte, blieb noch auf und kniete bis gegen

Mitternacht an dem Tische, auf dem ein Kerzenlicht brannte, und las und betete.

Da entstand plötzlich ein großer Lärm vor dem Hause. Mehrere rauhe Männerstimmen ließen sich hören. Es wurde mit Gewalt an die Hausthür und Fensterladen gepocht. Alles im Hause fuhr erschrocken aus dem Schlafe auf. Vater Menrad trat aus seiner Kammer. „Ach, Gott!" rief ihm Gretchen entgegen, „ich fürchte, es sind die Räuber und wollen uns den jungen Grafen wieder nehmen." Menrad befahl ihr zu schweigen und ging hinunter. Auch die Wirthsleute schienen sehr erschrocken und sagten, sie getrauten sich nicht, die Thür zu öffnen. Die Männer draußen polterten aber in Einem fort, und drohten, die Thür zu erbrechen.

Menrad, der ein Mann voll Muthes war, sagte: „Die Thür kann uns nicht schützen; Gott aber wird unser Schutz und Schirm sein. In seiner Hand sind wir Alle. Laßt uns sehen, ob wir mit den Männern nicht gütlich zurecht kommen können.

Er öffnete die Thür; vier baumstarke bewaffnete Männer mit Bärten traten trotzig herein, und einer derselben trug eine brennende Pechfackel. „Wir müssen alle Stuben und Kammern des Hauses in Augenschein nehmen," sagten sie; „unser Gebieter wird mit mehreren Leuten sogleich nachkommen und das ganze Haus muß ihm zu Gebote stehen." Menrad fragte, wer denn ihr Gebieter sei? — und ihre Antwort versetzte ihn in ein eben so großes als angenehmes Erstaunen. Es war Graf Friedrich von Eichenfels,

Heinrichs Vater. Der Graf habe, erzählten diese seine Dienstleute, nachdem er gar schwer verwundet, von seiner Wunde aber wieder hergestellt worden, das Heer nicht verlassen, sondern mitstreiten wollen, bis der Friede erkämpft wäre. Der Friede sei nun zu Stande gekommen, und der Graf sei wirklich mit ihnen und seinen übrigen Leuten, die nicht an der türkischen Grenze begraben worden, auf dem Heimwege.

Die Nachricht, daß es Friede sei, erfüllte Alles mit Freude. Alle im Hause beeiferten sich, die braven Krieger zu bedienen. Diese wurden auch sehr freundlich und zutraulich, und entschuldigten ihr voriges ungestümes Betragen mit der schlechten Witterung. In einem solchen schrecklichen Sturm und Platzregen, sagten sie, sei es auch einem Krieger zu verzeihen, wenn er um Mitternacht nicht gern lange vor der Hausthür stehen möge. Auch erzählten sie, sie hätten sich in dem finstern Walde verirrt und das Haus sicher nicht gefunden; allein das brennende Licht habe ihnen zum Leitstern gedient und ihnen wieder auf den rechten Weg geholfen.

Der kleine Umstand, daß die brennende Kerze, bei der Menrad noch so spät betete, den Grafen hieher leitete, war für den frommen Greis, der es gewohnt war, in Allem die Spuren der göttlichen Vorsehung zu sehen, sehr rührend, und er dankte Gott herzlich für diese glückliche Fügung.

Dreizehntes Kapitel.

Freude eines edlen Vaters.

Indeß kam der Graf an, ein großer, ansehnlicher Mann, von sehr edler Gesichtsbildung und einnehmendem, sanftem Betragen. Er nahm den alten Vater Menrad sogleich mit sich auf sein Zimmer, hieß ihn niedersitzen, befahl von seinem eigenen Weine zu bringen, schenkte dem edlen Greise das erste Glas ein, trank auf seine Gesundheit, und hieß ihn nach altdeutscher Sitte mit dem Glase anstoßen.

„Seid mir von Herzen willkommen, ehrwürdiger Vater!" sagte der Graf. „Nach einem solchen Ritte und bei solchem stürmischen Wetter unter Dach und in eine warme Stube zu kommen, ist angenehm. Aber der Anblick Eures frommen, treuherzigen Gesichtes ist mir noch lieber, und thut mir recht im Herzen wohl — und ich muß Euch nur sogleich mein ganzes Herz öffnen. Alle meine Leute sind, wie ihr seht, fröhlich und guter Dinge, weil es nach vielen blutigen Auftritten wieder der Heimath zugeht. Allein ich, ihr Anführer — wie es denn in dieser Welt oft so geht — bin wohl der einzige Traurige unter ihnen. Ich fürchte, es steht bei mir zu Hause nicht Alles so recht, wie es sein soll! Meine Gemahlin ist zwar gesund und wohl. Wegen meines einzigen Sohnes aber bin ich sehr bekümmert. Meine Gemahlin schrieb mir schon lange Zeit her nichts Bestimmtes von ihm, und erst in ihrem letzten Schreiben meldete sie mir, ich werde ihn in dieser Welt wohl nicht mehr sehen. — Ihr seid mit vielen Rittern bekannt, Vater Menrad;

denn Ihr waret vor Zeiten auch ein tapferer Kriegsmann. Ihr seid eben auf der Reise, und vielleicht weit herum gekommen. Wißt Ihr nicht, wie es in Eichenfels steht? Wenn Ihr mir keine gute Auskunft geben könnet, so gebt mir wenigstens Trost."

Vater Menrad antwortete mit dem fröhlichsten Gesichte von der Welt: „Da kann ich Euch die allerbesten Nachrichten geben. Euer Sohn ist gesund und der liebenswürdigste Knabe, den ich in meinem Leben gesehen habe." — „Ihr kennet ihn?" rief der Graf sehr begierig. „O sehr wohl!" sagte Menrad. „Indeß hat sich mit dem Kinde, während Ihr im Felde waret, allerlei zugetragen." Menrad erzählte dem erstaunten Grafen Alles, was er von der Geschichte des Kindes wußte. Er zeigte ihm, zur mehreren Bestätigung, das schöne Bildniß der Gräfin. „Ja, das ist sie," sagte der Graf, „nach dem Leben getroffen. Ob sie wohl jetzt noch so blühend aussieht? Ach, die arme Frau hat Vieles, Vieles ausgestanden! — Aber wo ist der Knabe denn jetzt?" — „Hier im Hause", sagte Menrad. „Hier im Hause!" rief der Graf, und fuhr auf, daß der Stuhl umstürzte. „O warum hast du mir dieses denn nicht sogleich gesagt, alter Vater? Auf der Stelle führe mich zu ihm."

Menrad nahm das Kerzenlicht vom Tische, und der Graf folgte ihm in die Kammer an das Bett seines Sohnes. Der Kleine schlief so sanft, wie die Unschuld, und sah so schön aus, wie ein Engel. Der Graf konnte ihn an dem Glanze des Lichtes nicht genug betrachten. „Da trifft es wohl recht zu," sagte Menrad, „Gott gibt seinen Kindern

ihr Glück im Schlaf." Dem Grafen aber traten die Thränen in die Augen. „Mein Gott," sagte er, „als ich in den Krieg zog, war er ein weinendes Kindlein, und jetzt ist er ein holder Knabe. O meine gute, liebevolle Gemahlin! jetzt erst verstehe ich deine Briefe, und danke dir für die zarte Schonung, mit der du mir einen unermeßlichen Jammer ersparteſt. Heinrich, liebster Heinrich," rief er hierauf und nahm den Knaben bei der Hand, und küßte ihn sanft, „wache auf, sieh', dein Vater ist da!" Der kleine Heinrich rieb sich die Augen, starrte seinen Vater an, und konnte nicht sogleich aus dem Schlafe kommen. „Du bist es?" sagte er endlich voll Freude und mit dem freundlichsten Lächeln. „O grüß' dich Gott, liebster Vater! Ist meine Mutter auch bei dir?" Der Graf nahm den Kleinen in seine Arme, und weinte die süßesten Thränen. „Gottes heilige Vorsicht hat dich wunderbar gerettet, liebes Kind!" sprach er. „Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er dich mir wieder schenkte." — „Ich auch nicht," sagte Heinrich. „O der gute Gott; Er ist doch gar so liebreich und freundlich gegen uns, daß Er uns solche große Freuden macht." Der Graf war höchst erfreut, und hatte, als der Knabe erst vollends wach und munter geworden, über dessen natürliche lebhafte Antworten und Fragen ein Entzücken, das gar nicht zu beschreiben ist. „O Menrad," sagte er, „wie vielen Dank bin ich Euch schuldig! Meine ganze Grafschaft wäre zu wenig, Euch für den Unterricht, den Ihr dem Knaben gegeben habt, zu belohnen."

Margaretha war indeß auch in die Kammer gekommen

und stand schüchtern in der Ferne. Der Graf grüßte sie freundlich, bot ihr die Hand, und sprach ihr Muth ein. „Aber die Räuber," fuhr er mit großem Unwillen fort, „sollen mir ihre Missethaten schwer büßen!" Er gab noch in der Nacht den beherztesten seiner Leute Befehle und Vollmachten, sie in ihrem Schlupfwinkel aufzusuchen, und gefangen nach Eichenfels zu bringen. Dann sprach er wieder mit seinem Sohne, und wäre die ganze Nacht bei ihm aufgeblieben, wenn Menrad ihn nicht erinnert hätte, daß sie alle des Schlafes bedürften, um morgen bei Zeit, und frisch und fröhlich in Eichenfels einzutreffen.

Vierzehntes Kapitel.

Die getröstete Mutter.

Die gute, edle Gräfin lebte indeß auf ihrem Schlosse Eichenfels voll Traurigkeit und Bekümmerniß. Sie hatte die Friedensbotschaft sogleich vernommen, und hoffte nun, ihren Gemahl bald zu sehen. Sie brach aber darüber in Thränen aus. „Ach, Du mein Gott," sagte sie, „ich bin doch recht unglücklich! Was alle Welt mit Freude erfüllt, macht mir unaussprechlichen Jammer. Jede arme Söldnersfrau freut sich auf die Zurückkunft ihres Mannes — und ich kann an die Ankunft meines Gemahls nicht ohne Schrecken denken. Ach, welch ein Jammer wartet auf ihn; wie werde ich ihm die schreckliche Geschichte von dem Verluste des Kindes beibringen! O, für uns Beide schlägt in dieser Welt wohl keine freudige Stunde mehr!"

Es war ihr immer ganz unbeschreiblich bange. Sie fand nirgends Rast und Ruhe. Sie ging bald von einem Zimmer in das andere, bald in die Schloßkapelle, bald in den Garten. Wo sie ging und stand, betete sie in ihrem Herzen zu Gott. Im Gebete, in dem Gedanken, daß Gott alle Schicksale der Menschen lenke, und die verworrensten Begebenheiten zu einem glücklichen Ausgange leiten könne, fand sie allein Beruhigung.

„Du guter Gott," sagte sie, da sie sich eben wieder in die dunkelste Laube des Gartens zurückgezogen und lange schmerzlich geweint hatte, „o erbarme Dich doch meiner, erbarme Dich meines Gemahls, mache Du dieser meiner schrecklichen Qual ein Ende, denn Du kannst es allein! O laß unser Wiedersehen in Freude sein. Du hast aus den weisesten Absichten Vater und Mutter und Kind von einander getrennt und weit in der Welt zerstreut; o schenke uns unser liebes Kind wieder und führe uns alle drei wieder zusammen! Du hast schon unzählige Thränen getrocknet; o trockne auch die meinigen! Du bist ja der Allbarmherzige, und Leid in Freude zu verwandeln, ist Dein liebstes Geschäft. O Vater, Vater, liebster Vater, so sündig ich bin, so bin ich doch auch Deine Tochter, und darf Dich Vater nennen, und nenne Dich auf das Geheiß Deines Sohnes getrost Vater. O Du liebst mich gewiß mehr, als ich mein Kind! O höre, höre mich, und verstoße Dein Kind, Deine Tochter nicht, die keine andere Zuflucht hat, als Dich."

Indem sie so betete, hörte sie einen Fußtritt. Sie blickte

auf, und sieh', Margaretha, die eben mit der übrigen Gesellschaft angelangt war, kam den langen, düstern Bogengang des Gartens herab, gerade auf die Laube zu. Ein Strahl der Hoffnung fiel in das Herz der Gräfin, als sie Margarethen erkannte, und das heitere Gesicht des Mädchens erblickte; es war ihr, als sähe sie einen Engel des Himmels. „O beste, gnädige Gräfin," fing Margaretha an, „ich bringe Euch die fröhlichsten Nachrichten von Eurem lieben Heinrich. Er lebt — und bald werdet Ihr ihn wiedersehen." Margaretha hatte kaum angefangen, zu erzählen, so trat Vater Menrad in die Laube, um die Gräfin auf die Ankunft ihres Sohnes und Gemahls vorzubereiten. Der kluge Mann wußte Alles sehr weislich einzulenken. Die Gräfin war nun voll freudiger Hoffnung, ihren Gemahl und ihren Sohn in einigen Tagen zu sehen, und führte Vater Menrad in das Zimmer, das sie einst mit Heinrich bewohnt hatte.

Als sie nun die Thür öffnete, sieh', da eilte ihr Gemahl mit ihrem Sohne Heinrich auf dem Arme ihr entgegen. Sie konnte nichts als die Worte hervorbringen: „O, mein Gemahl! O, mein Kind!" und sank dem Grafen in die Arme. Sie weinte lange sprachlos, und benetzte bald das Angesicht ihres Kindes, bald das ihres Gemahls mit den süßesten Thränen. „Nun will ich gern sterben," sagte sie endlich, „da ich dies noch erlebt habe! O wie wunderbar weiß doch Gott Alles zu lenken. Ich zitterte, dir, liebster Gemahl, ohne unsern lieben Heinrich entgegen kommen zu müssen, und nun bringst du im ersten Augenblick des Wie-

derſehens ihn mir auf deinen Armen entgegen!" O Gott, in meinem ganzen Leben kann ich Dir nicht genug danken, daß Du dieſe ſchreckliche Geſchichte ſo freudig geendet haſt. Mein Leben lang will ich in keinem Leiden mehr verzagen. Du weißt am Ende Alles recht zu machen. — O mein Heinrich, was für ein lieber Knabe biſt Du indeß geworden! O mein Gemahl, welch' ein ſeliges Wiederſehen hat Gott uns allen Dreien bereitet! Er hat uns alle Drei von einander getrennt; Er hat uns wunderbar wieder zuſammen geführt. Ihm ſei Anbetung, Lob und Dank!" Alle Drei weinten Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott; Margaretha weinte mit, und auch Vater Menrad konnte, innigſt bewegt, ſich der Thränen nicht enthalten.

Nachdem ſich die erſte ungeſtüme Freude etwas gelegt hatte, fing Heinrich an, der Mutter ſeine Geſchichte zu erzählen. Er that es mit großer Lebhaftigkeit, und die Mutter mußte bald weinen, und bald lächeln. Beſonders lebendig ſchilderte er den Augenblick, wie es ihm war, da er durch den Felſenriß das erſte Mal in die Welt eintrat. Mit noch mehr Freude und Rührung ſprach er aber von jenem unvergeßlichen Augenblicke, da Vater Menrad ihm das erſte Mal von Gott ſagte, und es ſtanden ihm, während er redete, immer die hellen Thränen in den Augen.

„Wahrhaftig," ſprach der Graf, „ich wünſchte bald, meine Kindheit auch in einer ſolchen Höhle zugebracht zu haben. Wir ſind des Anblickes der herrlichen Werke Gottes zu gewohnt. — O, daß wir Gottes Werke auch ſo, wie Heinrich, auf einmal, und nachdem wir bereits zur Ver-

nunft gekommen, erblicken könnten, welchen überwältigenden Eindruck würden sie auf uns machen! Du guter Gott, wie würden wir über Deine Macht erstaunen, Deine Weisheit bewundern, uns Deiner Güte freuen! Wie würden wir es bei dem Anblicke Deines schönen Himmels und Deiner wundervollen Erde fühlen: Was so zu Herzen geht, muß aus irgend einem liebevollen Herzen kommen!"

Die Gräfin sagte: „Wie es dem guten Heinrich war, als er aus seinem unterirdischen Aufenthalte das erste Mal auf Gottes schöne Erde herauf kam, so wird es uns einmal sein, wenn wir aus diesem Erdenleben in den Himmel versetzt werden. Denn ich denke, wie Heinrichs Spielzeuge — jene Blumen, Lämmer und Bäume, an denen er in seiner Höhle doch manche Freude hatte — nur sehr unvollkommene Abbildungen dieser herrlichen Werke Gottes selbst waren, so mögen wohl alle sichtbare Schönheiten und alle Freuden dieser Welt kaum ein Schatten gegen die Schönheiten und Freuden des Himmels sein. Nur die Freude auf Erden, unsere Geliebten nach langer schmerzlicher Trennung wiederzusehen, mag uns ein wahres Vorgefühl geben von jener Freude des Himmels, unsere verstorbenen Freunde dort wiederzusehen; denn wirklich fühle ich mich in dieser Stunde des Wiedersehens so selig, als wäre ich bereits in dem Himmel!"

Der ehrwürdige Vater Menrad sprach: „Ich finde die Empfindungen des edlen Herrn Grafen und der frommen Frau Gräfin schön und erbauend. Allein die eigentliche Lehre, die uns in Heinrichs Geschichte vor Augen gelegt

wird, bleibt diese: „Die Weisheit, Güte und Freundlichkeit Gottes leuchten aus Himmel und Erde so klar und deutlich hervor, daß sogar ein Kind die Spuren davon wahrnehmen und den Schöpfer in den Geschöpfen erkennen kann."

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gute belohnt, das Böse bestraft.

Nach einigen Tagen kamen die Leute des Grafen mit der Räuberbande, die sie glücklich in der Höhle beisammen gefunden hatten, in Eichenfels an. Die Räuber waren alle zu zwei und zwei mit Ketten zusammengeschlossen. Ein Wagen mit Kisten, worin sich lauter geraubte Kostbarkeiten befanden, folgte dem Zuge, und zu oberst auf dem Wagen saß die alte Zigeunerin. Die Räuber hatten den entronnenen Knaben gar nicht aufgesucht; denn da sie die eiserne Thür fest verschlossen fanden, und der Felsenriß, durch den er entkam, ihnen unbekannt war, weil ein höchst baufälliger, gefährlicher Gang, in den sie sich nie hineingewagt hatten, dahin führte, so glaubten sie, Heinrich sei entweder in einen der unermeßlich tiefen Abgründe des alten Bergwerkes gefallen oder von einem eingestürzten Gange lebendig begraben worden.

Die Räuber waren daher sehr erstaunt, als sie bei ihrem Einzuge in Eichenfels den jungen Grafen neben seinem Vater unter dem Schloßthore stehen sahen, und sie konnten gar nicht begreifen, wie er durch die eiserne Thür herausgekommen. „Wir glaubten," brummte der Hauptmann

voll Verdruß, „kein Mensch in der Welt sei uns an List gewachsen, und nun muß uns sogar ein Kind überlisten und uns in Ketten und Bande bringen. Das ist sehr ärgerlich. Nun sehe ich es aber doch ein, was ich niemals glauben wollte: Wenn der Dieb reif ist, so holt ihn ein hinkender Büttel ein." Jener Musikant mit dem Hackbrette, der sich auch unter ihnen befand, sprach bei sich selbst: „Wir raubten dieses Kind, damit es uns dereinst zur Rettung dienen möge, allein, nun gereicht gerade dieses Kind uns zum Untergange. Die Leute mögen wohl recht haben, die da sagen: Wer Böses thut, findet am Ende immer, daß er sich verrechnet habe." Wilhelm, der Jüngling, der gegen den kleinen Heinrich immer so freundlich und gefällig gewesen und kein ganz verdorbenes Gemüth hatte, sagte: „Das hat Gott so gefügt, daß der Kleine entkam, und ich freue mich, daß er lebt, obwohl das mein Tod sein wird. Gott zeigt auch hier wieder seine Macht, die Unschuld zu retten und die Schuldigen zu strafen. Nun geht an uns Allen in Erfüllung, was einmal mein seliger Vater gesagt und was mir meine Mutter oft wiederholt hat: Wenn sich der Böse auch in den Mittelpunkt der Erde verkriechen könnte, so wüßte ihn Gottes strafende Gerechtigkeit doch zu finden und ihn zur verdienten Strafe zu ziehen."

Als Heinrich den armen Wilhelm in seinen Ketten unter den Räubern erblickte, ging es ihm sehr zu Herzen, und er bat seinen Vater inständig, dem armen Menschen, der ihm so viel Gutes erwiesen habe, doch kein Leid zu thun. Der Graf sagte, er könne für jetzt noch nichts versprechen: er

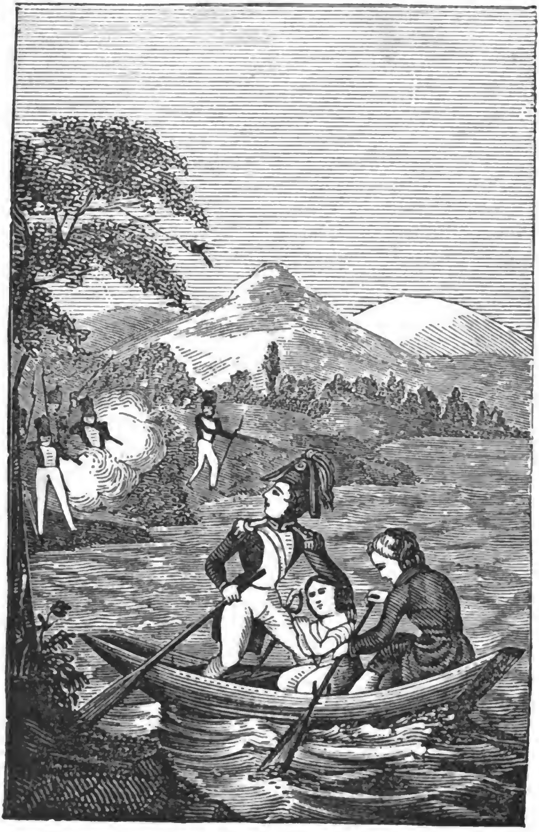
werde ihn aber so gelinde behandeln, als es in seiner Macht stehe. Da sich bei dem Verhöre fand, daß der junge Mensch niemals Blut vergossen, und mehr der Diener der Räuber, als selbst ein Räuber gewesen sei, so wurde er zwar nicht hingerichtet, aber dennoch zum lebenslänglichen Gefängnisse verurtheilt. Der Graf milderte aber die Strafe dahin, daß er so lange, bis er hinreichende Beweise von aufrichtiger Besserung gegeben habe, in ein Arbeitshaus geschickt werden solle, dann aber zu den Seinigen wieder zurückkehren dürfe. „Sieh," sagte der Graf zu ihm, als man ihn abführte, „wie nichts Böses unbestraft bleibt, so wird alles Gute belohnt. Die Linderung deiner Strafe hast du deiner Freundlichkeit gegen meinen Sohn zu danken. Ja, was du meinem Kinde gethan hast, will ich dir an deiner armen Mutter vergelten. Halte dich gut und mache, daß ich dich bald zu ihr zurücksenden könne."

Die übrigen Räuber bekamen indeß alle den blutigen Lohn, den sie durch ihre blutigen Thaten verdient hatten. Die Zigeunerin kam auf immer in das Zuchthaus. Das geraubte Gut wurde den Eigenthümern, die man noch entdecken konnte, zurückgegeben; das übrige wurde zur Stiftung eines Waisenhauses verwendet. Der Graf gab dazu, aus Dankbarkeit gegen Gott, eine große Summe Geldes und die fromme Gräfin all ihren Schmuck.

Margaretha blieb in den Diensten der Gräfin, wie vorher, und hatte nun nach langem Leiden auch wieder frohe Tage. Den Gärtnerjungen Görge hatte man wegen seines Leichtsinnes und seiner Nachlässigkeit längst fortjagen

müssen; er hatte sich überdies noch dem Trunke und anderen Schlechtigkeiten ergeben, und war in seinen schönsten Jugendjahren bereits an der Auszehrung gestorben. Der Jüngling aus dem Gebirge reis'te, von dem Grafen reichlich beschenkt, wieder zu seinen Eltern zurück.

Den guten Vater Menrad hätte der Graf gern für immer auf seinem Schlosse behalten. Er blieb zwar einige Zeit; allein er ließ sich nicht bewegen, seine Einsiedelei ganz mit dem gräflichen Schlosse zu vertauschen. „Ich will den Rest meiner Tage vollends Gott widmen," sagte er, „und das glaube ich am besten in der Einsamkeit thun zu können. Ich habe lange genug in der Welt gelebt, und weiß aus Erfahrung, was an ihr ist. Sich auf die bessere Welt vorbereiten, ist das Beste, was wir in dieser Welt thun können." Der ehrwürdige Greis segnete bei dem Abschiede, der sehr traurig war, den Grafen, die Gräfin und den kleinen Heinrich, der sich fast nicht von ihm wollte trennen lassen. Die gräfliche Familie begleitete den guten Mann herab unter das Schloßthor an den Wagen. Er stieg ein, blickte Alle noch einmal liebreich an, und sprach noch, bevor der Wagen abfuhr: „Lebet wohl, und der Friede Gottes sei mit euch. Im Himmel sehen wir uns wieder."



Der Kanarienvogel.

„Das Schifflein war kaum zwanzig Schritte vom Lande, so erreichten die Soldaten das Ufer. Sie fingen an, auf die Flüchtigen zu feuern. Fürchterlich zischten den unglücklich Verfolgten die Kugeln um die Ohren.“ — Seite 22.

Der
Kanarienvogel,
und das
Johanniskäferchen.



Erzählungen

von

Christoph Schmid, dem Verfasser der Ostereier.

New-York:
Wilhelm Radde, 300 Broadway.

1857.



Der Kanarienvogel.

Zu jenen unglücklichen Zeiten Frankreichs, da der alte Königsthron umgestürzt und eine Menge adelicher Familien in das tiefste Elend versetzt wurden, lebte jenseits des Rheins die Familie von Erlau. Herr von Erlau war ein sehr edler, vortrefflicher Mann, seine Gemahlin eine sehr gute, liebenswürdige Frau, und ihre beiden Kinder, Karl und Lina, waren die treuen Ebenbilder der Eltern. Sobald jene furchtbaren Unruhen, die ganz Europa so viel Blut und so viele Thränen kosteten, ausgebrochen waren, zog Herr von Erlau sich aus der Hauptstadt auf sein entlegenes Landgut, zwischen dem Rheine und dem Vogesischen Gebirge, zurück. Hier, auf seinem Schlosse, das nebst dem dazu gehörenden Dörfchen von Felsen, Weinbergen, Kornfeldern und ganzen Wäldchen fruchtbarer Bäume umgeben war, lebte er, entfernt von Welthändeln, mit den Seinigen in der tiefsten Stille. Seine Unterthanen, die ihn als ihren größten Wohlthäter ehrten und ihn sonst nur einige Wochen im Jahre zu sehen bekamen, freuten sich sehr, ihn jetzt beständig in ihrer Mitte zu haben. Er that ihnen unbeschreiblich viel Gutes. Die Gegend umher glich einem Garten; der edle Mann machte sie aber zu einem Paradiese.

Der vortreffliche Vater schätzte sich glücklich, daß er hier Zeit fand der Lehrer seiner Kinder zu werden. Die seligsten

Stunden waren ihm jene, in denen er sie in der Religion unterrichtete. Er war fest überzeugt, daß allein die Religion den Menschen wahrhaft bilden, ihm einen wahren Werth geben, ihn beglücken und in Noth und Tod trösten könne. Die edle Mutter, die von den nämlichen Gesinnungen durchdrungen war, wohnte diesen Unterrichtsstunden immer bei und sprach aus ihrem gefühlvollen, frommen Mutterherzen auch hier und da ein treffendes Wort dazu. Mit besonderer Rührung redete der Vater, jetzt zur Zeit der Gefahr, von Gottes heiliger Vorsehung und dem Vertrauen auf Gott. Die Mutter vergoß, wenn sie ihre Kinder, die in dieser zerrütteten Welt durchkommen sollten, so anblickte, und wenn dann der Gedanke an jene allwaltende Liebe dort oben ihr Herz ergriff, Thränen der Wehmuth und der Freude, und ihre Worte waren Geist und Leben. Was so aus dem Herzen kam, drang auch zu Herzen. Die guten Kinder hörten voll Aufmerksamkeit und voll Andacht zu, und gar oft glänzten auch ihnen die hellen Thränen in den Augen. Eltern und Kinder waren, trotz der Gefahren, die ihnen ringsumher drohten, heiter und getrosten Muthes.

Außer dem allerwichtigsten Gegenstande, der Religion, unterrichtete der Vater die Kinder in allen übrigen nothwendigen und nützlichen Kenntnissen; ja er unterließ auch nicht, ihnen dasjenige beizubringen, was zur Zierde gehört und das menschliche Leben angenehmer macht. Er spielte unter andern sehr vortrefflich Klavier und sang so überaus lieblich, daß er nicht leicht von Jemand als von seiner Gemahlin übertroffen wurde. Er unterrichtete daher den kleinen Karl im Klavierspielen und die sanfte Lina im Singen.

An einem trüben, schauerlichen Abende gegen Ende des Winters saßen einmal Vater und Mutter, Karl und Lina in dem warmen, hellerleuchteten Zimmer an dem prächtigen Flügel beisammen; denn Musik und Gesang waren zu dieser

Jahreszeit ihre gewöhnliche Abendunterhaltung. Der Vater hatte ein kleines Liedchen eigens für die zwei Kinder verfaßt, eine leichte, gefällige Melodie dazu gesetzt und die Klavierbegleitung so eingerichtet, daß der Knabe mit seinen kleinen Fingerchen damit zurecht kommen konnte. Die Mutter wußte davon noch nichts; die Kinder wollten ihr mit dem Liedchen eine unvermuthete Freude machen. Nachdem nun die Mutter mit ihrer unvergleichlichen Stimme einige geistreiche Arien, die der Vater mit lieblichen Saitentönen begleitete, gesungen hatte, sprach er: „Nun, Karl und Lina, laßt Ihr Euere kleinen Künste hören!“ Karl setzte sich an den Flügel und spielte, und Lina sang mit ihrem zarten Stimmchen, etwas schüchtern, aber ungemein lieblich das

Lied:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott.

Die Blitze droh'n,
Der Donner kracht;
Gott winkt — entfloh'n
Ist ihre Macht.

Und so er bricht
Der Bau der Welt,
Ich zitt're nicht,
Da Gott mich hält.

Wer auf ihn schaut
Mit stetem Blick,
Auf Felsen baut
Der all sein Glück.

Unendlich gut
Und treu ist Gott:
D'rum hab' ich Muth
In jeder Noth.

Die Mutter war über dieses erste Lied ihrer geliebten Kinder entzückt. Kein Concert an dem königlichen Hofe hatte ihr je so viel Vergnügen gemacht. Sie umarmte ihre Kinder unter Thränen. „Ja," sprach sie, „Gott, der Euch bisher schützte, wird ferner Euer mächtiger Beschützer sein."

Da wurde plötzlich die Thüre des Zimmers aufgerissen, da drangen bewaffnete Nationalgarden in ihren Uniformen mit Ungestüm in das Zimmer, da zeigte der Anführer den Verhaftsbefehl, da wurde der edle Vater ergriffen; ohne Widerrede und auf der Stelle sollte er in das Gefängniß der Stadt abgeführt werden. Er sei als ein Königlichgesinnter und als ein Feind der Freiheit angeklagt worden — war der Grund, den der Befehl angab. Die Mutter warf sich dem rauhen Manne zu Füßen, der mit schwarzen, funkelnden Augen, wild in die Stirne hinein hängenden schwarzen Haaren und einem fürchterlichen Backenbarte trotzig vor ihr stand. Sie rang die Hände; heiße Thränen rannen über ihre von Schrecken bleichen Wangen. Auch die beiden Kleinen erhoben bittend und flehend ihre zarten Händchen, den Vater nicht mit fort zu nehmen. Eine Thräne schlug die andere und sie konnten vor Schluchzen bald kein Wort mehr hervorbringen. Alles war vergebens. Nicht einmal das wurde bewilligt, noch bis an den Morgen — ja nur noch eine Stunde, zu warten, um einige Nothwendigkeiten für den traurigen Aufenthalt im Gefängnisse zusammen zu packen. Es blieb dabei. Auf der Stelle mußte er fort, und da die Mutter ihn weinend und laut jammernd umschlang und die Kinder sich um seine Knie klammerten, so wurde er ihnen mit Gewalt entrissen und abgeführt.

Der Jammer der Mutter und Kinder war unbeschreiblich. Sie wurden in dem Zimmer bewacht, um in dem Dorfe, wo Herr von Erlau sehr geliebt wurde, weiteres Aufsehen zu verhüten. Der Mutter waren vor Schrecken die Knie ge-

brochen. Weinend, mit gerungenen Händen und die nassen Augen zum Himmel gerichtet, saß sie in einem Sessel; ihre Kinder drängten sich schluchzend und jammernd zu ihr. Indeß faßte sich die edle, fromme Mutter bald wieder. „Laßt uns, meine liebsten Kinder," sprach sie, „das Vertrauen auf Gott nicht so schnell aufgeben! Dieses große Leiden ließ Gott über uns kommen. Er wird uns Gnade geben, es zu tragen; er wird es zu unserm Besten lenken und es dereinst in Freude verwandeln. Laßt uns denn getrost und vertrauensvoll sagen: Herr, Dein Wille geschehe!"

II.

Die unglückliche Frau versuchte alles, ihren geliebten Mann zu retten. Sie eilte, sobald die Wache abgezogen war, in die Stadt. Sie ging zu den Richtern, sie betheuerte die Unschuld ihres Gemahls; sie berief sich auf das Zeugniß der ganzen Nachbarschaft, wie still, wie zurückgezogen er gelebt, wie er an den Welthändeln nicht den geringsten Antheil genommen, nicht einmal darüber mit Jemand gesprochen habe. Sie warf sich den Richtern zu Füßen. Allein es war nicht anders, als redete sie zu steinernen Bildsäulen. Keiner wurde zum Mitleid bewegt. Sie erhielt nicht einmal die Erlaubniß, ihren Gemahl im Gefängnisse zu besuchen. Sie mußte sogar hören, in wenigen Tagen werde er eines blutigen Todes sterben.

Als sie nach drei Tagen auf ihr Landgut zurück kam, war das Schloß von Soldaten besetzt. Man hatte ihr Vermögen in Beschlag genommen, das Schloß geplündert und zu einer Kaserne eingerichtet. Sie wurde nicht mehr eingelassen und ging traurig weiter. Sie jammerte und weinte um ihre Kinder; denn Niemand wußte ihr zu sagen, wo sie wären. Alle ihre Leute waren zerstreut. Es war bereits spät am

Abend. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden, wo sie übernachten sollte.

Da begegnete ihr in der Dämmerung Richard, ihr alter, treuer Diener, und sprach zu ihr: „Liebe, gute, gnädige Frau, Sie stehen jeden Augenblick in Gefahr, verhaftet zu werden. Sie haben sich im Eifer einige Worte von himmelschreiender Ungerechtigkeit und Grausamkeit, von Unterdrückung unter dem Scheine der Freiheit entfallen lassen. Uebelgesinnte haben diese Worte aufgefangen und sie gehörigen Orts hinterbracht. Es ist für Sie kein anderes Rettungsmittel mehr, als schleunige Flucht. Sie zu verbergen ist mit zu vielen Gefahren verbunden. Ihren Gemahl können Sie nicht retten; Ihr Dableiben würde nur dazu dienen, Sie selbst zu verderben. Ihre Kinder sind in meinem Hause. Kommen Sie mit dahin! Mein Bruder, der alte Fischer am Rhein, ist schon berichtet. Ich begleite Sie noch diese Nacht zu ihm, und er bringt Sie dann mit Ihren Kindern sicher über den Rhein. So retten Sie wenigstens Ihr Leben."

Sie kam in das Haus des guten Richard's, das unten im Dorfe war. Allein ein neuer Jammer wartete hier auf sie. Lina war an eben dem Tage, da sich die Mutter in die Stadt begab, vor Schrecken und Jammer krank geworden. Die Krankheit hatte diesen Abend sehr zugenommen. Das arme Fräulein lag in einem heftigen Fieber. Sie war nicht bei Sinnen und kannte ihre Mutter nicht einmal. Die Mutter wollte nun durchaus bleiben und ihr liebes krankes Kind selbst verpflegen. Der Arzt, der eben zugegen war, widerrieth ihr das sehr ernstlich. „Die Kranke," sagte er, „wird es nicht lange mehr treiben, sie wird nicht mehr zu sich selbst kommen, sie ist schon als todt zu betrachten. Die Gegenwart der gnädigen Frau kann dem guten Kinde zu nichts mehr dienen. Es ist Pflicht, auf Ihre eigene Rettung zu denken."

Die tiefbetrübte Mutter stand todtenbleich und mit roth-

geweinten Augen an dem Krankenbette und konnte sich nicht zur Abreise entschließen. Der Arzt nahm sie unter dringendem Zureden sanft bei dem Arme, um sie hinweg zu führen. Sie that ein paar Schritte gegen die Thüre, schauderte zusammen, wandte sich mit weit ausgebreiteten Armen wieder um, umfaßte ihre Tochter und rief mit dem Ausdrucke des innigsten Schmerzes: „Nein, liebes Kind, ich kann Dich nicht verlassen. Ich achte mein Leben für nichts; ich will mit Dir sterben."

Der alte Richard und sein gutes Weib baten sie mit aufgehobenen Händen, auf der Stelle abzureisen, und versprachen Beide heilig, für das kranke Fräulein zu sorgen, als wäre sie ihr eigenes Kind. „Die Nacht ist angebrochen," sagte Richard; „nur unter ihrem schützenden Dunkel ist es möglich zu entfliehen. Jeder Verzug bringt Gefahr und kann nicht nur Ihnen, beste, gnädige Frau, sondern auch mir und meinem Weibe das Leben kosten. Denn Jemanden über Nacht zu behalten, ohne es vorher anzuzeigen, ist bei Todesstrafe verboten."

„Nun denn, Du liebe, holde Lina," sprach jetzt die bestürzte Mutter zu ihrer Tochter, „wenn ich Dir denn in dieser Welt keinen Dienst mehr erweisen kann, wenn mein Hierbleiben zu nichts dienen würde, als diese guten, alten Leute auf das Blutgerüste zu bringen, so will ich denn in Gottes Namen fort. Lebe wohl, liebster Engel, zieh' hin in die Wohnungen des Friedens, wo die Unschuld nicht mehr leidet, wo keine Thränen mehr geweint, wo liebende Herzen nicht mehr getrennt werden."

Der kleine Karl, der neben der Mutter stand, nahm seine Schwester weinend und schluchzend bei der Hand und sagte: „Sei froh, liebe Lina, Du wirst nun ein schöner Engel im Himmel. Dort hast Du es besser als hier auf Erden, wo

wir immer so in Furcht und Aengsten leben müssen. O, wie gerne ginge ich mit Dir!"

Die Mutter kniete jetzt an dem Krankenbette der geliebten Tochter nieder und sprach, zum Himmel aufblickend: „Dir, o Gott, sei sie denn zum Opfer gebracht und Deiner Gnade und Erbarmung ganz und gar übergeben!" Sie schwieg einige Augenblicke, stand dann schnell auf, küßte Lina, nahm Karl bei der Hand und eilte zitternd und bebend, ohne umzusehen, zur Thüre hinaus.

Frau von Erlau begab sich nun auf die Flucht. Der treue Diener hatte einige Nothwendigkeiten für die Reise zusammen gebracht. Er schritt schwer beladen voraus. Die arme Frau, mit einem Päckchen unter dem Arme, folgte ihm und führte den geliebten Knaben, der auch ein kleines Bündelein trug, an der Hand. Kein Wort wurde gesprochen. Die Nacht war höchst unfreundlich; es stürmte und regnete fürchterlich. „Dieser Sturm, diese Regengüsse, diese schauerliche Finsterniß," sagte endlich der alte Mann leise, „sind lauter Wohlthaten Gottes; sie schützen uns vor unsern Verfolgern. Bei einer lieblichen, mondhellen Nacht würden wir sicher entdeckt. So zielt das, was uns schrecklich dünkt, immer zu unserm Besten ab. So ist es mit allen Trübsalen, Stürmen und dunkeln Schicksalen des Lebens."

Sie kamen zur Wohnung des alten Fischers. Sie traten in die kleine, rußige Stube, die von einem düstern Oellichte schauerlich beleuchtet war. Der ehrliche Fischer hieß die Frau und den Knaben in seiner Hütte herzlich willkommen. Bis er den Kahn mit Hülfe Richard's an den Rhein brachte, setzte die Fischerin der Frau und dem Knaben eine warme Suppe, Brod und etwas Wein vor. Zitternd vor Furcht und Frost genossen sie etwas Weniges. Nun kamen die zwei Männer zurück. Sie führten die Frau an den Rhein. Der Mond im letzten Viertel war aufgegangen, blickte von Zeit

zu Zeit durch zerrissene Wolken und milderte die schreckliche Finsterniß ein wenig. Die gute Frau fühlte einen eiskalten Schauder, als sie in der ungestümen Nacht, in Sturm und Regen, so an dem unermeßlichen, mächtig rauschenden Flusse stand, das kleine, armselige Fahrzeug, das kaum stark genug war, zwei Personen zu tragen, vor sich sah und nun mit ihrem Kinde einsteigen und über den Fluß fahren sollte. Die Männer machten ihr Muth. Der alte Fischer stieg ein, ergriff das Ruder und sprach mit frommer Zuversicht: „Gott wird uns hinüber helfen."

Richard nahm jetzt Abschied. Der treue Diener hatte bei der Plünderung des Schlosses eine goldene Dose, eine goldene Uhr und ein paar Ringe mit Edelsteinen gerettet. Diese übergab er nun der Frau von Erlau. Er legte noch etliche Goldstücke, die er in ihrem Dienste erspart hatte, bei, ohne zu sagen, daß sie von ihm seien. Hierauf küßte er ihr unter heißen Thränen die Hand und schloß den Knaben schluchzend in die Arme. „O, meine liebe, gnädige Frau!" sagte er, „ich alter Mann sehe Sie und den lieben Karl jetzt wohl das letzte Mal; ich kann nichts Weiteres für Sie thun. Aber Gott wird für Sie sorgen; er wird Sie noch fröhliche Tage erleben lassen. Einer so guten Herrschaft kann es nicht übel gehen. Ich würde Sie begleiten; allein vielleicht finde ich noch Mittel, unsern guten, gnädigen Herrn zu retten. Ich werde Alles versuchen." — Alle weinten und schluchzten. Die Mutter empfahl ihm noch ein Mal, sich ihres Gemahls und ihrer Tochter anzunehmen. Der alte Mann versprach es und half ihr und dem kleinen Karl einsteigen.

Als das Schifflein vom Lande stieß, fiel Richard an dem Gestade auf die Knie und erhob die Hände zum Himmel. „Hier will ich knien und Gott bitten," sagte er, daß sie glücklich hinüber kommen. Ich will nicht mehr von meinen Knien aufstehen, bis mir mein Bruder die frohe Botschaft

bringt, sie seien gerettet. Wollte Gott, ich könnte ihnen von ihrem lieben Gemahl und ihrer geliebten Tochter noch ein Mal die nämliche frohe Nachricht bringen!"

III.

Frau von Erlau war mit ihrem Knaben glücklich über den Rhein gekommen und nun in Sicherheit. Allein es war für sie hier kein Bleibens. Der Aufenthalt wurde den Ausgewanderten sehr erschwert, und überdieß rückte der Kriegsschauplatz immer näher. Sie reis'te nach der Anleitung, die ihr Richard gegeben hatte, längs dem Rhein hin, der Schweiz zu, Ihre Baarschaft schmolz sehr zusammen. Der Aufenthalt in der Schweiz wurde ihr als zu kostbar geschildert. Man rieth ihr, in Schwaben ein Unterkommen zu suchen. Nach mehrerem vergeblichen Hin- und Herreisen kam sie bis an die Gränze des Tirols. Endlich erhielt sie durch die Vermittelung eines Menschenfreundes die Zusage, ein alter Tyroler wolle sie in seine Hütte aufnehmen.

Sie machte sich mit ihrem kleinen Karl unverzüglich auf die Reise; ein Wegweiser, der zugleich das Gepäcke trug, ging vor ihr her. Sie kam über hohe Berge und durch tiefe Thäler. Als sie wieder einen Berg erstiegen hatte, erblickte sie in einer schauerlichen Tiefe ein schmales, grünes Thal. Rechts im Thale, unten an einem düstern, weit überhangenden Felsen, lagen einige niederige hölzerne Hütten, mit flachen, fast ebenen Dächern; aus ihrer Mitte ragte, glänzendgrau wie Atlas, das hölzerne Schindeldach nebst der Thurmspitze einer kleinen Kapelle empor. Links des Thales zog sich ein schwarzer Tannenwald hin, hinter dem sich zwei Berggipfel zu den Wolken erhoben; sie waren, obwohl in den Thälern schon alles grünte und blühte, noch ganz mit Schnee bedeckt. Der Wegweiser zeigte mit dem Reisestab in die Tiefe und sagte; „dieß ist Schwarzenfels; hier unten

wohnt der ehrliche Alte, der Sie aufnehmen will." Frau von Erlau seufzte und stieg den schmalen Fußsteig hinab.

Der alte Tiroler, der sie heute erwartete, ein noch blühender Greis, kam ihr mit froher, freundlicher Miene entgegen. Auf unsere Art von Höflichkeit verstand er sich nicht; Jemanden Sie oder Ihr zu nennen, war ihm ungewohnt. Indeß hatte er doch ein sehr richtiges Gefühl für Wohlanständigkeit. Er prangte heute, der fremden Frau seine Achtung zu bezeugen, in seiner grauen Sonntagsjacke nebst dem scharlachrothen Brusttuche und trug seinen schönen, grünen Hut mit einer krummen Hahnenfeder auf dem Kopfe. „Grüß' Dich Gott, gnädige Frau," sagte er; „es ist mir lieb, Dich mit Deinem Herrn Büberl unter meinem Dache beherbergen zu können."

Die Tirolerin, eine freundliche Alte, mit weißen Haaren und rothen Wangen, stand unter der Hausthüre. Sie war sehr reinlich gekleidet, trocknete, da sie eben aus der Küche kam, erst an der weißen Schürze die Hand ab, reichte sie dann der gnädigen Frau und sagte: „Grüß' Dich Gott, Du liebe Frau. Das Essen ist gleich fertig; Du mußt aber mit Wenigem vorlieb nehmen; bei uns giebt es fast nichts als Milch und Butter, Haberbrod und Erdäpfel."

Der Tiroler führte die Frau in ein Nebenstübchen, dessen kleines Fensterlein die Aussicht auf den düstern Tannenwald und die zwei Schneeberge hatte. Die ganze Einrichtung des Stübchens bestand aus einem Tische, einer Bank und einem paar Stühlen von Tannenholz und aus einem glänzend grünen irdenen Ofen, der zugleich zum Heerde diente; nebenzu war noch ein kleines, ärmliches Schlafkämmerchen. Indeß dankte die Frau Gott, dieses Plätzchen gefunden zu haben.

Sie richtete ihr kleines Hauswesen ein, so gut es die Umstände erlaubten. Sie kochte selbst und brachte die übrige

Zeit mit Stricken und Nähen zu, womit sie doch immer Einiges verdiente. Ihren Karl zu beschäftigen, machte ihr die meiste Sorge. Ihn selbst zu unterrichten, fehlte es ihr an Büchern, und überdies hatte er auch schon angefangen, Latein zu lernen. Als sie eines Morgens eben bekümmert darüber nachdachte, wurde das kleine Glöcklein in der Kapelle geläutet. Die gute, fromme Tirolerin kam eilig herein und sagte, der Herr Pfarrer aus dem Dorfe, jenseits des Berges, werde heute die heilige Messe dahier lesen. Frau von Erlau begab sich mit ihrem Karl sogleich in die Kapelle. Der Pfarrer hielt eine kleine Anrede, die ihr sehr zu Herzen ging. Sie sprach nach dem Gottesdienste mit ihm und fand an ihm einen sehr einsichtsvollen, frommen, liebreichen Mann. Er versprach, die nöthigen Bücher zu bestellen und dem Knaben jeden Nachmittag ein paar Unterrichtsstunden zu geben, wenn er sich über den Berg bemühen wollte.

Karl verstand sich dazu mit Freuden und war, seit er wieder ein bestimmtes Geschäft hatte, noch ein Mal so vergnügt. Er konnte jedes Mal kaum das Mittagessen abwarten, um mit seinen Büchern nur recht bald über den Berg zu kommen. Indeß hatte der arme Knabe, zumal wenn es mehrere Tage nacheinander regnete, fast gar keine Unterhaltung. Die verständige Mutter hielt eine unschuldige Erholung für eben so nöthig als die Arbeit. Sie war darauf bedacht, ihm Beides zu verschaffen.

In dem Tirol werden viele Kanarienvögel gezogen und dann von eigenen Händlern außer Landes weit und breit umher verkauft. Auch der alte Tiroler hatte eben mehrere junge, vorzüglich schöne Kanarienvögel beisammen. Karl bat seine Mutter, da diese Vögel hier so wohlfeil wären, ihm einen zu kaufen. „Zu Hause," sagte er, „hatte Lina immer ein solches Vögelein. Kauf' mir doch eines, so haben wir hier zwischen diesen Felsen und Wäldern doch etwas, das uns an

unser liebes Vaterland erinnert!" Die gute Mutter war dazu bereit, und der Knabe suchte sich den schönsten Kanarienvogel aus allen heraus, der demjenigen, den seine Schwester ehemals hatte, am ähnlichsten war.

Karl hatte an dem gelben Vögelchen mit den hellen glänzendschwarzen Aeugelein die größte Freude. Es wurde bald zahm, flog ihm auf den ausgestreckten Zeigefinger und pickte ihm Brosamen von den rothen Lippen. Wenn er schrieb, flog es herbei, rupfte an der Schreibfeder und pickte ihn in den Finger, so daß er, obwohl ihm der Scherz gefiel, es öfters einsperren mußte, um in seiner Arbeit nicht gehindert zu werdan. Als das Vögelein anfing, zu singen, konnte Karl den Gesang gar nicht genug loben. „Du mußt ihm ein schönes Stückerl pfeifen lehren," sagte einmal der Tiroler. Karl glaubte, der Alte scherze; er wußte noch nicht, daß man Vögel abrichten könne. Der Tiroler langte eine kleine Pfeife, die er ein Flaschenetlein nannte, hervor. „Ei," sagte Karl, „das ist ja eine unvergleichlich schöne kleine Flöte von Elfenbein!" Der Tiroler spielte ihm ein Tänzchen vor und zeigte ihm die Griffe. Karl war über den hellen, reinen Ton entzückt, faßte, da er sehr viel Talent zur Musik hatte, Alles sehr leicht, und konnte bald ein jedes Stückchen, das er hörte, sogleich spielen. Er spielte nun dem Vogel sehr oft ein und das nämliche Stückchen vor, und als der Vogel es endlich das erste Mal genau und ohne Fehler sang, hüpfte Karl vor Freude, und die Mutter sagte lächelnd: „Mache nur, daß Du Deine Lektion auch immer so pünktlich und ohne Anstand aufsagen könnest, wie der Vogel." Der Kanarienvogel und die Flöte machten dem muntern Karl und selbst der Mutter, zumal wenn Sturm und Regen sie in ihre düstre Stube verschloß, manche heitere Stunde.

Indeß lag der edeln Frau das Schicksal ihres Gemahls und ihrer Tochter beständig im Sinne und verursachte ihr

manchen traurigen Tag, manche schlaflose, thränenvolle Nacht. Sie suchte freilich beständig, Nachricht zu erhalten, allein immer vergebens. Die einzigen Nachrichten aus Frankreich, die zu ihr gelangen konnten, waren in den Zeitungen enthalten. Der Herr Pfarrer sendete ihr dieselben jede Woche einmal durch Karl. Eines Abends kam Karl nach Hause, brachte die Zeitungen mit, packte sie aus seiner Decke aus und sagte, der Herr Pfarrer habe sie zwar nicht ganz durchlesen können; indeß habe er doch so viel gesehen, daß sie viele gute Nachrichten enthielten. Die Mutter las begierig und fand, daß die Nachrichten vom Kriege wirklich sehr gut lauteten. Sie schöpfte Hoffnung, bald wieder in ihr geliebtes Vaterland zurückkehren zu dürfen. Aber sieh', am Ende der Zeitung war eine lange Liste von Edelleuten, die wegen ihrer Vorliebe zu der alten Verfassung hingerichtet wurden. Und unter diesen fand sie auch den Namen ihres Gemahls, Heinrich von Erlau. Sie erschrack, als hätte sie ein Donnerschlag getroffen. Das Blatt fiel ihr aus den Händen und sie sank in Ohnmacht. Es währte lange, bis die Leute im Hause, die auf Karl's Jammergeschrei herbei eilten, sie wieder zurecht brachten. Sie verfiel in eine gefährliche Krankheit. Man zweifelte an ihrem Aufkommen und der arme Knabe, der keinen Augenblick von ihrem Bette kam, welkte zusehends dahin. Der alte Tiroler sagte öfter kopfschüttelnd und mit wehmüthiger Stimme: „Der kommende Herbst wird wohl seine Blätter auf das Grab der guten Frau streuen, und auch das arme Kind sieht vielleicht den künftigen Frühling nicht mehr."

IV.

Der alte, getreue Diener Richard hatte jenseits des Rheins gewartet, bis sein Bruder, der Fischer, in dem kleinen Kahn wieder zurückgekommen war und ihm die Nachricht von der

glücklichen Ueberfahrt der Frau gebracht hatte. Seine größte Angelegenheit war jetzt, seinen guten Herrn von dem Tode zu retten; denn Richard hielt es für höchst ungerecht, daß derselbe wegen seiner Treue gegen den rechtmäßigen König sollte hingerichtet werden.

Sogleich des andern Tages in aller Frühe eilte er in die Stadt. Er hatte da einen Sohn, Namens Robert, den man gezwungen hatte, unter der Nationalgarde zu dienen. Mit Hülfe dieses muthigen und gewandten Jünglings, den von Zeit zu Zeit die Wache bei den Gefangenen traf, hoffte Richard seinen Herrn aus dem Gefängnisse zu befreien. Richard und sein Sohn machten allerlei Entwürfe, fanden aber keinen ausführbar. Endlich beschlossen sie, der Sohn sollte ein aufmerksames Auge haben und die erste beste Gelegenheit, die sich darbieten würde, benützen. Es zeigte sich aber durchaus keine, und Robert gab bereits die Hoffnung auf.

Herr von Erlau wurde endlich zum Tode verurtheilt. Das Urtheil sollte den kommenden Morgen vollzogen werden. Traurig, den Kopf auf die Hand gestützt, saß er Nachts in seinem einsamen Gefängnisse so da. Man hatte es nicht der Mühe werth geachtet, ihm Licht zu bringen, und dichte Finsterniß umgab ihn. Er dachte an seine Frau, an seine Kinder. Nicht um sich selbst war es ihm, sondern nur um sie. Er wußte nichts von ihnen, und war wegen ihres Schicksals sehr bekümmert. Doch, was er bei Anhörung seines Todesurtheils mit einem Blick zum Himmel gesagt hatte, das war auch jetzt noch seine Gesinnung: „Herr! Dein Wille geschehe!“

Er richtete alle seine Gedanken auf Gott. „Bei wem,“ sagte er unter Anderm, „soll ich in dieser letzten Nacht meines Lebens Trost finden, als bei Dir, liebster Vater im Himmel? Was Du geschehen lässest, ist immer das Beste. So mache es denn mit mir und mit den Meinigen nach Deinem

göttlichen Wohlgefallen. Willst Du mich meinem lieben Weibe und meinen guten Kindern nehmen, so wirst Du väterlich für sie sorgen und sie in ihrem großen Jammer trösten, und im Vertrauen auf Dich will ich mein Haupt ruhig auf den Block legen, der bereits von dem Blute vieler meiner Freunde gefärbt ist. Willst Du mich aber meinem Weibe und meinen Kindern noch auf eine Zeit schenken, so ist es Dir ein Leichtes, die Thüre meines Kerkers zu eröffnen und mich der Gewalt der Feinde zu entreißen, und mein und der Meinigen ganzes Leben soll dann Dir gewidmet und ein beständiges Dankgebet sein."

Während der edle Mann in solchen Gedanken vertieft war, entstand plötzlich draußen auf dem Gange ein großer Lärmen. Mit einem Male wurde die Thüre seines Gefängnisses aufgerissen. Wolken von Rauch drangen herein und furchtbarer Feuerglanz erhellte das ganze Gefängniß. Ein junger Krieger stand vor ihm und rief: „Um Gotteswillen, retten Sie sich!"

Dieser war Robert, der Sohn des alten Richard's. Durch Unvorsichtigkeit einiger betrunkener Soldaten war in dem Gebäude, wo die Gefangenen verwahrt wurden, Feuer ausgebrochen. Die Soldaten, die vor den Thüren der Gefangenen Wache hielten, hatten Waffen und Oberkleider abgeworfen und waren zum Löschen herbeigestürzt. Der junge Robert hatte die erste Verwirrung benützt, Kleider und Waffen eines Soldaten zusammen gerafft, und sich damit eilend zu dem Herrn von Erlau begeben.

„Geschwind ziehen Sie diese Kleider an!" sprach Robert weiter und half ihm den Rock anziehen, setzte ihm den Hut mit Federbusch und Cocarde quer auf den Kopf, schnallte ihm die Säbelkuppel um und gab ihm die Flinte in den Arm. Der Bart, der dem guten Herrn während seiner Gefangenschaft nicht abgenommen worden, machte ihn den verwilderten Sol-

daten jener Zeit nur desto ähnlicher und vollendete sein kriegerisches Aussehen. „So," sprach Robert, „nun eilen Sie kühn die Treppe hinab und zur großen Pforte hinaus. In dieser Kleidung, hoffe ich, sollen Sie ohne Anstand durchkommen. Dann eilen Sie zu meinem Vater, der sich bei seinem Bruder, dem Fischer am Rheine, befinden wird."

Dem Herrn von Erlau war der Anblick des jungen Kriegers wie die Erscheinung eines Engels und seine Anrede wie eine Botschaft vom Himmel gewesen. Er wußte sich sogleich in seine Rolle zu finden. Mit einem Ernst, als hätte er die wichtigsten Aufträge, eilte er die Treppen hinab, rief den Leuten, die sich mit Feuereimern hinein drängten, mit trotziger Stimme zu: „Platz, Platz!" und kam, ohne angehalten zu werden, hinaus auf die Straße. Mit kühnem Muthe und starken Schritten ging er nun geraden Weges dem Stadtthore zu und kam, da ihm Robert auch die Parole gesagt hatte, glücklich aus der Stadt.

Nach Mitternacht langte er bei dem Hause des alten Fischers an. Er klopfte an dem Fensterladen. Der Fischer kam heraus und erschrack nicht wenig. Er glaubte einen Soldaten zu erblicken, der ihn oder seinen Bruder einfangen wolle, weil Beide durch ihre Treue und Anhänglichkeit an die Familie Erlau sich viele Feinde gemacht hatten. Allein als der gute Fischer den Herrn von Erlau erkannte, rief er mit erhobenen Händen: „O, Gottlob!" und führte ihn voll Freude in die Stube. Richard, der hier schon zehn Nächte gewacht und gewartet hatte, stürzte mit dem Ausruf: „O, mein Herr!" auf ihn zu und Beide umarmten sich unter Thränen. Die erste Frage des Herrn von Erlau war nach seiner Gemahlin und seinen Kindern. Richard erzählte, daß die gnädige Frau und Karl gerettet seien, daß Fräulein Lina sehr krank gewesen, daß sie aber wieder gesund sei und sich hier im Hause befinde. Lina, die in der Nebenkammer schlief,

war über den Freudenausruf des guten Richard's erwacht und kannte ihren Vater an der Stimme. Mit Freudenthränen eilte sie in seine Arme, und auch er benetzte ihre wieder aufblühenden Rosenwangen mit reichlichen Thränen.

Er bestand darauf, noch in der Nacht über den Rhein zu setzen, um dem Lande, das ehemals ein Paradies und nun eine Mördergrube war, zu entkommen. Auf dem nämlichen Schifflein, das seine Gemahlin und seinen Sohn an das jenseitige Ufer gebracht hatte, wollte auch er hinüber auf den damals noch glücklichen deutschen Boden. Er machte sich mit Lina unverzüglich auf den Weg. Der alte Fischer ging voran und Richard, mit einem Felleisen auf dem Rücken, folgte. Die Nacht war sternhell. In tiefer Stille näherten sie sich dem Rheine, wo das kleine Schifflein im Gebüsche bereit stand. Allein auf ein Mal hörten sie hinter sich schießen, und mehrere rauhe Stimmen riefen: „Halt, halt!" Das Feuer im Gefängnisse war bald gelöscht worden. Die Soldaten hatten den Herrn von Erlau und die fehlenden Kleider und Waffen sogleich vermißt und waren dem Fliehenden auf die Spur gekommen. Mit furchtbarem Geschrei kamen sie näher. Die armen Flüchtlinge hatten einen Todesschrecken. Sie eilten, so schnell sie konnten, dem Schifflein zu. Herr von Erlau, mit Lina auf dem Arme, stieg eilends ein; Richard sprang ihm nach. Beide griffen zu den Rudern und arbeiteten mit Macht. Der alte Fischer, der in dem Schifflein ohnehin nicht mehr Raum gehabt hätte, verbarg sich in einem hohlen Weidenbaum.

Allein das Schifflein war kaum zwanzig Schritte vom Lande, so erreichten die Soldaten das Ufer. Sie fingen an, auf die Flüchtigen zu feuern. Fürchterlich zischten den unschuldig Verfolgten die Kugeln um die Ohren. Herr von Erlau befahl, Lina sollte in dem Schifflein niederliegen. Die ..hen Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung. Eine Kugel

durchlöcherte des Herrn von Erlau Hut; ein paar andere schlugen in Richard's Ruder. Das Schifflein, das kaum einen Finger breit über das Wasser ragte, schwankte und ging beinahe unter. Doch sie entkamen alle unverletzt und erreichten das jenseitige Ufer.

Herr von Erlau sank auf die Knie, Gott für seine Rettung zu danken; Lina und Richard folgten seinem Beispiele. Hierauf setzten sie sich auf einen umgestürzten Baumstamm, um von den Anstrengungen auszuruhen. Nachdem sie sich etwas erholt hatten, schritt Richard, der seinen Herrn auch in der Noth nicht verlassen wollte, mit seinem Wanderstabe in der Faust und der schweren Bürde auf dem Rücken, voraus, und sein Herr und Fräulein Lina folgten ihm. Er aber nahm den Weg dem waldigen Gebirge Schwabens zu, das man wegen seiner vielen Tannenwälder den Schwarzwald nennt.

V.

Herr von Erlau hatte nun keine größere Angelegenheit, als die, seine Gemahlin aufzufinden. Richard kannte in der Nähe des Schwarzwaldes einen wackern Landmann. Zu diesem gingen sie zuerst, um hier ein paar Tage auszuruhen und sich zur weitern Reise anzuschicken. Herr von Erlau hatte aber kaum die ländliche Wohnung betreten, so sprach er schon wieder von der Abreise. „Ich habe keinen ruhigen Augenblick," sagte er zu Richard, „bis ich meine Frau und meinen Sohn wieder gefunden habe. Du sagst mir wohl, guter Richard, sie seien zuverlässig in der Schweiz. Allein wie wollen wir dahin kommen? Zu Fuß kann meine Lina nicht so weit reisen, und hin zu fahren, das vermag ich nicht."

Nun zog Richard einen Beutel mit Gold heraus und schüttelte das Gold auf den Tisch. „Sie sind nicht so arm, als Sie denken, bester, gnädiger Herr!" sprach er. „Dies Alles

ist Ihr Eigenthum." Herr von Erlau starrte bald das Gold und bald den treuen Diener an. „Da Sie noch wohlhabend waren," sagte Richard, „waren Sie ja auch immer wohlthätig. Wie Vielen haben Sie nicht in der dringendsten Noth Geld vorgestreckt. Einiges von diesem Gelde habe ich nun, während Sie im Gefängnisse schmachteten und Ihre Gemahlin auf der Flucht in einem fremden Lande umher irrt, einkassirt. Obwohl es, wie ich es nur zu wahr fand, viele Menschen giebt, bei denen weder Dank noch Redlichkeit ist, so traf ich doch auch viele redliche Seelen, die mir nicht nur das Gelehnte zurückstellten, sondern aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihren guten Herrn noch Mehreres dazu gaben." Herr von Erlau zählte das Gold. „Es ist viel, sehr viel," sagte er mit einem dankbaren Blick zum Himmel. „Wie lange wird, wie lange kann aber das währen?" — „Wir wollen schon gut haushalten," sagte Richard, „und dessen ungeachtet in die Schweiz fahren."

Richard kaufte ein Pferd und ein leichtes Bauernwägelein, über das vermittelst einiger Reifen eine Decke von Leinwand gespannt werden konnte, um sich gegen Wind und Regen zu schützen. Sie reis'ten weiter. Richard ging meistens zu Fuß neben her. Herr von Erlau und Lina mußten auf dringendes Bitten des gutherzigen alten Mannes fast immer fahren. So kamen sie bis in die Schweiz. Nirgends aber konnte Herr von Erlau hier eine Sylbe von seiner Gemahlin in Erfahrung bringen; alle Nachforschungen waren vergebens. Er ward überzeugt, sie müsse einen andern Weg genommen haben. Sie kehrten zurück nach Schwaben.

Indeß waren die Kräfte des guten Herrn durch harte Behandlung im Gefängnisse, Angst und Schrecken bei seiner Verurtheilung, Sorge und Furcht auf seiner Flucht und durch die täglichen Beschwerden des Reisens erschöpft. Er wurde

krank und mußte in einem kleinen Städtchen Schwabens sich niederlassen, bis er sich wieder würde erholt haben.

Richard miethete ein paar Zimmer nebst Kammer und Küche, kaufte das nöthigste Hausgeräthe und besorgte, da er in allen häuslichen Geschäften sehr geschickt war, die kleine Hauswirthschaft. Lina stand ihm treulich bei und verrichtete von Morgen bis Abend mit tausend Freuden alle jene Arbeiten, die nicht über ihre Kräfte waren. Herr von Erlau mußte Anfangs beinahe immer das Bette hüten. Es brauchte lange, bis er wieder den größten Theil des Tages auf sein konnte. Lina that Alles, ihn gut zu verpflegen, ihn zu erheitern und ihm die Zeit zu verkürzen. Sie wußte ihm alle Tage eine andere Freude zu machen, indem sie ihn bald mit einer neuen Speise, die sie das erste Mal selbst gekocht hatte, bald mit einem neuen Liede, bald mit einer angenehmen Nachricht überraschte. Der Vater gab ihr seine Liebe und Zufriedenheit auf alle erdenkliche Weise zu erkennen.

Jetzt kam Lina's Geburtstag. Sie ging sehr frühe in die Messe, um an diesem Tage Gott zu danken und besonders für ihre Mutter und ihren Vater zu beten. Als sie heimkam, sieh', da standen ihre Lieblingsblumen, die herrlichsten rothen und blauen Levkojenstöcke, in dem Fenster, und ein Kanarienvögelein von der reinsten gelben Farbe und mit einem Schöpfchen, gerade so, wie sie zu Hause eines gehabt hatte, war in einem zierlichen Käfich über den Blumen am Fenster aufgehängt. Die Morgensonne schien ungemein hell und freundlich in das Fenster und machte die schönen Farben der Blumen noch schöner. Lina stand entzückt; ihr traten über die zärtliche Liebe ihres Vaters die Thränen in die Augen. Sie dankte ihm in den liebevollsten Ausdrücken kindlicher Zärtlichkeit. „Nimm so vorlieb, gutes Kind!" sagte der Vater; „mehr kann ich Dir jetzt nicht geben. Als wir noch auf unserm Schlosse waren, da war es freilich anders.

Der Tag wurde mit lautem Jubel gefeiert und war ein Fest für das ganze Dorf. Heute wollen wir ihn in stiller Freude zubringen."

Es wurde eine bessere Mahlzeit bereitet. Der Vater war bei Tische wieder ein Mal recht von Herzen fröhlich. Richard mußte auch mit an den Tisch sitzen. Am Ende der Mahlzeit brachte der geschäftige alte Diener noch eine Torte, die mit Blumen besteckt war, und eine Flasche rothen Weins aus ihrem Vaterlande, dem Elsaße. Der Vater trank zuerst auf Lina's Gesundheit und dann auf die Gesundheit seiner Gemahlin und seines Sohnes. Allein Wehmuth mischte sich in die Freude und die Thränen tröpfelten ihm in den Wein. „Ach, Lina," sprach er, „wo feiern heute Deine Mutter und Dein Bruder Deinen Geburtstag? Was ist ihnen wohl schon Alles begegnet? Ach, eine Frau, ein Kind, ohne Freund und Beschützer in die Welt hinausgestoßen, sind tausend Unannehmlichkeiten, Verlegenheiten und Gefahren ausgesetzt. Wer weiß, ob wir diesen Tag noch ein Mal zusammen feiern werden? — Ich hatte sonst so einen fröhlichen Muth und so ein festes Vertrauen auf Gottes Vorsehung; jetzt aber habe ich oft recht traurige Stunden; ich fürchte, ich fürchte — —."

Lina fiel ihrem Vater weinend um den Hals, ihn zu trösten. „Sei getrost, liebster Vater," sprach sie, „Gott verläßt uns nicht. Er bringt uns gewiß Alle noch ein Mal zusammen; umsonst hat er uns nicht Alle so wunderbar gerettet. Gewiß sorgt er für uns!" — „Ja, das wird er," sprach Richard und tocknete die Augen. Alle schwiegen. Es war ein Augenblick stiller, andachtsvoller Rührung.

Da fing das Kanarienvögelein mit einem Male an, die Melodie des Liedchens zu singen:

Ich habe Muth
In jeder Noth;

Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

Lina schlug voll Erstaunens die Hände zusammen und rief: „Gott im Himmel, was ist dies? Das ist ja das erste Liedchen, das Karl auf dem Klavier spielen und ich dazu singen lernte, das wir eben damals sangen, als man Dich, liebster Vater, gefangen nahm." Der Vater, Lina und Richard blickten alle Drei staunend und wundernd zu dem Vogel hinauf. Er wiederholte das Stückchen zwei, drei Mal. Es war nicht anders, es war genau das nämliche Liedchen; keine Note fehlte.

„Das ist höchst wunderbar," sagte der Vater und nahm die Mütze ab. „Guter Gott, ich glaube, Du willst mir mein liebes Weib und meinen Sohn Karl wieder schenken. Nur von ihnen kann der Vogel das Liedchen gelernt haben, obwohl ich noch nicht begreife, wie. O, Richard, wie bist Du doch zu dem Vogel gekommen?

Richard sagte, daß er das niedliche Thierchen gestern von einem jungen Tiroler gekauft habe. „O, so renne und laufe doch, was Du kannst," sagte Herr von Erlau, „und such' ihn auf. Vielleicht kann er uns nähere Nachrichten ertheilen." Richard blieb lange aus. Herr von Erlau und seine Tochter brachten die Zeit in der unruhigsten Erwartung zu. „Wie groß mußte ihre Noth sein," sagte der Vater, „wenn sie sogar dieses liebe Geschöpf verkaufen mußten. Oder vielleicht sind sie gar todt, und das Vögelein ist nun Alles, was sie uns zurück lassen." Endlich kam Richard mit dem Tiroler. Der junge Mann wußte von dem Kanarienvogel nichts Besonderes zu sagen. Er hatte ihn von einem Hirtenknaben in Tirol gekauft. Der Name „Frau von Erlau" war dem Tiroler unbekannt. Allein auf die weitern Fragen des Herrn von Erlau versicherte er, eine solche Frau mit einem solchen Knaben befinde sich wirklich in seiner Gegend, und es f-

wohl möglich, daß ihnen das Vögelein einmal zugehört habe. Er habe die Frau jeden Sonntag in der Kirche gesehen, und der Knabe, der zu dem Herrn Pfarrer in die Schule gehe, sei ihm oft begegnet. Der Kleine müsse schon gar hochgelehrt sein; denn er habe alle Mal einen großen Pack Bücher, in Riemen eingeschnallt, über dem Rücken getragen. Der Tiroler beschrieb die Gestalt der Frau und des Knaben so genau, daß Alle einmüthig und voll Freude ausriefen: „Sie sind's, sie sind es gewiß!" Alle dankten Gott herzlich und unter Thränen, daß er ihnen durch seine wunderbare Leitung den Aufenthalt der lieben Ihrigen entdeckt habe. Herr von Erlau erkundigte sich auf das Genaueste nach dem Orte, wo die Frau lebe, und nach dem Wege, der dahin führte, und schenkte dem erstaunten Tiroler für seine treuherzige Erzählung einen großen Thaler.

Sie machten nun sogleich Anstalten zur Abreise. Herr von Erlau fühlte nichts mehr von Entkräftung; die frohe Nachricht stärkte ihn mehr, als die beste Arznei. Lina half ihm einpacken, und Jakob ging, das kleine Wägelein wieder in den guten Stand zu setzen und den alten Braunen, der indeß bei einem Wirthe bloß für die Kost, ohne Lohn, gedient hatte, wieder abzuholen. Sogleich des folgenden Tags reis'ten sie ab — dem Tirole zu. Auch das liebe Vögelein ließen sie nicht zurück. Es ward mit seinem Käfig an einem Reifen des Wagens, über den sich die weiße Decke wölbte, aufgehangen, und Herr von Erlau und Lina hatten die Freude, daß es ihnen hier und da mit seinem erheiternden Liedchen die Zeit verkürzte.

VI.

Herr von Erlau kam mit seiner kleinen Reisegesellschaft und dem ländlichen Fuhrwerke glücklich in dem Dorfe an, wohin das kleine Weiler Schwarzenfels in die Pfarrei ge-

hörte. Er ging sogleich zu dem Herrn Pfarrer. Dieser bestätigte Alles, was der junge Tiroler, der mit Kanarienvögeln handelte, erzählt hatte. Frau von Erlau und ihr Sohn lebten noch. „Nur," sagte der Geistliche, „lebt die Frau in der tiefsten Trauer. Sie hält ihren Gemahl für todt, und seit sie diese unglückliche Nachricht erhielt, kam wohl keine Freude mehr in ihr Herz. Kaum entrann sie der tödtlichen Krankheit, in die der Schmerz sie gestürzt hatte, und nur mit Mühe und langsam erholt sie sich."

Herr von Erlau fragte, wo diese unwahre Nachricht herkomme. Der Herr Pfarrer brachte einen Pack Zeitungen, suchte ein Blatt heraus und legte es ihm vor. Herr von Erlau las mit seinen eigenen Augen in dem gedruckten Blatte, er sei an dem und dem Tage hingerichtet worden. So sehr ihn dieses befremdete, so konnte er sich die Sache doch leicht erklären. In jenen Tagen der Verwirrung gehörte eine solche Unrichtigkeit unter die kleinen , unbedeutenden Unordnungen. Man hatte entweder vergessen, seinen Namen aus der bereits verfaßten Liste der Hingerichteten auszustreichen oder man wollte ihn vielleicht nicht ausstreichen, weil man hoffte, so am leichtesten der Verantwortung zu entgehen, daß man ihn entkommen ließ.

Es schmerzte den Herrn von Erlau tief in der Seele, daß diese falsche Unglücksnachricht seiner Gemahlin einen so großen Jammer bereitete und sie dem Tode nahe brachte. Der Herr Pfarrer war der Meinung, daß man ihr die Freudennachricht, die ihrer wartete, nur mit der äußersten Vorsicht beibringen müsse. Er unterredete sich mit dem Herrn von Erlau, wie das zu machen sei, und Alle traten hierauf, wiewohl es schon spät am Abende und die Witterung sehr unfreundlich war, die Reise nach Schwarzenfels an. Es hatte den ganzen Tag geregnet und nun fing es, da es in diesem Lande früher Winter wird, gar an, heftig zu schneien. Sie

erreichten indeß bald die Höhe des waldigen Berges, von wo aus man durch die Tannenäste die niederigen Hütten mit ihren flachen, schneebedeckten Dächern und mit ihren rauchenden Kaminen tief im Thale erblickte. Die Gesellschaft setzte sich hier unter den dichten Tannen, die mit ihren herabhängenden Aesten sie vor Wind und Nässe schützten, auf ein moosiges Felsenstück nieder, und Richard ging nun zuerst der Hütte zu, die ihm der menschenfreundliche Geistliche, mit dem Finger durch eine Oeffnung zwischen den Aesten deutend, gezeigt hatte.

Die Frau von Erlau saß, schwarz gekleidet, an ihrem ländlichen Kaminfeuer, das mit seinem lodernden Glanze das Stübchen, in dem es bereits dämmerte, zu erhellen anfing. Sie strickte noch, und der Knabe las ihr aus einem Buche vor. Als sie ihren treuen Diener mit den schneeweißen Haaren hereintreten sah, that sie einen lauten Schrei, und ihre Arbeit fiel ihr aus den Händen. Sie eilte auf ihn zu; unter tausend Thränen der Freude und des Schmerzes begrüßte sie ihn so herzlich, als wäre er ihr leiblicher Vater. Auch Karl war vor Freude außer sich. Die Frau hieß den alten Mann sich auf den hölzernen Stuhl niedersetzen, den Karl an das Feuer herbei gerückt hatte.

„Ach, Richard," fing sie an, als er ihr gegenüber am Feuer saß, „s o, s o müssen wir uns wiedersehen? Ach, von dem blutigen Tode des besten Mannes laßt mich jetzt schweigen. Die Erinnerung ist zu traurig. Aber wie ging es mit Lina? Starb sie, das gute Kind, wie der Arzt es vorhersagte? Ach, vielleicht ist ihre liebliche Gestalt längst schon Staub und Asche!" Richard erzählte nun, daß der freundliche Hausarzt damals die Krankheit des Kindes für etwas gefährlicher ausgegeben habe, um die Mutter desto leichter zur Flucht zu bewegen, und daß Lina sich bald wieder erholt habe und seit der Zeit frisch und gesund sei. Die Mutter

war hoch erfreut und ihre Augen glänzten von Entzücken. „Aber,“ fuhr sie ernst und mit verfinsterten Blicken fort, warum hast Du sie nicht mitgebracht? Warum hast Du sie nicht ihrem unglücklichen Vaterlande entrissen, wo sie keine Stunde des Lebens sicher ist? Wie konntest Du ohne sie abreisen, harter Mann? Warum hast Du — —.“ Sie konnte nicht ausreden, denn plötzlich öffnete sich die Thüre und Lina flog ihrer Mutter in die Arme. Karl drängte sich auch hinzu. Süßere Thränen sind nicht leicht geweint worden, als die erfreute Mutter vergoß, da sie ihre beiden Kinder wieder so in den Armen hielt.

Allein bald mußte die Freude wieder der Wehmuth weichen. „Ach, daß er noch lebte, mein theurer Gemahl!“ sprach sie, indem sie weinend zum Himmel blickte. „O dann, dann würde das Maß meiner Freuden voll sein. Aber so, meine liebsten Kinder, seid Ihr arme, vaterlose Waisen, und Euer Anblick erfüllt das Herz Euerer bedrängten Mutter mit Schmerz. Denn, ach, was kann ich, eine dürftige, rathlose Wittwe, für Euch thun!“

Jetzt fing Richard an, unter leisen Vorbereitungen mit der Freudennachricht von der Rettung seines Herrn herauszurücken. Allein Frau von Erlau war gefaßter, als Richard dachte. Die große Freude, den guten Alten wieder zu sehen, die noch größere, ihre Tochter wieder in ihre Arme zu schließen, war für die edle Frau die natürlichste, stufenweise Vorbereitung, nun auch die größte Freude in ihr Herz aufnehmen zu können — die Freude, ihren Gemahl, den sie hingerichtet glaubte, wieder lebend zu erblicken. Mit klopfendem Herzen war der edle Mann schon lange vor der Thüre gestanden, wo er jedes Wort vernehmen konnte.

Als nun die Frau aus Richard's Gespräche deutlich genug merkte, ihr Gemahl lebe noch, als sie mit dem Ausdrucke des höchsten Entzückens laut ausrief: „Er lebt! O, Gottes

Barmherzigkeit sei ewig gepriesen, die ihn seinen Mördern entriß! O, gewiß ist er nicht weit. O, Kinder, kommt, kommt — fort zu ihm!" Da öffnete Herr von Erlau die Thüre und stürzte vor Freude außer sich in die offenen Arme seiner Gemahlin. Die gute Frau aber, die ihren lieben Gemahl bis zu dieser Stunde als todt betrauerte und ihn nun wieder lebend vor sich sah, hatte eine ganz eigene Empfindung. Schüchtern und furchtsam, als zweifelte sie noch, ob er es auch wirklich sei, betrachtete sie ihn, wie er, von dem Glanze des Feuers beleuchtet, so vor ihr stand. Sie konnte es nicht aussprechen, wie wunderbar selig es ihr zu Muthe sei, und sie sagte bloß: „O, welche Seligkeit wartet im Himmel auf uns, wo wir so viele Lieben, die wir als todt beweinen, wieder sehen werden."

Vater und Mutter, Sohn und Tochter, der würdige Pfarrer und der redliche Diener brachten an dem ländlichen Feuerherde einen sehr seligen Abend zu; auch der alte Tiroler und seine Hausfrau fanden sich ein und nahmen an der freudigen Begebenheit den herzlichsten Antheil.

Am andern Morgen kam indeß noch ein Gast an, der zur Wiedervereinigung der edeln Familie nach Gott das Meiste beigetragen hatte. Richard brachte den Kanarienvogel herein, den er den Abend zuvor in dem Pfarrhause gelassen hatte. Karl freute sich sehr, sein Vögelein wieder zu erblicken. Während der Krankheit der Mutter war es durch das offene Fenster entschlüpft, und Karl hatte seit der Zeit nichts mehr von ihm erfahren. Herr von Erlau erzählte nun ausführlich, wie der Kanarienvogel ihn auf die Entdeckung geführt habe, wo sich seine Gemahlin und sein Sohn befinden. Frau von Erlau vergoß über diese wunderbare Fügung Gottes Thränen der Freude und der Dankbarkeit. „Ja, guter Gott," sagte sie mit gefalteten Händen, „das hast Du so gefügt. Du hast Dich dieses kleinen geflügelten Boten bedient, mei-

nem Gemahle anzusagen, in welchem abgelegenen Winkel der Erde ich mich aufhalte. Ohne seine schnelle Hierherkunft wäre ich diesen Winter über wohl noch in meinem Jammer vergangen."

Karl stimmte hocherfreut in den Dank der Mutter mit ein. „Nicht wahr," sagte er, „das war ein glücklicher Gedanke, daß ich dem Vögelein gerade dieses Liedchen beigebracht habe. Das hätte ich aber nicht gedacht, als ich über den Verlust des Vögeleins so betrübt war, daß Gott es mir nur nehme, um mir Vater und Schwester — und das Vögelein noch obendrein — wieder zu geben. Da sieht man es recht, wie Gott aus einem kleinen Unglücke uns großes Glück bereiten könne."

„Du hast recht, lieber Karl," sprach der Vater. „So nahm uns Gott alle unsere Güter, um uns edlere zu geben. Ich hoffe, wir Alle haben durch diesen zeitlichen Verlust an Tugend gewonnen, gegen die Glanz und Reichthum nichts sind, die allein einen ewigen Werth hat. Und vielleicht giebt uns Gott auch einst die zeitlichen Güter wieder zurück, wie Dir Dein Kanarienvögelchen."

Der Hirtenknabe, dem Karl den Auftrag gegeben hatte, den entflohenen Kanarienvogel zu fangen, und der, anstatt ihn zurückzugeben, ihn dem Vogelhändler verkauft hatte, war sehr bestürzt, als er von dem Herrn Pfarrer zur Rede gestellt wurde und von demselben vernahm, wie der Vogel viele Meilen von hier, in einem andern Lande, den Diebstahl verrathen habe. „In meinem Leben will ich nicht mehr unredlich handeln," sagte der Knabe; „denn nun sehe ich's klar: Kein Fädelein ist so fein gesponnen, es kommt einmal an die Sonnen."

Herr von Erlau beschloß, vorerst den Winter unter diesem niedrigen Dache zuzubringen. Richard wurde in einer der benachbarten Hütten untergebracht. Das Kanarienvögelein

kam an die alte Stelle, die es eingenommen hatte, ehe es entfloh. Lina verpflegte es auf das sorgfältigste und ließ es ihm auch zur rauhen Jahrszeit keinen Tag an einem grünen Blättchen oder frischen Apfelschnitzchen fehlen. Oft, wenn die edle Familie an hellen Wintertagen in dem kleinen Stübchen saß und in die schneebedeckte Gegend und die rauh angedufteten Tannenwaldungen hinausblickte, stimmte das Vögelein die Melodie des Liedchens an:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

und die Kinder und Eltern sangen dann wohl selbst das ganze Lied und fanden darin Trost und Erbauung. Ja, bei manchen traurigen Vorfällen und bangen Besorgnissen, die diese Familie in der Folge noch trafen, war es Allen immer eine nicht geringe Erheiterung, wenn das Vögelein plötzlich sein Liedchen sang und dann mit einem fröhlichen, muthig schmetternden Triller schloß. „Wir wollen Dem vertrauen," sagten sie, „der uns durch dieses Vögelein, durch ein so kleines, unbedeutendes Geschöpf, schon ein Mal so wunderbar half. Er, der auf tausend Arten helfen kann und bisher geholfen hat, wird weiter helfen."

„Ja, ja," sagte der alte Richard, „so denke ich auch. Der Anblick der armen Vögelein da draußen vor dem Fenster, bei dem tiefen Schnee und schneidenden Frost, hat immer etwas Rührendes für mich. Mir fallen immer die Worte ein: „Betrachtet die Vögel des Himmels. Sie säen nicht aus, sie ernten nicht ein, sie sammeln nichts in die Scheuern, und doch ernährt sie Euer Vater im Himmel. Und seid Ihr nicht viel vortrefflicher als sie?" Allein, wenn ich dieses Vögelein ansehe, so gehen mir diese Worte noch tiefer zu Herzen, und wenn es gar sein Liedchen anstimmt, so kann ich nun einmal

nicht mehr kleinmüthig sein, so übel es auch in der Welt aussehen und so hart es auch gehen mag. Der für die Vögel sorgt, kann unser nicht vergessen."

Die edle Familie mußte übrigens noch eine Zeit sehr eingeschränkt leben, durfte aber endlich wieder in ihr Vaterland heimkehren und erhielt ihre Güter größtentheils wieder zurück, und Herr und Frau von Erlau freuten sich, wieder reich und vermöglich zu sein, weil sie nun im Stande waren, ihre Freunde in der Noth, den guten Richard, dessen Frau und Sohn, den alten Fischer und Jeden, der ihnen Gutes gethan hatte, nach Herzenslust zu belohnen.

Das Johanniskäferchen.

An dem Abende eines heißen, schwülen Sommertages saß Maria, eine arme Wittwe, an dem offenen Fenster ihres kleinen Stübchens und sah hinaus in den schönen Baumgarten, der ihre Hütte umgab. Sie hatte das Gras, das erst diesen Morgen gemäht und durch die Sonnenhitze des Tages bald hinreichend dürre ward, den Nachmittag in Schochen aufgehäuft, und der liebliche, wohlriechende Heuduft wehte erfrischend und stärkend herein. Das Abendroth verglimmte bereits am Rande des wolkenlosen, heitern Himmels, und schön und klar schien der halbe Mond in das kleine, freundliche Stübchen und malte die lichten Vierecke der geöffneten und die hellen, runden Scheiben der geschlossenen Fenster, sammt dem Reblaube, das sie umkränzte, auf dem reinlichen Boden ab. Ihr kleiner Ferdinand, ein Knabe von sechs Jahren, stand in der Fensterecke an den Sims gelehnt, und auch sein blühendes Angesicht und die gelben Locken waren, nebst einem Theile des weißen, reinlichen Hemdärmels und des scharlachrothen Westchens, hell und lieblich vom Monde beleuchtet.

Die arme Frau saß wohl so da, um auszuruhen; allein so schwer ihr die Last des heißen Tages geworden war, so drückte sie noch ein schwereres Leiden und machte sie ihrer Müdigkeit vergessen. Von der Abendmahlzeit, einer Schüssel voll Milch, worein Brod gebrockt war, hatte sie kaum ein paar Löffel voll genossen. Der kleine Ferdinand war auch

ganz bestürzt und rührte sich nicht, weil er die Mutter so traurig sah. Auch er hatte, da die Mutter, anstatt zu essen, nur bitterlich weinte, bald den Löffel weggelegt, und das irdene Schüsselchen stand, beinahe noch voll, wie es aufgetragen ward, auf dem Tische im Glanze des Mondes so da und warf einen hellen, rundlichen Schein in die Decke des Stübchens hinauf.

Maria war erst zu Anfang des verflossenen Frühlings Wittwe geworden. Ihr seliger Ehemann, wohl der bravste junge Mann des Dorfes, hatte durch Fleiß und Sparsamkeit so viel zusammen gebracht, die kleine Hütte mit dem schönen Grasgarten, freilich nicht ohne Schulden, zu kaufen. Der fleißige Mann hatte den schönen, grünen Platz reichlich mit jungen Bäumen bepflanzt, die bereits die schönsten Früchte trugen. Er hatte Maria, wiewohl sie eine arme Waise war und ihre Eltern ihr nichts als eine gute Erziehung hinterlassen konnten, zur Gattin gewählt; denn sie galt in dem ganzen Dorfe für das frömmste, fleißigste und sittsamste Mädchen. Beide hatten in der glücklichsten Ehe gelebt. Da kam das Nervenfieber in das Dorf, an dem ihr guter Mann starb. Sie selbst, die den Mann mit aller Liebe abwartete, wurde sogleich nach seinem Hinscheiden davon ergriffen, und nur mit genauer Noth entging sie dem Tode.

Durch ihre und des Mannes Krankheit war sie sehr zurück gekommen. Allein jetzt sollte sie gar noch die kleine Hütte verlieren. Ihr verstorbener Mann hatte lange bei dem reichsten Bauer des Orts, dem sogenannten Maierbauer, gedient. Der Bauer hatte ihn wegen seiner Treue und seines Fleißes geschätzt und ihm dreihundert Gulden vorgeschossen, diese Wohnung nebst dem Garten zu kaufen, unter der Bedingung, daß er jährlich fünfundzwanzig Gulden abzahle und eben so viel abverdiene. Der Mann hatte auch bis zu dem Jahre, da er krank wurde, richtig eingehalten, und seine Schuld

betrug nur noch fünfzig Gulden. Das Alles wußte Maria gar wohl.

Nun starb der Maierbauer an der nämlichen Krankheit. Die Erben, ein Schwiegersohn und eine Tochter, fanden den Schuldbrief zu dreihundert Gulden unter den hinterlassenen Schriften des Verstorbenen. Von der ganzen Geschichte wußten sie, da der Verstorbene nie mit ihnen darüber geredet hatte, nicht ein Wort. Sie forderten nun von der armen Wittwe die ganze Summe. Die erschrockene Frau versicherte und betheuerte vor Gott, daß ihr verstorbener Mann Alles, bis an fünfzig Gulden, bezahlt habe. Allein Alles half nichts. Der junge Bauer nannte sie eine unverschämte Lügnerin und verklagte sie vor Gericht. Da sie es nicht beweisen konnte, etwas bezahlt zu haben, so wurde die ganze Schuld für gültig erklärt. Die Erben drangen auf Bezahlung, und da die arme Maria nichts hatte, als ihr Hüttlein mit dem Garten daran, so sollte dieses ihr kleines Eigenthum verkauft werden. Sie hatte wohl die Erben fußfällig gebeten, sie nicht zu verstoßen; ihr kleiner Ferdinand kniete neben ihr. — Beide weinten — allein Alles war vergebens. Ja schon der morgende Tag war zur Versteigerung angesetzt. Dies Letztere hatte sie eben vor einer Stunde, als sie mit ihrer Arbeit fertig war, vernommen. Ein Nachbar hatte es ihr über den Zaun zugerufen.

Deßhalb saß sie jetzt so bestürzt am offenen Fenster, blickte bald zu dem mondhellen Himmel empor und bald auf ihren kleinen Ferdinand hin, weinte heiße Thränen und starrte dann wieder so vor sich hin. Es war eine traurige Stille. „Guter Gott," dachte sie, „so habe ich denn heute von dem Garten das letzte Heu aufgerecht! Die ersten gelben Pflaumen, die ich heute dort von dem Baume für meinen Ferdinand brach, sind die letzten Früchte, die der arme Knabe von den Bäumen genießt, die sein Vater mit so unsäglichem Fleiße für ihn ge-

pflanzt hat, ja, vielleicht sind wir heute das letzte Mal hier über Nacht. Morgen um diese Zeit gehört diese Wohnung einem Andern, und wer weiß, ob er uns nicht sogleich weiter gehen heißt. Gott weiß, wo wir morgen eine Nachtherberge finden werden. Vielleicht gar unter dem freien Himmel." Sie fing an, heftig zu schluchzen.

Da kam der kleine Ferdinand, der sich bisher nicht geregt hatte, näher herbei und sagte schluchzend: „Mutter, weine doch nicht gar so bitterlich; sieh', sonst kann ich gar nicht einmal mehr mit Dir reden. Weißt Du denn nicht, was der Vater gesagt hat, als er dort auf dem Bette starb. Weinet nicht so, sagte er. Gott ist der Vater der armen Wittwen und Waisen. Ruft ihn an in der Noth, er wird für Euch sorgen. So sagte er. Ist es denn nicht so?"

„Ja, liebes Kind," sprach die Mutter, „so ist's."—„Nun," sagte der Kleine, „wie magst Du nun so lange weinen! Bitte den lieben Gott, so wird er Dir helfen. O, wenn ich mit dem Vater im Walde war und er dort Holz machte, und wenn mir etwas fehlte, wenn mich hungerte oder ich mir einen Dorn eingetreten hatte, so weinte ich nicht lange. Ich ging zu unserm seligen Vater, als er noch lebte, und bat ihn, und er legte sogleich das Beil weg und gab mir Brod, oder zog mir den Dorn heraus. So gern hilft der liebe Gott auch. Er ist nicht so hartherzig, wie jener reiche Mann, vor dem wir Beide niederknieten und um Barmherzigkeit flehten und der uns beinahe mit den Füßen weggestoßen hätte und uns die Thüre wies. Oder meinest Du, Gott sei nicht reich genug? Er ist noch viel reicher als der Maierbauer. Da sieh' nur einmal zum Fenster hinaus. Ihm gehören der Mond und alle Sterne. Der Vater sagte ja oft: Die ganze Welt ist sein. Was sollen wir also weinen und uns quälen? Komm', wir wollen einmal den lieben Gott bitten. Er hilft uns ge-

wiß. Fange nur an, ich will Dir bitten helfen. Es läuft gewiß besser ab, als bei dem reichen Manne."

„Gutes Kind, Du hast recht," sagte die Mutter und weinte mildere Thränen, und Trost mischte sich in ihre Wehmuth. Sie faltete ihre Hände und erhob ihre nassen Augen zum Himmel, und der Kleine faltete die kleinen Händchen auch und blickte himmelwärts, und der helle Mond beleuchtete Mutter und Kind und spiegelte sich in ihren Thränen. Und die Mutter fing an zu beten und der Kleine sprach ihr jedes Wort nach.

„Lieber Vater im Himmel," sagte sie, „ach, sieh' da, eine arme Mutter und ihr Kind — eine arme Wittwe und ein armes Waislein — blicken zu Dir auf. Wir sind in großer Noth und haben auf Erden keine Zuflucht mehr. Aber Dein Herz ist reich an Erbarmung. Du sagst es ja selbst: Rufe mich an in der Noth und ich will Dein Erretter sein. O, zu Dir flehen wir: Verstoß' uns nicht aus dieser Hütte, nimm einem armen Waislein sein kleines väterliches Erbtheil nicht. Oder hast Du es nach Deinem unbegreiflichen, aber gewiß weisesten und liebevollsten Rathschlusse dennoch so über uns verhängt, o, so laß uns auf Deiner großen, weiten Erde ein anderes Plätzchen finden, und gieb uns Trost in's Herz, daß es uns nicht breche, wenn wir so fortziehen und vom Hügel dort das letzte Mal nach unserer Hütte umsehen."

Die Mutter konnte vor Schluchzen nicht mehr weiter reden und blickte weinend zum Himmel und schwieg. Da rief der Kleine, der noch immer mit erhobenen Händchen da gestanden war, auf ein Mal mit lauter Stimme und ausgestrecktem Zeigefinger: „Ei, Mutter, sieh' doch, was ist das! Da schwebt ein Lichtlein! da fliegt ein Sternlein! Sieh', da schwebt es am Fenster! O, sieh', jetzt kommt es herein! wie schön hell es glänzt, sieh' nur, mit grünlichtem Lichte! fast

noch schöner als der Abendstern! Jetzt schwebt es an der Decke der Stube hin! Das ist wunderbar!"

„Das ist ein Johanniskäferlein, lieber Ferdinand," sagte die Mutter. „Bei Tage ist es ein kleines, unansehnliches Käferlein; aber bei Nacht hat es den wunderschönen Schein."

„Darf ich es fangen?" sagte der Kleine; „thut es mir nichts und kann ich mich an dem Lichtlein nicht brennen?"

„Es brennt Dich nicht," sagte die Mutter und lächelte mit ihren Wangen voll Thränen. „Fang' es nur und betrachte es näher. Es ist auch ein Wunder der Allmacht Gottes."

Der Kleine hatte jetzt aller Traurigkeit vergessen und suchte, das glänzende Käferchen, das nun näher am Boden, bald unter dem Tische und bald unter dem Stuhle schwebte, zu haschen.

Aber — „o weh!" rief jetzt der Kleine. Das glänzende Thierchen hatte, eben da er die Hand ausstreckte, es zu nehmen, sich hinter dem großen Kasten an der Wand verborgen. Er blickte unter den Kasten. „Ich seh' es wohl deutlich," sagte er; „dort sitzt es, ganz an der Wand und die weiße Wand und der Boden und jedes Stäubchen, wo es sitzt, schimmert hell, wie wenn der Mond hinschiene; aber erreichen kann ich es nicht; mein Arm ist zu kurz."

„Habe nur Geduld," sagte die Mutter; „es wird schon wieder hervorkommen."

Der Knabe wartete ein wenig und kam dann zur Mutter herbei und sagte mit sanfter flehender Stimme: „Mutter, o, lange doch Du es mir hervor, oder rücke den Kasten nur ein klein wenig von der Wand hinweg, so kann ich es leicht fangen."

Die Mutter stand auf und rückte den Kasten, und der Kleine nahm nun das ruhende Käferchen und betrachtete es zwischen den hohlen Händchen und hatte eine größere Freude

daran, als je ein Prinz oder eine Prinzessin an dem hellsten, reinsten Diamant hatte.

Die Mutter war aber auf etwas Anderes aufmerksam geworden. Als sie den Kasten gerückt hatte, war etwas, das zwischen dem Kasten und der Wand gesteckt hatte, auf den Boden gefallen. Sie that, indem sie es aufhob, einen lauten Schrei. „Gott," rief sie, „nun ist uns ja mit einem Male aus aller Noth geholfen. Das ist ja der Kalender vom vorigen Jahr, den ich so lange vergebens suchte. Ach, ich glaubte, er sei während meiner Krankheit, als ich so besinnungslos dalag, durch fremde Hände, die in unserer Haushaltung nicht immer am besten wirthschafteten, als unnütz zerstört worden. Nun wird sich's finden, daß der Vater das Geld, das man von uns fordert, bezahlt habe. Wer hätte gedacht, daß der Kalender hinter dem Kasten stecke, den wir mit der Hütte übernahmen, und der seit die Hütte steht, wohl niemals von der Stelle kam?"

Sie zündete sogleich Licht an und durchsah nun unter Freudenthränen den Kalender. Es war richtig eingetragen, was ihr seliger Mann zu Anfang des Jahres an den dreihundert Gulden noch schuldig gewesen und was er das Jahr hindurch daran abverdient und abbezahlt hatte. Am Ende standen noch die Zeilen von des alten Maierbauers eigener Hand geschrieben: „Auf Sankt Martinstag hab' ich mit Johann Blum abgerechnet und ist er mir nun nichts weiter mehr schuldig als fünfzig Gulden, sage fünfzig Gulden."

Die Mutter schlug vor Freuden die Hände zusammen, umarmte ihr Kind und rief entzückt: „O, Ferdinand, danke doch auch dem lieben Gott! Denn jetzt dürfen wir nicht mehr ausziehen; jetzt dürfen wir in unserer Wohnung bleiben."

„Nicht wahr?" sagte der Kleine; „daran bin ich schuld. Wenn ich Dich nicht so gebeten hätte, den Kasten zu rücken,

so hättest Du das Buch da nicht gefunden. Es hätte noch hundert Jahre da stecken können."

Die Mutter schwieg betroffen still und sagte dann: „O, mein Kind, das hat Gott gethan. Es kommt mich ein recht ehrerbietiger Schauer an, wenn ich darüber nachdenke. Sieh', als wir Beide so unter Thränen beteten, da kam das glänzende Vögelein herein und zündete mir gleichsam mit dem Lichte dahin, wo diese Blätter verborgen waren. Ja, wahrhaftig, Gott lenkt alle, auch die kleinsten Dinge. Gottes heilige Vorsehung waltet über uns; nichts kommt von Ungefähr. Ohne Gottes Wissen fällt auch nicht ein Haar von unserm Haupte. Merke Dir dies Dein Leben lang und vertraue stets auf ihn, besonders zur Zeit der Noth. Ihm ist es leicht, zu helfen und zu retten. Er braucht uns keinen leuchtenden Engel zu senden; er kann es durch ein beflügeltes Würmchen."

Die Mutter konnte vor Freude nicht schlafen. Bald nach Anbruch des Tages machte sie sich auf den Weg zum Richter. Der Richter ließ den Erben rufen. Er kam; die Richtigkeit der Schrift wurde von ihm anerkannt, und er war sehr beschämt, daß er die Frau vor Gericht geschimpft und als ehrlos abgeschildert hatte. Der Richter sagte, daß er ihr für diese Schmach und für den großen Jammer, den er ihr verursacht habe, eine Entschädigung schuldig sei. Der Mann zeigte sich dazu bereit.

Als aber die arme Wittwe nun die ganze Geschichte von ihrem nächtlichen Gebete und von der Erscheinung des leuchtenden Käferchens erzählte, da sagte der Richter: „Da ist Gottes Finger; er hat Euch sichtbar geholfen."

Der junge Maierbauer aber stand sehr gerührt da und sagte mit einer Thräne im Auge: „Ja, so ist's. Gott ist der Vater der Wittwen und Waisen, aber auch ihr Rächer. Verzeiht mir, daß ich so hart gegen Euch war. Es geschah

aus Irrthum. Zur Vergütung der Leiden, die ich Euch machte, schenke ich Euch die fünfzig Gulden, und wenn Ihr sonst in Noth gerathet, so kommt zu mir und ich werde Euch alle Mal helfen. Denn nun sehe ich es klar: Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht, und ihm vertrauen ist ein sichereres Kapital als der größte Reichthum. Und wenn ich in Noth komme, oder mein Weib eine Wittwe und meine Kinder Waisen werden sollten, so wolle er uns auch so helfen, wie er Euch geholfen hat."

„Vertraut eben so auf ihn," sagte der Richter, „und seid so rechtschaffen wie diese fromme Wittwe, und die Hülfe wird zur Zeit der Noth Euch auch nicht ausbleiben."

Löher, F., Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. 544 große Oktavseiten $1 50

☞ Es gibt kein Werk, welches für jeden deutschen Einwanderer so unentbehrlich, nützlich und belehrend ist, als dieses; denn er wird mit der Geschichte Amerika's, den Sitten und dem Charakter der Amerikaner, so wie mit allen ihren Zuständen und Verhältnissen auf's Genaueste vertraut; als: mit dem Handel, der Landwirthschaft, den Rechten der einzelnen Staaten und der Bürger, der Ansiedelungen, der Politik, und der Kirche zum Staat, überhaupt Alles, was durchaus jeder wissen soll und muß.

Willard, E., Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Mit den Portraits sämmtlicher Präsidenten, einer Karte Nord-Amerika's und acht statistischen u. chronologischen Tabellen. 1852. $1 00

Der deutsche Selbstarzt, oder: die Kunst, in allen Fällen syphilitischer oder venerischer Krankheiten sein eigner Arzt zu sein. Enthaltend eine Sammlung von Recepten der berühmtesten Aerzte Deutschlands gegen venerische oder syphilitische und merkurielle Krankheitsformen, mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Methoden und Heilmittel. Gesammelt und bearbeitet von Dr. J. Schlesinger, prakt. Arzt und Wundarzt in Leipzig. 1854 0 50

Homöopathischer Wegweiser, mit einer einleitenden Erklärung des homöopathischen Heilprinzips und einer ausführlichen Beschreibung der Arzneimittel, die in allen gewöhnlichen Krankheiten der Männer, Frauen und Kinder zu gebrauchen, und einer genauen Angabe der Gaben, die in jedem vorkommenden Falle nöthig sind. Von Dr. C. J. Hempel. 1853. Gebunden 0 75

Dr. **Martin Luther's** äußerst merkwürdige Weissagungen, gesammelt dreißig Jahre nach seinem Tode, im Jahre 1576, von Johannes Lapäus. Auf's Neue herausgegeben von Chr. Ludw. Knapp. 336 große Octavseiten. Gebunden, nur 38 Cts. Beim Dutzend billiger. Auf fünf Exemplare wird ein Freiexemplar gegeben.

☞ Von diesen wahrhaft anerkannten Weissagungen sind in kurzer Zeit über zehntausend Exemplare verkauft worden.

Reisen in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne. Geschichte einer Somnambüle in Weilheim an der Teck im Königreiche Würtemberg. Ein Buch, in welchem Alle über das Jenseits wichtige Aufschlüsse finden werden. Herausgegeben von einem wichtigen Augenzeugen und Freunde der Wahrheit und der höhern Offenbarungen. Mit einem Verzeichnisse derjenigen Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten, welche die Somnambüle in ihren somnambülen Schläfen je auf besonderes Befragen angegeben hat, und die sich bei richtigem Gebrauche bewährt haben $1 00

Stohlmann sen., Fr., Neun Reisen einer Somnambüle in die Lichtgefilde der Seligen. Mit Belegen aus dem Gebiete des magnetischen Lebens und der Geisterkunde. Für einfache christliche Gemüther und Freunde des innern Menschen. Gut gebunden 0 75

☞ Dieses so belehrungsreiche Buch besitzen schon sehr viele Familien, und hat überall den größten Anklang gefunden; es sollte es keine Familie entbehren.

Traumdeuter, der große unfehlbare, oder die Kunst, Träume auszulegen, nebst ausführlicher Erklärung aller Träume, Visionen und Erscheinungen. Mit Vorausschickung einer Geschichte berühmter Träume, deren Auslegung sich bewährt hat. Ein Vermächtniß des berühmten egyptischen Traumdeuters Mauricius Trismagistros 0 25

Schmid, Chr., Das Blumenkörbchen. Eine Erzählung, dem blühenden Alter gewidmet 0 25
— Fernando, oder Lebensgeschichte eines jungen Grafen aus Spanien 0 25
— Rosa von Tannenburg. Eine Geschichte des Alterthums 0 25
— Heinrich von Eichenfels, wie er zur Erkenntniß Gottes kam 0 12½
— Der Canarienvogel und das Johanniskäferchen 0 12½
— Die Nachtigall, eine interessante Erzählung 0 12½
— Die Ostereier. Eine Erzählung zum Ostergeschenke für Kinder 0 12½
— Der Rosenstock, eine interessante Erzählung 0 12½
— Der Weihnachtsabend. Eine Erzählung zum Weihnachtsgeschenk für Kinder 0 12½
— Zweihundert lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Das allernützlichste Lesebuch für Volksschulen. Gut gebunden. 2 Bände in einem Bande. 170 Seiten. Nur 0 25

Der große Amerikanische Dollmetscher, mit einem vollständigen Handwörterbuche der englischen und deutschen Sprache, nebst richtiger und sprachgerechter Aussprache der englischen Wörter. Ein Hülfsbuch zur Erlernung der englischen Sprache ohne Lehrer, besonders eingerichtet für deutsche Einwanderer, welche darin die nothwendigsten Redensarten nebst richtiger Aussprache finden, und somit leicht in den Stand gesetzt werden, sich den Amerikanern verständlich zu machen. Mit einem Anhange, die nöthigsten Briefe und Formulare für Rechnungen, Quittungen, Noten &c. enthaltend. 288 Seiten stark. In elegantem Umschlag 0 38
Dasselbe, schön in Leinwand gebunden 0 50
Dasselbe, ohne Wörterbuch, in schönem Umschlag 0 25
Dasselbe, ohne Wörterbuch, in Leinwand gebunden 0 31¼
Dasselbe, der kleine, in Umschlag 0 12½

L. Börne, Menzel der Franzosenfresser. Dieses ist das letzte Werk Börne's, dessen Ruhm als Deutschlands bestem Prosaisten und Satyriker längst von Jedermann anerkannt wird; von dem er selbst sagt, daß er es nicht mit Dinte, sondern mit seinem Herzensblute geschrieben habe. — In Oestreich und Preußen wird jeder Besitzer des Buches mit Einsperrung oder Verbannung bestraft, und der Bundestag hat den ganzen Vorrath davon aufkaufen lassen, so daß draußen kein Exemplar mehr davon zu finden ist. Den sonderbaren Titel verdankt das Buch Wolfgang Menzel, der in seiner Literaturgeschichte Börne als einen von Frankreich erkauften Schriftsteller zu verdächtigen suchte. 12mo. Gebunden 0 50

Oßwald, H. Fr., Der Deutsche in Californien. Ein unentbehrlicher Wegweiser nach und in den Goldregionen Californiens. Enthaltend die Geschichte Californiens; Beschreibung der Bodenverhältnisse, der Gewerbe, des Handels, der Städte, der Gold-Minen, der Gesetzgebung in Bezug auf Grundeigenthum u.s.w. Ein unentbehrlicher Wegweiser für alle Einwanderer. Dritte Auflage. 1853 0 25

Cardillac, Juwelier und furchtbarer Räuber, von A. Hoffmann 0 25

Brennglas, Berlin, wie es ist und — trinkt. „Eckensteher" 0 12½

Wanderungen durch Europa und das Morgenland in den Jahren 1824 bis 1843, von P. D. Holthaus, Schneidergeselle aus Werdohl in Westphalen. Mit dem Bildniß des Herausgebers. 4te Aufl. 0 37½

Ergriffen von der Lust, die Welt zu besehen, hat dieser merkwürdige Handwerksbursch mehrmals Deutschland, Polen, Ungarn und die Wallachei durchwandert, war lange in Bukarest und Constantinopel und wanderte durch Aegypten, erstieg die uralten Pyramiden, machte eine Wallfahrt nach Palästina, dem heiligen Lande, badete sich im Jordan — sah im todten Meere vergebens nach lebenden Geschöpfen sich um — und war noch an vielen andern Orten. Die sehr interessante Beschreibung seiner 16jährigen Wanderschaft ist von ihm selbst mit strenger Wahrheitsliebe aufgesetzt, und man hofft, daß kein Leser wird das Buch unbefriedigt aus der Hand legen.

Albertus Magnus. Bewährte und approbirte sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh. Enthaltend: Hexen zu citiren, Hexen und Diebe zu fangen, und daß die Diebe das Gestohlene wieder zurückbringen müssen; sich vor bösen Geistern sicher zu stellen; sich stark zu machen; das Blut zu stillen; den Brand und das wilde Feuer zu besprechen. Mittel für den Krampf, für alle Fieber, den kalten Brand, Kolik, Brüche, fallende Sucht, Grind, Mundfäule, Pest, Lungenfäule, Stein, Ruhr, Krebs, Podagra, Gliederschmerzen zu heilen, ꝛc. Broch. $1, herabgesetzt zu 0 50

Herz, das, des Menschen, ein Tempel Gottes oder eine Werkstätte des Satans, in zehn herrlichen Figuren sinnbildlich dargestellt 0 12½

Schmucker, J. G., die protestantische Geschichte von den Siegen Christi und seiner Kirche. In einer gemeinnützigen Erklärung der Offenbarung Johannis; nach einer neuen prophetischen Zeitrechnung, welche die Bengel'sche berichtigt, das ganze System dieser Weissagung selbst ordnet, und die Zeit der Erfüllung in die Hand gibt. Herausgegeben von C. G. Weyl, Prediger an der evangelisch-lutherischen Dreieinigkeits-Kirche in Baltimore. Geb. $1 00

Schwarz, Dr. **J. L. F. J.**, die Beschreibung der verheißenen heiligen Stadt des neuen Jerusalems und der Constitution ihrer Bewohner; oder Darstellung des allein möglichen Wegs, auf Erden den höchst möglichen Grad von Glückseligkeit und Vollkommenheit zu erreichen und für edle Christen eine Zufluchtsstätte zu gründen 0 38

Taschen-Liederbuch, Neues. „Wo man singet, laß dich ruhig nieder." Eine Auswahl der beliebtesten und bekanntesten Trink-, Scherz-, Ernst-, Studenten-, Freiheits-, Vaterlands-, Volks-, Jäger-, Soldaten-, Opern-, Liebes-, Wander- und Gesellschafts-Lieder 0 25

Traumbuch, Neues vollständiges, und Punktirbuch, oder die Kunst, die Zukunft vorher zu wissen. Aus dem Arabischen von Th. Horst 0 12½

In der

Buchhandlung von Wm. Radde,

No. 322 Broadway, New-York,

sind einzeln und beim Dutzend zu haben:

Die sehr beliebten Marbach'schen Volksbücher:

Geschichte von der heiligen Pfalzgräfin Genovefa, mit Bildern $0 12½

Wunderbare Geschichte vom Kaiser Octavianus, welcher seine Frau und seine zwei Söhne in das Elend geschickt und endlich wiedergefunden hat. Mit Bildern 0 12½

Hirlanda, eine sehr lehrreiche Erzählung, mit Bildern 0 12½

Geschichte von den vier Heymonskindern, mit Bildern 0 12½

König Eginhard in Böhmen, oder die Riesengeschichte, m. Bild. 0 12½

Geschichte von dem gehörnten Siegfried, mit Bildern 0 12½

Griseldis und der Markgraf Walther. Nebst andern Geschichten. Mit Bildern 0 12½

Herzog Ernst, eine wunderbare Rittergeschichte, mit Bildern 0 12½

Der wiedererstandene Eulenspiegel, mit Bildern 0 12½

Denselben in englischer Uebersetzung 0 12½

Leben, Thaten und Höllenfahrt des berüchtigten Zauberers und Schwarzkünstlers Dr. Johann Faust, mit Bildern 0 12½

Geschichte von der schönen Magelone und dem Ritter Peter mit den silbernen Schlüsseln, mit Bildern 0 12½

Das unschätzbare Schloß in der afrikanischen Höhle Xa Xa, mit Bildern 0 12½

Geschichte von der geduldigen Helena, Tochter des Kaisers Antonius. Nebst der Geschichte von dem edlen Finkenritter Polycarpus von Clarissa. Mit Bildern 0 12½

Die wunderbare und merkwürdige Geschichte vom Zauberer Virgilius seinem Leben, seinen Thaten und seinem Ende. Mit Bildern 0 12½

Der wegen seiner kurzweiligen Possen merkwürdige Schlesische Rübezahl, oder der schalkhafte Berggeist. Mit Bildern 0 12½

Anmuthige Geschichte von dem Prinzen Gerbino und der Prinzessin Rosina. Mit Bildern 0 12½

Nieritz, Gustav, Wie Gott will! oder: die Batzen-Noth 0 12½

Schwabenstreiche, Sammlung von Anecdoten aus dem Schwabenlande. 2 Hefte, à 0 8

Das Buch zum Todtlachen oder Erzählungen lustiger Ränke und Schwänke für jedes Alter, 2 Bändchen, à 0 12½

Der Hundsfattler, das Räuber-Kleeblatt u. s. w. 0 12½

Leben des Rinaldo Rinaldini, des großen Räuberhauptmannes 0 18¾

Lebensbeschreibung des berüchtigten Räuberhauptmannes **Schinderhannes** und einiger seiner Spießgesellen 0 12½

Dasselbe in Englisch 0 12½

Der Sonnenwirthle oder Leben und Thaten des berüchtigten Räubers und Mörders Joh. Fr. Schwan von Ebersbach 0 8

Geschichte

von der

heil. Pfalzgräfin Genoveva.



Volksbücher.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

New-York:
Wilhelm Radde, 300 Broadway.
1857.

Geschichte

von der

heiligen Pfalzgräfin Genoveva.

Wie Siegfried von der heiligen Genoveva Abschied nahm und diese um ihrer Keuschheit willen in ein Gefängniß geworfen wurde.

Unter die Zahl der Frauen, welche von ihren Männern unschuldiger Weise verfolgt worden sind, gehöret die tugendreiche und geduldmüthige heilige Genoveva, deren Geschichte so anmuthig und deren Verfolgung so unbillig ist, daß sie kaum ohne Mitleiden gelesen werden mag. Diese Geschichte hat sich folgendermaßen zugetragen. Zu den Zeiten des trierischen Bischofs Hudelfus war ein vornehmer Graf, Namens Siegfried, in dem trierischen Lande, welcher sich mit einem sehr reichen und tugendhaften Fräulein, Genoveva genannt, einer Tochter des Herzogs aus Brabant, verheirathet hatte. Diese beiden jungen Eheleute lebten in aller Liebe und Freundlichkeit zusammen, als der Mohrenkönig Aberosam mit einer großen Macht in Spanien einfiel, und nachdem er das Land verheeret, auch in Frankreich einbrechen wollte. Als Martellus, König in Frankreich, diese große Gefahr vor Augen sah, befahl er allen ihm untergebenen Fürsten und Grafen, daß sie ihm Hilfe leisten und gegen den Mohrenkönig streiten sollten. Mit diesen mußte auch Graf Siegfried zu Felde ziehen, weil das trierische Land damals unter den König von Frankreich gehörte. Als sich nun der Graf mit den Seinigen zum Feldzuge fertig gemacht, und nunmehr von seiner lieben Genoveva Abschied nehmen wollte, da war es erbärmlich anzusehen, wie kläglich sich die betrübte Dame gebehrdete und mit ihren bittern Zähren alle Gegenwärtige zum Mitleiden



bewegte. Ja, als der Graf ihr die Hand geben und die letzte gute Nacht sagen wollte, wurde sie von solchem Herzeleid überfallen, daß sie halb todt vor Ohnmacht danieder sank. Der Graf war sehr bekümmert, daß er seine betrübte Gemahlin nicht trösten konnte, sprach indeß mit traurigen Worten zu ihr: „Betrübet Euch nicht so sehr über meinen Abschied, meine herzliebe Gemahlin, denn ich hoffe zu Gott, er werde uns mit Freuden wieder zusammenführen. Ich befehle Euch nächst Gott der allerseligsten Jungfrau Maria, welche Euch in meiner Abwesenheit beschützen und in Eurem Leide trösten wird. Ich überlasse Euch auch meinen getreuesten Diener Golo, welcher Euch in meinem Namen fleißig dienen und in Allem bestens besorgen wird." Genoveva aber war so voller Herzeleid, daß sie vor häufigen Zähren kein Wort reden konnte, und als ihr der Graf abermals die Hand gab und gute Nacht sagte, fiel sie abermals für todt in eine Ohnmacht. Ihr Herr wendete sich betrübt um und ritt ohne weitern Abschied bitterlich weinend von dannen. Da er nun mit den Seinigen in dem königlichen Lager angekommen war und alle

Fürsten und Herren sich versammelt hatten, zog Martellus mit einer Armee von 60,000 Mann zu Fuß und 12,000 Mann zu Pferde gegen das Lager der Mohren, welche wohl viermal stärker waren. Dennoch gab ihm Gott großes Glück, und seine Soldaten schlugen so herzhaft zu, daß dreimal hundert und fünf und sechszig tausend Heiden auf dem Platze blieben, während von den Christen nicht mehr als fünfzehn hundert umkamen. Die übriggebliebenen Mohren sammt ihrem Könige flohen in die Stadt Agion und wehrten sich darin so tapfer, daß die Christen die Stadt lange Zeit belagern mußten. Hierdurch geschah es, daß der Graf Siegfried länger ausbleiben mußte, als er vermeinet hatte, indem seine Rückreise sich über ein ganzes Jahr verschob. Unterdessen war die gute Gräfin ganz betrübt, und hatte keinen andern Trost auf dieser Welt als allein in Gott und dem heiligen Gebete. Sie führte ein gar frommes und tugendliches Leben, und trieb alle ihre Diener zur Andacht an. Der leidige Satan aber, dem ihre Tugend gar zuwider war, bedachte sich auf alle Weise, sie zu stürzen und sie bei aller Welt in Schaden zu bringen, welches er durch folgendes Mittel in's Werk zu richten suchte. Weil der Graf bei seiner Abreise dem Hofmeister Golo seine geliebte Gemahlin anbefohlen hatte, und derselbe täglich um sie war und ihr aufwartete, siehe, da gab ihm der leidige Satan gar unkeusche Gedanken gegen sie ein, und entzündete sein Herz mit solcher Begierlichkeit, daß er endlich der Gräfin seinen bösen Willen entdeckte und sie zur Unkeuschheit anzureizen suchte. Sobald die keusche Dame das bemerkte, sprach sie mit gar zornigen Worten zu ihm: „Schämest Du Dich nicht, Du leichtfertiger Diener, ein Solches von mir zu begehren und das Ehebette Deines Herrn so schändlich beflecken zu wollen? Ist das die Treue, die Du ihm versprochen hast? Und ist dies der Dank, so Du ihm für seine Liebe erweisest? Sei Du nicht so keck, dergleichen mir fernerhin zuzumuthen, sonst will ich gewiß bewirken, daß Dich Deine Thorheit gereuen soll!" Der gottlose Golo erschrack über diese Antwort und wagte kein Wort mehr von

dieser Sache zu sprechen. Gleichwohl war seine Begierlichkeit nicht ausgelöscht, sondern wurde durch den täglichen Umgang mit der Gräfin je länger je mehr entzündet. Als sie nun einstmals ihr Bildniß, welches sie kürzlich hatte malen lassen, beschauete, und Golo von ohngefähr dazu kam, fragte sie ihn, ob er vermeinte, daß diesem schönen Stücke noch etwas abgehe? Da sprach er zu ihr: „Gnädige Frau, wiewohl diesem Bilde keine Schönheit gleich kommen mag, so vermeine ich dennoch, es gehe ihm etwas ab, nämlich daß es lebendig und mir zu eigen sei." Genoveva merkte wohl, was der unkeusche Mensch wollte, darum zeigte sie sich im Angesicht ganz erzürnt, und gab ihm einen solchen Verweis, daß er ganz schamroth davon ging. Es vermochte aber dieser Verweis nicht das Feuer der Begierlichkeit in dem sündhaften Herzen auszulöschen, sondern dasselbige wurde von dem Satan, welcher den Golo beherrschte, so heftig entzündet, daß sich dieser vornahm, das Aeußerste zu wagen, damit er seine Begierde befriedigen möchte. Als daher einstmals die Gräfin nach dem Nachtessen in dem Garten allein lustwandelte, machte sich der Hofmeister allgemach näher zu ihr und liebkosete ihr mit so freundlichen Worten, als er immer vermochte, gab ihr auch endlich genug zu verstehen, daß er von solchem Brand der Liebe gegen sie verzehrt werde, daß er vermeine, er müsse vor der Zeit sterben, wofern er keine Gegenliebe bei ihr fände. Die keusche Dame wurde hierüber mehr als jemals entrüstet, so daß sie ihm ernstlich schwur, wofern er nur ein einzigesmal mit Worten oder Zeichen ihr zu nahe träte, so würde sie gewißlich ihrem Herrn davon berichten. Golo merkte nun wohl, daß er keine Hoffnung habe, zu Befriedigung seiner Begierden zu gelangen; darum veränderte er seine Liebe in einen grimmigen Haß, und bedachte auf alle Weise, wie er sich an der Gräfin rächen könnte. Er gab auf ihr Thun und Lassen fleißig Acht, und bemerkte endlich, daß sie eine sonderliche Neigung zu einem von den Köchen merken ließ, welcher Drago hieß, und der bei seiner Einfalt ein sehr frommer und andächtiger Mann war. Weil nun die Gräfin zu allen from-

men Leuten eine sonderliche Neigung hatte, so erzeigte sie sich diesem gottseligen Menschen mehr gewogen als Andern bei Hofe. So oft er vorüber ging, redete sie ihn an; wo sie ihm einen Gefallen thun und in einer Widerwärtigkeit tröstlich sein konnte, da that sie es mit sichtlichem Wohlgefallen. Der schlimme Golo legte dieses ehrbare Wohlwollen nach seiner eignen fleischlichen Liebe aus, und gedachte durch diese Gelegenheit Ursache zu bekommen, seine Herrin zu verklagen. Er sagte mehrmalen zu seinen vertrautesten Freunden, wie die Freundlichkeit der Gräfin gegen den Koch sehr verdächtig sei, und wie er fürchte, dieselbe werde zu einem übeln Ende ausschlagen; er bat auch, sie wollten etwas genauer Acht haben auf das freundliche Liebkosen, das die Gräfin dem Koche, so oft er bei ihr vorüber gehe, erzeige, so würden sie bald inne werden, was von dieser Vertraulichkeit zu halten sei. Mie diesen und ähnlichen Worten brachte Golo die Tugend der Gräfin bei etlichen Dienern in Verdacht, und richtete so viel aus, daß er endlich einige auf seine Seite brachte. Einstmals sagte er dem Koche, daß die Gräfin, welche eben in ihrem Zimmer allein war, seiner begehre; und als der ehrliche Mensch dies glaubend zu ihr hinauf ging, da kam ihm Golo bald nach, überraschte sie allein in dem Zimmer, und ging ohne ein Wort zu sprechen wieder hinaus. Der Koch, als er vernommen, daß seine Herrin ihn nicht habe rufen lassen, folgte Jenem auf dem Fuße. Alsbald aber berief Golo seine Vertrauten, klagte ihnen mit großem Zorn, wie er den Koch bei der Gräfin in ihrem Zimmer ertappt habe, und versichert sei, daß sie entweder mit einander gesündiget oder zum wenigsten die That im Willen gehabt hätten. „Was ist hier Raths, meine lieben Freunde?“ sprach er: „was ist hier Raths? Wenn wir dem Uebel nicht zuvorkommen, so wird ein größeres daraus entstehen, und wir werden es bei der Rückkehr unsers Herrn nicht zu verantworten vermögen. Ich bin gewiß, daß der Koch unsere Herrin bezaubert, oder ihr Liebesgift in die Speisen gethan habe; darum kann sie nicht von ihm lassen, wenn es ihr schon Ehr und Leben kosten soll-

te. Deswegen vermeine ich, es wäre rathsam, ja nöthig, daß man den Koch in ein Gefängniß werfe, die Gräfin aber so zurückhalte, daß ihr der Zugang zum Koche versperrt sei. Was dünket Euch hierüber, lieben Freunde, was gebt Ihr mir für einen Rath?" Sie sprachen: weil ihm der Graf die Sorge über die Gräfin aufgetragen habe, solle er thun, was ihm am rathsamsten zu sein scheine. Hierauf ließ der Hofmeister den Koch vor sich berufen, fuhr ihn mit harten Worten an, und warf ihm vor, wie er die Gräfin bezaubert, ihr in ihre Speisen Liebespulver gethan und sie mit Gewalt zu seiner Liebe gezogen habe; darum verdiene er, daß man ihn in Eisen schmiede und in den allertiefsten Thurm werfe. Der arme Drago wurde darüber von Herzen erschreckt, schwur hoch und theuer, er wäre dieser Sünde wegen ganz unschuldig, ja, nahm Himmel und Erde zu Zeugen, daß ihm nimmermehr in Sinn gekommen, mit der Gräfin Uebels zu begehen; er mochte aber sagen, was er wollte, so mußte er doch in Eisen und Bande geschmiedet und in ein Gefängniß geworfen werden, in welchem er sein armes Leben im höchsten Elende verzehren mußte, und aus dem er nicht eher herauskam, als bis man ihn todt heraustrug. Mit dieser Grausamkeit begnügte sich der gottlose Golo noch nicht, sondern stürmte mit einigen seiner Gehilfen in das Zimmer der Gräfin, sagend: er habe nun lange genug zugesehen, was für verdächtige Gemeinschaft sie mit dem Koche gehabt habe; darum wolle er dies Uebel nicht länger dulden, um vor seinem Herrn bestehen zu können; darum solle sie auch als eine, die das Ehebette ihres Herrn verunehrt, in das Gefängniß gelegt, und nicht eher als bis auf weitern Befehl des Grafen herausgelassen werden. Hier war nun erbärmlich anzusehen, wie diese hochgräfliche Frau, welche in dem achten Monate schwanger ging, nicht um irgend eines Verbrechens willen, sondern weil sie ihre Keuschheit vertheidiget hatte, von ihrem eigenen Diener gefangen geführt und in einem festen Thurme verriegelt wurde.

Genoveva wird im Kerker von einem Knäblein entbunden.

Wie tief nun diese große Unbill der unschuldigen Gräfin zu Herzen gegangen sei, mag ein Jeder bei sich selbst erachten; aber wie schmerzlich sie dem gerechten Gott ihre Unschuld geklagt habe, das haben die heiligen Engel wohl in Acht genommen. Nun durfte in diesen Thurm Niemand anders hineingehen, als die Säugamme des losen Hofmeisters, welche der gefangenen Gräfin täglich eine geringe Nahrung brachte, und dann der Hofmeister selbst, der sie zum öftern besuchte, und alle Mittel anwendete, das keusche Herz zu seiner unkeuschen Liebe zu ziehen. Er drang mit guten und bösen Worten in sie; er lockte sie mit Verheißungen und Bedrohungen; er liebkosete und schmeichelte ihr, als ein erfahrner Buhler: gleichwohl konnte er durch dies Alles nichts Mehres ausrichten, als nur die Gräfin desto standhafter zu machen. Einstmals als er sie freundlich umarmen wollte, stieß sie ihn mit der Faust von sich und sprach zu ihm mit ernstlichen Worten: „Du schändlicher Bösewicht, ist Dir denn nicht genug, daß Du mich unschuldigerweise gefangen gesetzt, willst Du mich auch noch um meine Ehre und Seligkeit bringen? Sei aber versichert, daß Du Dich betrogen findest und alle Mühe vergebens anwendest; denn ich bin bereit, lieber tausendmal zu sterben, als das Geringste gegen meine Ehre und Herzensreinheit zu begehen." Dieser ernsthafte Entschluß hätte den Buben gänzlich abschrecken sollen; gleichwohl trieb ihn der Muthwille so heftig an, daß er alle Mittel und Wege versuchen wollte, seine Begierden zu stillen. Er stellte deswegen seine Säugamme an, und versprach ihr große Belohnung, wofern sie etwas bei der Gräfin ausrichten würde. Daher lag das lose Weib, so oft sie der Gefangenen Speise brachte, derselben mit Worten an, sie solle dem Hofmeister freundliche Worte geben, damit sie ihrer Gefangenschaft erlediget, oder zum wenigsten mit besserer Nahrung versehen werden möchte. Die standhafte Heldin aber war entschlossen, lieber im Kerker Hungers zu sterben, als ihren Gott zu erzürnen

und ihr Gewissen zu beflecken. Inmittelst nahete die Zeit der Geburt herbei, und die geängstete Frau bat die Säugamme, ihre Aufwärterin, sie solle ihr nur ein paar Frauen verschaffen, so ihr in dieser ihrer ersten Geburt beistehen möchten. Das böse Weib aber wollte ihr nicht allein dieses nicht verwilligen, sondern ihr nicht einmal eine Windel geben, um ihr neugebornes Kind darein zu wickeln. Solche große Unbarmherzigkeit trieb der heiligen Genoveva die Augen über, und sie klagte mit herzbrechenden Seufzern dem höchsten Gott ihre Noth. Und Gott stand ihr bei. Denn wiewohl sie in der Stunde der Geburt ganz verlassen war, so gebar sie doch ohne einige Gefahr einen feinen jungen Sohn, welchen sie, weil sie keine Windeln hatte, in ein Handtuch einzuwickeln genöthigt war. Sie bat nun inständig, daß man das arme Kind zur heiligen Taufe tragen möchte; weil ihr aber auch dies verweigert wurde, taufte sie es selber und gab ihm den Namen Schmerzenreich. Darnach nahm sie es auf ihre Arme, drückte es an ihr Herz, begoß es mit ihren Zähren und sprach mit großem Mitleiden: „Ach, Du armes Kind! Ach, Du mein einziger Schatz! Billig nenne ich Dich Schmerzenreich, weil ich Dich mit Schmerzen in meinem Leibe getragen und mit Schmerzen geboren habe; aber noch mit viel größern Schmerzen werde ich Dich erziehen, und mit den allergrößten Schmerzen werde ich Dich verschmachten sehen; denn aus Mangel der Nahrung werde ich Dich nicht zu ernähren vermögen, weil ich kaum so viel habe, daß ich mein Leben erhalten mag. Ach, Du armer Schmerzenreich! Ach, Du armes, unglückliches Kind!" — Die bestellte Aufwärterin brachte vor Golo die Zeitung, daß er nunmehr im Kerker zwei Gefangene habe, und daß die arme Gräfin vor äußerstem Herzeleide schier verschmachtet sei; darum solle er sich ihrer in etwas erbarmen und ihr eine bessere Labung vergönnen, damit sie sowohl sich selbst, als das schwache Kindlein ernähren möchte. Der mitleidlose Mann aber erbarmte sich über diese trostlose Kindbetterin weniger, als wenn sein Hund Junge geworfen hätte, weil er verhoffte, durch dies äußerste

Elend sie zu seiner Liebe zu zwingen. Doch, damit sie nicht gar verschmachten möchte, ließ er ihr etwas mehr Brod geben, als zuvor; sonst aber außer Wasser nichts weiter. So mußte also die arme Kindbetterin in ihrer großen Schwachheit mit Wasser und Brod vorlieb nehmen, und wurde, anstatt des Trostes, täglich von dem Bösewicht Golo mit Schmähworten gespeiset.

Graf Siegfried kehret zurück und verdammet seine unschuldige Gemahlin zum Tode.

Der Graf hatte von alle dem, was vorgegangen war, noch nichts vernommen, weil Niemand vom Hofe, aus Furcht vor dem Hofmeister, ihm Nachricht gegeben hatte. Sein Ausbleiben hatte sich länger verzögert, als er verhofft hatte, weil er vor Agion eine Wunde bekommen, welche gar schwierig zu heilen war. Damit nun Golo seine Mißhandlungen bei ihm rechtfertigen möchte, fertigte er einen Diener ab, als schon zwei Monate nach der Geburt der Gräfin verlaufen waren, welcher dem Grafen die Zeitung von Allem, was vorgegangen war, überbringen sollte. Der Inhalt des Briefs, den er an den Grafen schrieb, war dieser: „Gnädiger Herr, wenn ich nicht besorgte, Euch zu betrüben, so wollte ich Euer Gnaden eine Sache, die ich mit allem Fleiß zu verhehlen suchte, in diesem Briefe offenbaren. Obschon alle Hausgenossen, und sonderlich der Ueberbringer dieses, großen Fleiß mit mir angewandt, ein großes Uebel zu verhüten, so ist dennoch alle meine Obacht durch die List der Boshaften hintergangen worden. Solches werden mir die Schloßverwandten bezeugen können, und dadurch verhoffentlich meine Treue außer Argwohn setzen, so wie meine fleißigen Dienste genugsam beglaubigen. Euer gräfliche Gnaden belieben von dem Boten, den ich sende, ausführliche Berichte anzunehmen und in seine Erzählung keinen Zweifel zu setzen; was aber Ihro gräfl. Gnaden Wille und Befehl hierüber sei, mir mit

Ihrem Diener kund zu thun, damit ich wisse, wie ich mich in dieser schweren Sache zu verhalten habe." Diesen Brief bekam der Graf, als er in einer Stadt in Languedoc seine empfangenen Wunden heilen ließ; und durch die Botschaft wurde er so verstört und entrüstet, daß seine Wunden desto minder heilten und der Schaden desto größer wurde. Der Diener erzählte ausführlich, was für verdächtige Gemeinschaft die Gräfin mit dem Koche die ganze Zeit gehabt, und wie der Hofmeister sie in der Kammer allein ertappt habe. Weil sie Beide aber auf öfteres Ermahnen nicht von einander gelassen hätten, sei der Hofmeister genöthiget worden, sie mit Gewalt zu scheiden und in zwei Gefängnisse zu sperren. Im Gefängniß habe sie einen Sohn geboren, und von allen Hofbedienten werde das Kind keinem Andern als dem Koch zugeschrieben. Der Graf fragte: „wann seine Gemahlin das Kind geboren habe?" Der Diener aber sprach fälschlich: „es wäre erst ein Monat verlaufen," wiewohl sie schon vor zwei Monaten geboren hatte. Weil nun der Graf schon im eilften Monat abwesend war, so mußte er wohl die unschuldige Genoveva für schuldig halten. Er fing an zu wüthen, und lästerte die Gräfin sammt dem Koch, als wenn sie die ärgste Ehebrecherin wäre: „Du verfluchtes Weib!" sprach er, „sollst Du die versprochene Treue so schändlich brechen? sollte ich das von Dir vermeinet haben? Du meineidiges Weib, wie fein hast Du Dich angestellt, als wenn Du ganz keusch und heilig wärest!" Diese und dergleichen Schmähworte stieß der erzürnte Graf gegen die unschuldige Genoveva aus, und stellte sich nicht anders an, als wenn er vor Zorn unsinnig werden wollte. Nachdem er sich lange genug besonnen hatte, auf welche Weise er den begangenen Ehebruch strafen wolle, schickte er den Diener mit diesem ausdrücklichen Befehle zurück: Golo sollte die Gräfin so einschließen, daß Niemand mit ihr reden und zu ihr kommen könne. Den schändlichen Koch aber solle er mit solcher Marter hinrichten lassen, wie er durch seine Missethat verschuldet hätte. Der Diener kam eilend mit diesem ungerechten Be-

fehle zurück, und verdiente bei dem Hofmeister großen Dank daß er seinen Auftrag so trefflich ausgerichtet hatte. Damit aber die Hinrichtung kein großes Geschrei verursachte, ließ er dem armen unschuldigen Koch Gift unter seine Speisen mischen, und nachdem er gestorben, ließ er den Leichnam mit sammt den Ketten in eine abgelegene abscheuliche Grube vergraben. Die Gräfin aber brauchte nicht enger eingeschlossen zu werden, als sie schon zuvor eingeschlossen war, weil vom Anfange ihrer Gefangenschaft Niemand als Golo und seine falsche Säugamme hatte zu ihr kommen dürfen. Mit aller dieser verübten Grausamkeit war aber Golo noch nicht zufrieden, weil er fürchtete, seine böse List und Falschheit möchte einmal an den Tag kommen. Denn es waren Viele bei Hofe, welchen die ungerechte Hinrichtung des Kochs und die unbillige schwere Gefängnißstrafe der frommen Gräfin mißfiel und welche viele Klagen darüber führten. Darum sorgte der listige Schalk nicht ohne Ursach, daß wenn der Graf zurückkäme und die Gräfin noch lebend fände, seine Bosheit offenbar und mit einem grausamen Tode bestraft werden möchte. Er wurde auch berichtet, daß der Graf von dem König in Frankreich entlassen worden und bereits auf der Rückreise nach Hause begriffen wäre. Da brach nun dem Golo der kalte Schweiß aus, und er mußte sich kurz besinnen, was er in dieser gefährlichen Sache anfangen sollte. Er setzte sich eilends zu Pferde, ritt seinem Herrn entgegen, und kam nicht eher zu ihm, als bis er schon zu Straßburg angekommen war. In selbiger Stadt wohnte eine alte Hexe, welche sich unter dem Scheine der Heiligkeit für eine gottselige Matrone ausgab. Sie war die Schwester der Säugamme des losen Golo, und diesem daher schon seit vielen Jahren bekannt. Zu ihr ging der Bösewicht, ehe er zu seinem Herrn kam, und erzählte ihr den ganzen Verlauf, dessen was sich mit dem Koch und der Gräfin zugetragen, sagte auch, er wollte gegen den Abend den Grafen zu ihr bringen, und dann sollte sie ihm ein Trugbild vormachen, daß er glaube, die Gräfin habe mit dem Koch gesündiget. Er gab ihr dafür

ein Stück Geld und verfügte sich alsbald hin, seinen gnädigen Herrn zu bewillkommen. Nach gegenseitiger Begrüßung nahm ihn der Graf beiseit, und forderte von ihm völligen Bericht über das Unheil, das sich in seinem Hause zugetragen hätte. Da stellte sich nun der listige Golo, als wenn er vor Leid kaum reden könnte, und die falschen Zähren mußten seinen Lügen einen Schein der Wahrheit geben. Er erzählte nach der Länge Alles, nicht was die fromme Gräfin begangen, sondern was seine Bosheit ersonnen hatte, und zwar mit solchen erdichteten Beweisthümern, daß der gute Graf ohne zu zweifeln glaubte, es müßte Alles wahr sein. Golo setzte auch hinzu, wie er den Koch ohne gerichtlichen Prozeß habe heimlich hinrichten lassen, damit die Schande der Gräfin desto mehr verdeckt und unbekannt bleiben möchte. Der Graf hörte Alles mit großem Kummer an, und weil er dem Golo nicht völlig glauben konnte, fragte er ihn ausführlich nach allen Umständen und Beweisthümern. Golo aber, fürchtend, er möchte in seinen eigenen Worten gefangen werden, sprach zu seinem Herrn: „Wenn Ihro Gnaden vielleicht an meinen Worten ein Mißtrauen haben sollten, so ist in dieser Stadt eine gar heilige und in Offenbarung verborgener Dinge hochberühmte Matrone, diese wollen Euer Gnaden umständlich befragen, so werden Sie einen völligen Bericht des ganzen Verlaufs empfangen." Der Graf ließ sich diesen Vorschlag gefallen, und ging bei anbrechender Nacht mit seinem Hofmeister zu der Matrone, welche eine schändliche Hexe war. Zu dieser sagte er, wie er gegen seine Ehefrau den Verdacht der Untreue hege; weil er aber vernommen, daß Jene wegen ihrer Heiligkeit die verborgenen Dinge erkenne, so möge sie ihm entdecken, ob sich solch großes Uebel zwischen seiner Gemahlin und dem Koch zugetragen habe? Die Zauberin sagte mit verstellter Demuth: Sie wäre zwar keine Heilige, dennoch wolle sie ihm gern so viel, als ihr Gott in dieser Sache offenbaren würde, entdecken. Alsdann führte sie beide Herren in einen dunklen Keller hinab, in welchem ein grünes Licht brannte, das einen blauen Schein von sich



gab; hier machte sie mit einem Stecken zwei Kreise auf den Boden, in deren einen sie den Grafen, in den andern aber den Golo stellte. Darnach warf sie einen Spiegel in ein Geschirr voll Wassers, und murmelte darüber so seltsame Worte, daß den Grafen ein Schauder überlief und ihm die Haare zu Berge stiegen. Nach diesem drehete sie sich dreimal vor dem Geschirre herum, hauchte dreimal darein, rührte es mit den Händen um, und machte wunderliche zauberische Segen darüber. Der Graf sah alsdann auf ihr Geheiß in das Wasser, und bemerkte in dem Spiegel klar abgebildet, wie die Gräfin mit dem Koch freundlich redete und mit lächelndem Angesicht ihn liebkosete. Da sprach er: „Mit einem freundlich reden, ist nichts Unrechtes." Die Zauberin aber setzte hinzu: „So wollen wir denn sehen, ob es vielleicht Gott gefalle, ein Mehreres zu zeigen;" machte hierauf die vorigen zauberischen Ceremonien und hieß den Grafen abermals in's Wasser sehen. Da sah er mit Augen, wie die Gräfin dem Koche mit der Hand über die Wangen strich und ihm mehrmals einen freundlichen Kuß gab. Ueber dieses

wurde der Graf sehr schamroth und erwartete, was zum dritten Mal herauskommen würde. Als er aber nach den vorigen Ceremonien nochmals in den Spiegel sah, wurde er mit großem Verdrusse gewahr, daß der Koch mit seiner Frau schändlicher Weise sündigte. Ueber diese ehebrecherische Schandthat wurde er so arg entrüstet, daß er vor Rachgier gleichsam Feuer spie und die Untreue seiner Frau auf das Grausamste abzustrafen bedacht war. Deswegen gab er dem Golo gemessenen Befehl, er sollte davon reiten und die Ehebrecherin sammt dem Bankert mit einem schändlichen Tode hinrichten. — Niemand war froher als der rachgierige Golo, welcher eilfertig davon ritt und sich ernstlich bedachte, auf welche Weise er die Gräfin sollte umbringen lassen. Kaum war er zu Hause angekommen, so eröffnete er seiner Amme, wie ihm sein Anschlag so glücklich wäre von statten gegangen, und wie er Befehl habe, die Gräfin hinzurichten; sie sollte aber durchaus Niemandem etwas davon wissen lassen, damit kein Aufruhr im Schlosse oder unter der Freundschaft entstehen möchte. Dies Alles hörte von ohngefähr das kleine Töchterlein der Amme, welche eine bessere Neigung zur Gräfin als ihre Mutter hatte. Dies Mägdlein begab sich eilends zu dem Kerker, und stand vor dem Fenster, durch welches man das Brod und das Wasser hinein langte, und weinte so bitterlich, daß die Gräfin darüber erschreckt wurde. Sie fragte das Mägdlein, warum es also weine? Dieses antwortete: „Ach gnädige Frau! Euer großes Elend treibet mir die Zähren aus den Augen, denn um Euer Leben ist es geschehen, weil der Golo von unserm Herrn Befehl hat, Euch hinzurichten." Die Gräfin sprach voller Schrecken: „Was soll darnach meinem armen Kinde geschehen?" Das Mägdlein antwortete: „Dem armen Kinde wird es nicht besser ergehen, als Euch." Da erschrack die arme Gräfin so sehr, daß sie schier in Ohnmacht gefallen wäre, und nachdem ihr die Kräfte zurückgekehrt waren, fing sie an, untröstlich zu weinen und mit vielen herzlichen Seufzern zu sprechen: „Ach, mein Gott und Herr, wie habe ich doch ein so großes Uebel

um Dich verschuldet? Ach! was habe ich gesündigt, daß ich mit meinem unschuldigen Kinde grausamer Weise hingerichtet werden soll? O ich unglückseliges Weib! habe ich nun dies erlebt, daß ich als eine Ehebrecherin sterben soll? daß ich, meinem Herrn die versprochene Treue zu halten, so viel Ungemach bisher habe leiden müssen? Ach mein Gott! komm mir zur Hilfe in dieser Noth! Ach mein Gott, erlöse mich von dem grimmigen Tode!" Diese und viele andere Klagen führte die betrübte Gräfin, und nachdem sie lange genug geweint hatte, sprach sie zu dem Mägdlein: „Mein liebes Kind, gehe doch in mein Zimmer und bringe mir Feder, Dinte und Papier, und für Deine Mühwaltung nimm Dir von meinen Kleinodien soviel als Dir beliebt." Sie gab alsdann dem Mägdlein den Schlüssel, und als diese gebracht, was sie verlangt hatte, schrieb sie einen Brief folgenden Inhalts: „Gnädiger Herr! herzlieber Gemahl! Nachdem mir berichtet worden, daß ich auf Euren Befehl sterben soll, so habe ich mit diesen Zeilen Euch wollen gute Nacht sagen und einen freundlichen Abschied von Euch nehmen. Ich will zwar gerne sterben, weil Ihr's befehlet, aber es fällt mir sehr bitter, daß Ihr mich unschuldiger Weise zum Tode verdammt. Die ganze Ursache, warum ich sterben muß, ist diese: weil ich meine Euch gelobte Treue nicht habe brechen, noch dem unzüchtigen Hofmeister, der mich zu mehrmalen fast mit Gewalt zur Unehre hat bewegen wollen, habe willfahren mögen. Ich messe meinem Herrn keine andere Schuld bei, als daß er meinem Ankläger so leichtlich geglaubt und mir zu meiner Verantwortung keine Gelegenheit vergönnt hat. Ich bezeuge aber bei meinem Gott, vor dessen strengem Gericht ich morgen erscheinen werde, daß ich alle mein Lebtag, außer Euch, keinen Mann erkannt, noch auch jemals in dergleichen Gedanken gewilligt habe. Gleichwohl gehe ich unschuldiger Weise zum Tode, weil es der Himmel also verordnet hat, bleibe aber in der sichern Vertröstung, es werde einstmals ein Tag aufgehen, an welchem meine Unschuld an's Licht kommen und meiner Ankläger Falschheit of-

fenbar werden wird. Gute Nacht, gnädiger Herr, liebster Schatz; ich verzeihe Euch von Herzen, und will Gott auch nach meinem Tode bitten, daß mein unschuldiges Blut keine Rache über Euch noch über meine Ankläger schreie. Dies schreibe ich mit zitternden Händen und fließenden Augen, weil mir der bevorstehende Tod das Herz mit Schrecken erfüllt hat, und verbleibe Eure bis in den Tod getreue und um der Treue willen zum Tode verdammte Genoveva.“ — Diesen Brief gab sie dem Mägdlein, ihn in ihre Stube zu tragen und Niemand ein einziges Wort davon zu offenbaren. Die ganze folgende Nacht brachte Genoveva im eifrigen Gebete zu und befahl Gott ihren schweren Kampf und bevorstehenden Tod.

Wie Genoveva ermordet werden soll, aber durch das Mitleiden der Diener beim Leben erhalten wird.

Des Morgens früh berief Golo zwei von seinen getreuesten Dienern, eröffnete ihnen den ernstlichen Befehl seines Herrn, und befahl ihnen, die Gräfin sammt dem Kinde in einen Wald hinaus zu führen und umzubringen, und zum Wahrzeichen des vollbrachten Befehls, ihr Augen und Zunge auszureißen und selbige mitzubringen. Wofern sie nun dies thun würden, wollte er ihnen ihre Treue reichlich belohnen, widrigenfalls wollte er sie mit Weib und Kind umbringen lassen. Die Diener nahmen den Befehl willig an, gingen alsbald zu der Gräfin in das Gefängniß, legten ihr ein schlechtes Kleid an, bedeckten ihr Angesicht, damit man sie nicht kennen sollte, und befahlen ihr, mit ihnen hinaus zu gehen. Da ging nun die arme Gräfin wie ein unschuldiges Schäflein zur Schlachtbank, und that ihren Mund nicht auf, sich mit einem Worte zu beklagen; sie trug ihr armes unschuldiges Lämmlein auf ihren Armen, drückte dasselbige ohn Unterlaß an ihr Herz, und hatte mehr Mitleiden mit demselben, als mit ihrem eigenen Tode. „Ach Du mein armes Söhnlein,“ sprach



sie, „ach Du mein herzliebstes Englein! O möchte ich Dich so lange auf meinen Armen tragen, als ich Dich unter meinem Herzen getragen habe! Nun aber mußt Du sterben, ehe Du weißt, was Sterben ist, und mußt unschuldig leiden, obgleich Du niemals eine Schuld begangen hast." Mit diesen und ähnlichen Worten machte sie den Dienern das Herz so weich, daß sie ein wahres Mitleiden faßten und es ihnen sehr schwer fiel, den Befehl ihres Herrn zu vollziehen. Nachdem sie nun in dem Walde an einen gelegenen Ort kamen, sagten sie zu der Gräfin, wie ihr Herr verordnet habe, sie wegen vollbrachten Ehebruchs hinzurichten, und wie der Hofmeister ihnen den Befehl zu vollbringen anbefohlen habe. Aber sie sollte dieses nicht ihnen anrechnen, sondern sich zu einem seligen Tode bereiten. Die Gräfin, als gehorsam dem Befehle ihres Herrn, kniete demüthig nieder und bereitete sich aus ganzem Herzen zum nahen Tode. Inzwischen ergriffen die Diener das unschuldige Kindlein, zogen die Messer heraus und wollten es umbringen. Die erschrockene Mutter aber stand von ihrem Gebete auf, fiel den Dienern in die Arme und

schrie mit beweglicher Stimme: „Haltet ein, haltet ein, o Ihr lieben Leute! und schonet doch des armen unschuldigen Blutes, und wenn Ihr ja das arme Kind tödten wollt, so bringt doch zuvor mich um, damit ich nicht gezwungen werde, zwei mal zu sterben.“ Die Diener erhörten diese ihre Bitte und sagten: „so sollte sie denn ihren Hals entblößen und zum Streiche darstrecken.“ Die arme Gräfin erschrack über diese Worte so sehr, daß sie an allen Gliedern zitterte und mehr todt als lebendig zu sein schien. Dennoch sprach sie unter fließenden Thränen: „O Ihr lieben Leute! ich bin zwar bereit zu sterben, aber glaubt mir, daß Ihr Euch an meinem Tode gröblich versündiget. Denn ich bezeuge Euch vor Gott, daß ich unschuldig und von dem Hofmeister fälschlich verklagt worden bin, weil ich seinen bösen Willen nicht habe vollbringen wollen. Ich versichere Euch auch, daß, wenn Ihr meiner schonet, so wird es Gott Euch und Euren Kindern mit Gutem vergelten; werdet Ihr mich aber umbringen, so wird mein unschuldiges Blut über Euch und Eure Kinder Rache schreien.“ Die Herzen der Diener wurden durch diese Worte so tief getroffen, daß ihnen unmöglich war, der Gräfin ein Leid anzuthun. Sie sprachen daher mit freundlichen Worten zu ihr: „Gnädige Frau, wir wollten Euch zwar gerne das Leben schenken, wofern uns nicht von dem Hofmeister bei Lebensstrafe anbefohlen wäre, Euch hinzurichten. Dennoch, wofern Ihr uns versprechen wollet, nimmer an den Tag zu kommen, sondern Euch in dieser oder in einer andern Wildniß unbekannt aufzuhalten, so möget Ihr in Gottes Namen hingehen und unser in Eurem Gebet eingedenk sein.“ Die Gräfin versprach ihnen das mit ganzem Ernst, und dankte von ganzem Herzen für solche Barmherzigkeit. Die Diener stachen einem Windspiel, das mit ihnen gelaufen war, die Augen und die Zunge aus und brachten dieselben ihrem Herrn zum Beweis der verübten Mordthat. Golo aber begehrte dieselben nicht anzusehen, sondern befahl, sie den Hunden vorzuwerfen.

Wie Genoveva in der Wildniß lebt und von Gott getröstet wird.

Die arme, von allen Menschen verlassene Genoveva ging in dem wilden Walde herum und suchte einen gelegenen Ort, wo sie sich aufhalten und vor den Ungewittern schützen möchte; sie fand aber denselben ganzen Tag keinen, sondern wurde genöthigt, unter einem Baume ihre Nachtherberge zu nehmen. Sie lag allda gar übel und stand in der grausamen Wildniß große Angst und Furcht aus. Sie richtete ihre zährfließenden Augen und zitternden Hände gen Himmel und rief den von Herzen an, welcher ihr in dieser Noth allein beistehen konnte. Die ganze Nacht that sie kein Auge zu und suchte den andern Tag abermals, wiewohl vergebens, eine gelegene Höhle oder hohlen Baum, um darunter zu wohnen. Sie hatte den vorigen ganzen Tag gar nichts gegessen und getrunken, und den andern Tag war bei ihr der Hunger so groß, daß sie genöthiget wurde, Wurzeln oder Kräuter auszurupfen und roh zu essen. Den dritten Tag ging sie noch weiter in die Wildniß hinein und suchte so lange, bis sie eine steinerne Höhle und nahe dabei ein kleines Wasser fand. Dies nahm sie als einen von Gott bescheerten Ort an und setzte sich vor, ihr übriges Leben in dieser Höhle zuzubringen. Sie machte sich ein Bette von Laub und Aesten der Bäume; sonst hatte sie nichts außer den Wurzeln, was zu ihrer Lebensnahrung hätte dienen können. Weil sie denn ein so kümmerliches und mangelhaftes Leben führen mußte, so entging ihr die Milch, daß sie ihr liebes Kind nicht mehr säugen konnte. Das bekümmerte Lämmlein sog an den Brüsten so lange, bis endlich das Blut heraus ging, und weil es nun nichts mehr zu leben übrig hatte, da fing es an zu verschmachten und dahinzusterben. Das klägliche Weinen des armen Würmleins ging der mitleidigen Mutter so tief zu Herzen, daß auch sie vor Leid zu sterben vermeinte. Weil sie denn diesem unerträglichen Leid nicht länger zusehen konnte, so legte sie das sterbende Lämmlein unter einen Baum und ging weit davon, daß sie es nicht hören und sehen konnte. Allda kniete sie

nieder mit aufgehobenen Händen und rief den gütigen Gott so inbrünstig an, daß er sie erhören mußte. „Mein Gott und Erlöser!“ sprach sie, „können denn Deine göttlichen Augen ohne Mitleiden ansehen, daß das unschuldige Kind wegen Mangel an Nahrung verschmachten muß? Siehe doch an, o barmherziger Gott! ach siehe doch an, wie das arme Lämmlein so erbärmlich vor Deinen Augen liegt und mit seinem milden Weinen Dich so treulich um die nöthige Nahrung anruft. Ach erbarme Dich doch über das arme verlassene Waislein, welchem sein Vater so hart ist, und seine Mutter nicht helfen kann! Ich habe ja keinen Trost mehr auf Erden, als dies mein einziges Söhnlein; wenn Du mir dieses nimmst, so muß ich ja gar verzagen in dieser wüsten Wildniß. Darum, zu meinem Trost, o Gott, gib mir dasselbe wieder, damit ich's aufziehen kann zu Deinem göttlichen Dienste.“ Als die weinende Mutter dies gefleht hatte, siehe, da kam eine Hirschkuh zu ihr, welche sich als ein zahmes Vieh anstellte und freundlich um sie herstrich, gleichsam als wollte sie sagen: Gott habe sie dahin gesendet, daß sie das Kindlein ernähren sollte. Die betrübte Mutter erstaunte und erkannte alsbald die Vorsehung Gottes, legte das Kind an die Zitzen des Wildes und ließ es so lange saugen, bis es wieder Kraft bekam. Durch diese himmlische Wohlthat wurde die liebe Genoveva so sehr erfreut, daß sie mit vielen süßen Thränen dem gütigen Gott Dank sagte und ihn demüthig um Fortsetzung solcher gnädigen Hilfe anflehte. Ihr Gebet wurde erhört, und die Hirschkuh kam täglich, so lange sie Beide in der Wüste waren, zweimal das Kind zu säugen. Dies war nun die einzige Hilfe, welche das unschuldige Kind sieben ganzer Jahre lang von solcher Kreatur empfing, inzwischen seine Mutter nur von Wurzeln und Kräutern leben mußte. Wer da beherziget, daß Genoveva eine geborne Herzogin und bei dem Wohlleben des Hofes erzogen war, der wird leichtlich erachten, wie schwer und bitter es ihr ankommen mußte, solche elende rohe Nahrung zu sich zu nehmen. Ach! war es nicht mit Bedauern anzusehen, daß eine Frau von so hohem Stande Noth leiden

sollte an den Dingen, an denen es sogar den Bettlern nicht fehlt? Ihre gräfliche Wohnung hatte sie vertauscht mit einer wilden Einöde, ihr schönes Zimmer mit einer finstern Kluft; ihre Kammer-Jungfrauen sind die unvernünftigen Thiere; statt wohlschmeckender Speisen hat sie rohe wilde Kräuter; ihr sanftes Ruhebett ist in hartes Laub- und Reiswerk, ihre kostbare Person in bittere heiße Zähren, und ihr Scherzen und Lachen in lauter Leid und Traurigkeit verwandelt. Gewißlich hätte Genoveva ein eisern Herz haben müssen, wenn sie dieses äußerste Elend nicht empfunden haben sollte. Ja, wenn sie schon auf das Vollkommenste in der Geduld geübt gewesen wäre, so hätte sie doch vielmal über ihre große Noth weinen müssen. Im Sommer war zwar ihr Elend einigermaßen erträglicher; im Winter aber ist es fast unbegreiflich, wie sie und das arme Kind die große Kälte haben ertragen und für ihre tägliche Nahrung Wurzeln und Kräuter bekommen können. Wenn sie im Winter trinken wollte, so mußte sie das gefrorne Eis so lange im Munde halten, bis es schmolz; wenn sie Wurzeln graben wollte, mußte sie den dicken Schnee hinwegräumen und gar mühselig mit einem Holze in die eingefrorne Erde hineingraben; wenn sie sich erwärmen wollte, so mußte sie ihre eiskalten Hände so lange zusammenschlagen, bis sie in etwas erwärmt wurden. Ach Gott! wie müssen dieser verlassenen Frau die Winternächte so lang geworden, und wie schmerzlich wird ihr das unbeschreibliche Elend gefallen sein, ehe sie dessen ein wenig gewohnt wurde? Alle Schmerzen aber, welche die arme Gräfin aus eigener Bedrängniß litt, waren gering gegen diejenigen, die ihr mütterliches Herz ob dem Elend ihres Kindes empfand, sonderlich, da es allgemach anfing in etwas zu erwachsen und sein eigenes Elend zu empfinden. O wie oft drückte die mitleidige Mutter diesen ihren Schatz an die Brust, seine von Frost erstarrten Glieder zu erwärmen! Und wenn sie dann sah, wie der ganze Leib des Kindleins vor Kälte bebte, so ging ihr dies so tief zu Herzen, daß sie vor großer Trauer nicht aufhören konnte zu weinen. „Ach mein liebes



Kind! ach mein armes Kind!" sprach sie, „wie viel Ungemach mußt Du unschuldiger Weise leiden und mußt Deiner unglücklichen Mutter wegen so unglücklich leben!" Wenn nun die trostlose Mutter so verzagend weinte, so fing auch das arme Waislein zu weinen an, und wenn die Mutter trauerte, so trauerte auch das arme Waislein, wenn es sich schon noch keine Rechenschaft über sein Elend zu geben vermochte. Gleichwohl tröstete sich Genoveva allezeit wieder in Gott und legte all ihr Elend in seine heiligen fünf Wunden. Nach und nach gewöhnte sie sich an diese großen Mühseligkeiten und dankte Gott, daß er sie aus der Gefahr der Welt errettet und in diese Wüste geführt hatte. Sie brachte die meiste Zeit in heiligem Gebete zu und übte sich je länger je mehr in der Andacht und göttlichen Liebe.

Einstmals, als sie bei ihrer Höhle knieend ihre Augen starr gen Himmel gewendet hatte, sah sie einen Engel von der Höhe zu ihr herabfliegen, welcher ein gar schönes Kreuz in seinen Händen trug, an welchem der gekreuzigte Christus aus schneeweißem Elfenbein so künstlich gebildet war, daß man

leichtlich erachten konnte, solche Arbeit wäre von Engelshänden gemacht worden; denn die Gestalt Christi war so sprechend gebildet und ausgearbeitet, daß sie Niemand ohne herzliches Mitleiden anschauen konnte. Dieses himmlische Kreuz reichte ihr der Engel, mit freundlichen Worten also zu ihr sprechend: „Nimm hin, Genoveva, dies heilige Kreuz, welches Dein Erlöser Dir zum Troste vom Himmel herabsendet. In diesem sollst Du Dich beschauen, an diesem sollst Du Dich spiegeln, und vor diesem sollst Du Dein Gebet verrichten. Wenn Du betrübt bist, so tröste Dich mit diesem Kreuz; wenn Du angefochten wirst, so flehe zu diesem Kreuz; und wenn Dich eine Ungeduld überfällt, so erinnere Dich an die Geduld dessen, der da hängt an diesem Kreuz. Dies Kreuz wird Dir sein ein Schild gegen alle Pfeile der Feinde, und wie ein Schlüssel, der Dir den Himmel eröffnen wird."

Nachdem der Engel dies geredet hatte, ließ er das Kreuz vor ihr stehen und verschwand vor ihren Augen; das Kreuz aber stellte sich von selbst auf einen Altar in ihrer Höhle, welchen die Natur selbst in einem Felsen gebildet hatte. Genoveva fiel vor diesem Kreuze demüthig nieder, betrachtete ihren gekreuzigten Heiland von Haupt bis zu den Füßen, und wurde von dem Anblick des leidenden Herrn mit so großem Mitleiden verwundet, daß sie vermeinte, ihr Herz im Leibe müßte ihr zerbersten. Einstmals, als sie im inbrünstigen Gebete vor dem Kreuze auf ihren Knieen lag, war es ihr, als strecke der gekreuzigte Heiland seinen rechten Arm nach ihr aus und lege ihr betrübtes Haupt mild an seine Brust; worauf denn ein wahrhaft himmlischer Trost in ihre Seele sich ergoß. An diesem Kreuze hatte nun Genoveva ihren höchsten Trost, und vor demselben saß sie immerdar in Betrachtung des Leidens Christi. Dasselbe zierte sie im Sommer mit grünen Maien und feinen Waldblümlein, im Winter aber mit Tannen, Walddisteln und Wachholderstauden.

Einstmals, als sie in Erinnerung ihres großen Elends sehr betrübt war, setzte sie sich vor dieses heilige Kreuz nieder und klagte ihrem Heilande ihre innerliche Betrübniß, sprechend:

„Ach mein gekreuzigter Jesu! was habe ich doch gesündiget, daß Du mich so hart heimsuchest? oder wie habe ich's doch um Dich verschuldet, daß Du mich als eine Ehebrecherin von Haus und Hof vertrieben und in die Wildniß verstoßen hast?" Auf diese ihre Klage antwortete alsbald eine Stimme, die kam von dem Kreuz und tönte wieder in ihrem Herzen: „Was habe ich denn gesündiget, daß mich mein Vater so hart heimgesuchet hat? oder wie habe ich's um ihn verschuldet, daß er mich als einen boshaften Sünder aller meiner Ehren beraubt und an das Kreuz hat nageln lassen? Bist Du denn unschuldiger als ich? oder habe ich mehr gesündiget als Du? So tröste Dich denn mit mir und gedenke, daß ich unschuldiger Weise ungleich mehr gelitten habe, als Du jetzt leidest und noch inskünftige leiden wirst." Durch diese freundliche Bestrafung Christi wurde Genoveva höchlich beschämt und beklagte sich hinfüro nicht leicht mehr, wie übel es ihr auch erging, sondern übte sich so starkmüthig in aller Geduld, daß sie ihre äußerste Armseligkeit für lauter göttliche Wohlthaten achtete.

Inmittelst erwuchs ihr lieber Schmerzenreich und lernte allgemach reden und gehen. Denselben unterrichtete sie in aller Andacht, und hatte mit ihm manche Kurzweil und herzlichen Trost; denn es hatte ihn auch Gott und die Natur mit einem sonderlichen Verstande begabt, so daß er vor der Zeit anfing klug zu werden und Alles, was ihm die Mutter sagte, leichtlich begreifen konnte. Es war aber kläglich anzusehen, daß das arme Kind meistens nackend und barfuß ging, denn die schlechten Tüchlein, darein es die Mutter von seiner ersten Kindheit an eingewickelt, und die Stücken Tuch, so die Mutter von ihren eigenen Kleidern abschnitt, waren schon alle zerrissen. Darum kam es endlich so weit, daß Mutter und Kind ganz nackend und barfuß gehen mußten und nur mit Moos und Zweigen ihre Blöße bedecken konnten. Ueber die Blöße des armen Kindes erbarmte sich unser lieber Herr Gott, indem er einen Wolf daher schickte, der trug die Haut eines Schafs im Maule und warf sie vor dem

Kinde nieder. Die Mutter nahm dieses Geschenk mit großer Dankbarkeit von Gott an und wickelte den lieben Schmerzenreich darein so gut sie konnte. Es fingen auch die wilden Thiere von selbiger Zeit an mit ihnen gar vertraut zu werden; daher sie täglich zu ihnen kamen und dem lieben Kinde manche Kurzweil machten. Es ritt vielmal auf dem Wolfe, der ihm das Schafsfell gebracht hatte, und spielte oftmals mit den Hasen und andern Thieren, so um das Kind furchtlos herumliefen. Die Vöglein flogen ihm auf Hand und Haupt, und erfreuten Kind und Mutter mit ihrem lieblichen Gesange. Wenn das Kind ausging, für die Mutter Kräuter zu suchen, so liefen mancherlei Thiere mit ihm, und zeigten ihm mit ihren Füßen, welches gute Kräuter wären. Es hatte auch die fromme Mutter große Freude an seinen kindlichen Reden, und verwunderte sich vielmal über seine weislichen Fragen und Antworten; sie lehrte es auch das Vater Unser und andere Gebetlein beten, und unterwies es, wie es Gott fürchten, lieben und ehren sollte. Niemals aber sagte sie ihm, von was für einem Geschlechte es abstammte, damit sie ihm sein Kreuz nicht vermehrte, oder vielleicht in ihm die Neigung erweckte, in die Welt zurückzukehren.

Einstmals, als sie mit ihm ein freundlich Gespräch hielt, sagte der liebe Schmerzenreich zu ihr also: „Mutter, Ihr befehlet mir so oft, ich soll sagen: Vater Unser, der Du bist im Himmel: saget mir doch, wer ist denn mein Vater?" — „Liebes Kind!" sprach die Mutter: „Dein Vater ist Gott, welcher droben, wo Sonne und Mond scheinen, wohnet." Das Kind sprach: „Kennet mich auch mein Herr Vater?" — „Freilich," antwortete die Mutter, „kennet er Dich und hat Dich auch herzlich lieb." — „Wie kommt es denn," sagte das Kind, „daß er mir nichts Gutes thut und uns also in der Noth stecken läßt?" — „Mein lieber Sohn," antwortete Genoveva, „wir sind hier im Jammerthal und müssen leiden; wenn wir aber in den Himmel kommen, alsdann werden wir alle Freuden haben." Schmerzenreich fragte weiter: „Liebe Mutter, hat mein Herr Vater noch mehr Söhne neben mir?" Sie

sprach: „Ja freilich.“ Er aber sagte: „Wo sind sie denn? ich meinte, wir wären nur allein in der Welt.“ Sie antwortete: „Ob Du schon niemals aus diesem Walde hinausgekommen bist, so sollst Du doch wissen, daß außerhalb desselben noch viele Städte und Länder sind, darin allerhand Leute wohnen, deren etliche Gutes, die andern aber Böses thun; die, welche Böses thun, kommen in die Hölle, darinnen sie ewig Strafe leiden werden.“ Der Knabe sprach endlich: „Mutter, warum gehen wir nicht zu den andern Leuten? warum bleiben wir denn in diesem Lande allein?“ Genoveva antwortete: „Das thun wir, damit wir unserm himmlischen Vater desto besser dienen und desto gewisser in den Himmel kommen mögen.“ Diese und dergleichen Reden führte das kluge Kind gar vielmals und fragte seine Frau Mutter Alles vorwitzig aus.

Im siebenten Jahre ihres Einsiedlerlebens wurde die gottselige Genoveva tödlich krank und vermeinte nicht anders, als daß sie sterben müßte; denn die große Noth und der äußerste Mangel aller Sachen hatten ihren Leib so abgezehrt, daß sie sich selbst nicht mehr gleich sah, ja ein Schatten des Todes zu sein schien. Es kam ein gar heftiges Fieber über sie, welches das wenige in ihren Adern noch übrige Geblüt dermaßen entzündete, daß sie an allen Gliedern ganz kraftlos und voller Schmerzen war. Als nun der arme verlassene Schmerzenreich seine arme Mutter allgemach dahin sterben sah, warf er sich über ihren halbtodten Leib hin und erhob ein so jämmerliches Leidwesen, daß sich die sterbende Mutter von ganzem Herzen ihres armen Kindes erbarmen mußte. „Was fange ich an, o herzliebste Mutter,“ schrie das Kind kläglich, „und wo soll ich hin, wenn Du mir stirbst? wenn ich in dieser Wildniß allein bin und keinen Menschen in der Welt kenne? Ach herzliebste Mutter! bitte doch den lieben Gott, daß er Dich länger leben lasse; denn wenn Du stürbest, so müßte ich vor lauter Herzeleid gar verkümmern!“ Die sterbende Genoveva wollte ihr jammervolles Kind trösten, darum sagte sie zu ihm, was sie zuvor allezeit verschwiegen hatte:

„Mein lieber Sohn, betrübe Dich nicht wegen meines Todes und beklage nicht so sehr Deine traurige Verlassenheit; denn Du sollst wissen, daß außer dieser Wildniß, nahe bei Trier, Dein Herr Vater wohnet, zu welchem Du Dich nach meinem Tode verfügen und ihm sagen sollst, daß Du sein Kind seist. Er wird Dich leichtlich erkennen und für sein Kind annehmen, da Du ihm so gar ähnlich bist, daß Dich alle Leute für seinen Sohn ansehen werden." Darnach erzählte sie ihm ausführlich, wie sie in diese Wildniß gekommen wäre, und was für große Unbill ihr der böse Golo angethan hatte. Gleichwohl bat sie den Knaben, er wolle die ihr zugethane Unbill nicht an dem Golo rächen, sondern ihm um Gottes willen von Herzen verzeihen. Indem nun die arme Kranke augenblicklich den Tod erwartete, siehe, da kamen zwei glänzende Engel in die Höhle, deren einer zu der Lagerstatt der Genoveva trat und sie mit der Hand berührend sprach: „Du sollst leben, Genoveva, und jetzt nicht sterben! denn also ist des allerhöchsten Gottes Wille." Auf diese Worte verschwanden sie sogleich und hinterließen die Gräfin gesund.

Wie der Graf Siegfried seine Gemahlin Genoveva betrauert hat.

Nachdem wir uns nun gar lange bei der gottseligen Genoveva in der Wildniß aufgehalten, so wollen wir uns auch einmal wieder nach Hofe begeben und sehen, was inmittelst der Graf Siegfried macht. Als dieser von der langwierigen Reise von Straßburg wieder an seinen Hof gelangt war, erzählte ihm sein Hofmeister, wie er die Ehebrecherin sammt dem Bastard heimlich in einem Walde habe umbringen lassen. Damit war der Graf gar wohl zufrieden und lobte auch die Vorsichtigkeit seines Hofmeisters. Kaum aber waren etliche Tage vergangen, da fing ihn an sein Gewissen zu ängstigen und das Andenken an Genoveva sehr zu betrüben. Er gedachte bei sich, vielleicht möchte ihr unrecht geschehen sein, und er sich sehr an ihr versündiget haben, weil er ihre

Sache nicht habe gerichtlicher Weise untersuchen lassen. Folgende Nacht hatte er einen schweren Traum, welcher ihm seine Aengste sehr vermehrte, weil er im Schlafe sah, wie ihm ein Drache seine geliebteste Gemahlin hinwegriß, und Niemand war, der ihr in dieser Noth Hilfe leistete. Diesen Traum erzählte er des Morgens dem Golo, welcher denselben nach seiner Arglistigkeit fälschlich auslegte, sagend: der Drache bedeute den Koch, welcher ja Drago geheißen wäre, das zu deutsch Drache bedeute, und seiner Treue vergessend, die Gräfin ihrem rechtmäßigen Herrn entzogen hätte. Er beredete auch den Grafen, er sollte solchen melancholischen Träumen hinfort keinen Glauben beimessen, sondern festiglich dafür halten, die Gräfin sammt dem Koch hätten wohl noch einen üblern Tod verdient. Damit nun der Graf seine traurigen Gedanken in den Wind schlagen möchte, stellte der Golo allerhand Kurzweil an, als Jagen, Rennen, Gastereien, Tanzen, Besuchung der Freunde und Alles wovon er wußte, daß es den Grafen erlustigen konnte. Diese Dinge erfreuten wohl die Sinne des Grafen, sie konnten aber die Wunden des angsthaften Herzens nicht heilen, welche je länger je größer und unheilbarer wurden.

Eines Tages kam der Graf in das Zimmer seiner ehemaligen Gemahlin und fand unter andern Schriften denjenigen Brief, welchen sie in dem Kerker, ehe sie hinausgeführt werden sollte, geschrieben hatte. Der Graf las diesen Brief mit höchster Aufmerksamkeit und erkannte darin die gänzliche Unschuld seiner lieben Genoveva. Nach Ablesung dieses Briefs wurde er zu solchem Mitleiden gegen die arme Gräfin bewegt, daß er bitterlich zu weinen anfing, und vor Herzeleid krank zu werden vermeinte. Er wurde auch dermaßen gegen den Golo erzürnt, daß, wenn derselbe gegenwärtig gewesen wäre, er ihn auf der Stelle durchstochen hätte. Er schalt ihn einen falschen Verräther und gottlosen Mörder und verfluchte und verwünschte ihn in den Abgrund der Hölle.

Der arglistige Golo floh auf einige Tage von dem Hofe, und kam nicht eher wieder, bis er vernahm, daß der Zorn des

Grafen sich gelegt hätte. Alsdann wußte er dem Grafen so arglistig zuzusprechen und den Brief der Gräfin so lügenhaft zu verkehren, daß der Graf seinen Worten mehr als dem Briefe glaubte. Unter Anderem sagte Jener: „Genoveva bezeugt in dem Briefe, sie sei unschuldig und habe nimmer dergleichen That begangen. Ei wohl eine schöne Verantwortung! Wenn das Läugnen genug ist, so sind alle Diebe und Ehebrecher unschuldig.“ Mit diesen und dergleichen Worten besänftigte er den Grafen und brachte sich selbst wieder zu den vorigen Gnaden. Aber nicht lange währte die innerliche Ruhe des Grafen, sondern die vorigen Zweifel kamen bald wieder, ja nagten je länger je mehr an seinem Gewissen. Denn es kam ihm vor, als ob ihm immer einer in seine Ohren sagte: „Du hast Genoveva umbringen lassen; Du hast das unschuldige Kind tödten lassen; Du hast den frommen Koch hinrichten lassen.“ Und dieses Nagen des Gewissens war ihm so schmerzlich, daß er in keinem Dinge Ruhe fand, sondern immerdar als einer, der verzagen will, umherirrte. Er rief vielmal mit kläglichen Worten: „Ach, Genoveva! wo bist Du? wo bist Du hingekommen, mein liebster Schatz? Ach! Du bist unschuldig um Dein Leben gekommen und ich bin die einzige Ursache Deines elenden Todes.“ Der arglistige Golo merkte, daß die Sache je länger je ärger wurde; darum machte er sich bei Zeiten vom Hofe, ja gar aus dem Lande hinweg, damit ihn der Graf nicht erreichen könne.

Nach diesem Allen trug sich noch eine erschreckliche Begebenheit zu. Der Graf lag eine Nacht in seiner Schlafkammer, da hörte er in seinen bösen Träumen ein Gespenst mit starkem Schlage die Thür aufmachen und in seine Kammer, vernehmlich mit den Füßen rauschend, hineinkommen. Wiewohl nun der Graf nichts sah, so kam gleichwohl endlich eine solche Angst über ihn, daß er am ganzen Leibe zitterte, indem er vermeinte, der Geist sei zu ihm in's Bette gekommen, lege sich mit seinem eiskalten Leibe hart an ihn, ja umfange ihn mit seinen eisigen Armen so fest, als ob er ihn erdrücken wollte. Der

Graf schrie im Traume laut auf, als ob er um sein Leben komme; da eilten seine Diener herbei und weckten ihn. Siegfried sah nun, daß es ein Traum gewesen war, schickte die Diener fort und fiel wieder in Schlummer. Aber damit kehrte auch sein Traum zurück; der Geist kam zum andernmal, schlug die Kammerthür auf, ging in dem Zimmer auf und ab und schleifte an Händen und Füßen lange Ketten nach sich. Es kam dem Grafen vor, als ob er den Geist mit Augen sähe, wie er ganz bleich und mager an der einen Thür stand und ihm winkte. Dem armen Grafen war so bange, daß ihm der kalte Schweiß ausbrach und er vor Aengsten nicht wußte, was er thun oder lassen sollte. Der Geist winkte ihm abermal und drohte ihm mit einem Finger. Da dachte der Graf: ich stehe auf und folge dem Geiste! Der ging voran, winkte ihm nachzufolgen, und führte den Grafen an einen tiefen abgelegenen Ort; allda deutete er mit dem Finger auf die Erde und verschwand ohne ein Wort vor seinen Augen. Als der Graf am folgenden Morgen erwachte, da stand der Traum noch ganz lebhaft vor seiner Seele und er wußte auch noch den Ort, an welchen ihn der Geist geführt hatte. Darum rief er seinen Dienern, führte sie an jenen Ort und hieß sie nachgraben. Sie gruben kaum einen Schuh tief hinein, da fanden sie einen ganzen todten Körper, der an Händen und Füßen lange Ketten hatte, und erkannten, daß dieses der Koch wäre, welchen der Golo mit Gift umgebracht hatte. Der Graf ließ die Gebeine herausnehmen, auf dem geweihten Kirchhofe begraben und für die arme Seele Messe lesen. Da nun der Graf fernerhin keine Erscheinung hatte, so sah er auch hierin ein klares Zeichen von der Unschuld des Kochs, und die Unruhe seines Gewissens wurde noch größer. Bald aber sollten ihm noch klarere Beweise zu Theil werden.

Das Weib nämlich, welches zu Straßburg den Grafen durch ein falsches Gesicht betrogen hatte, wurde nach einigen Jahren eingezogen und gerichtlicher Weise als eine Zauberin zum Feuer verdammt. Als sie nun hinausgeführt und bereits an den Pfahl gebunden worden war, bat sie die Richter,

daß sie ihr vergönnen möchten, noch vor ihrem Ende ein Wort zu reden. Nach erlangter Erlaubniß sprach sie also: „Obschon ich mein Lebtag viele schwere Sünden begangen, so schmerzt mich keine so sehr, als daß ich einstmals den Grafen Siegfried schändlich betrogen und seine Gemahlin Genoveva als eine Ehebrecherin bei ihm angegeben habe, welche deswegen sammt dem frommen Koch unschuldiger Weise hingerichtet worden ist und als eine Ehebrecherin mit ihrem Kinde hat sterben müssen. Dies hat mich seither tausendmal geschmerzt, und betrübt mich bis in den Tod. Ich widerrufe aber mein Wort und bekenne, daß die Gräfin sammt dem Koch unschuldig sei. Ich bitte Euch, Ihr wollet dies dem Grafen berichten und ihm zu wissen thun, daß ich durch Anstiftung des Golo ihn betrogen habe."

Nachdem nun dieses dem Grafen in aller Eil berichtet worden war, stellte er sich nicht anders an, als wenn er vor Leid verzweifeln wollte. Jetzt erkannte er nun klärlich, wie ihn der verfluchte Golo bezaubert und seine arme Gemahlin sammt seinem einzigen Kinde unschuldig in den Tod gebracht hatte. Die Erinnerung hieran that ihm so weh, daß er vor großem Herzeleide schier von Sinnen gekommen wäre. Da hörte man aus seinem Munde nichts als: „Ach! ach! Genoveva! ach! ach! mein lieber Schatz! nun erkenne ich, daß ich Dir unrecht gethan und Dich sammt meinem lieben Kinde unschuldig habe hinrichten lassen. Ach Gott! was habe ich gethan? Ach Gott! wie will ich's verantworten können? Ich beschwöre Dich bei Gott, Du wollest mich bei dem Richterstuhl Gottes nicht verklagen, sondern mir meine große Missethat aus Barmherzigkeit verzeihen! Du aber, Du falscher Golo, bist von alle dem die einzige Ursache. Du bist ein grausamer Mörder meiner liebsten Gemahlin und meines herzigen Söhnleins; wie kann ich mich denn genugsam an Dir rächen, und was für einen Tod soll ich Dir anthun?" Diese und viele andere mitleidige und zornige Worte stieß der Graf damals aus, damit er seinem Leid und Grimm ein wenig Luft verschaffte.

Nun war der Golo schon zwei Jahre vom Hofe weg, und der Graf wußte nicht, wie er diesen listigen Fuchs fangen sollte. Er schrieb ihm daher zum Schein einen sehr freundlichen Brief, in welchem er sich verwundert stellte, warum er seinen Hof verlassen, da er ihm doch allezeit große Liebe und Ehre erwiesen habe? Golo entschuldigte seine Abwesenheit mit unvermeidlichen Geschäften, welche er vorgefunden hätte. Der Graf schrieb ihm darauf zu verschiedenenmalen ganz freundlich, verbarg allen seinen Widerwillen und gab ihm zu erkennen, wie sehr er seines freundlichen Umgangs begehre. Dieser Briefwechsel währete eine geraume Zeit, so daß Golo meinte, der Graf sei ihm wieder in Gnaden gewogen. Endlich stellte der Graf gegen den heiligen Dreikönigstag eine herrliche Jagd und Mahlzeit an, wozu er alle und jede seiner Freunde einladete. Unter diesem Scheine ladete er auch den Golo, bittend, er wolle an gemeldetem Tage erscheinen. Der sonst listige Fuchs war hierinnen nicht klug genug, sondern lief freiwillig in das zubereitete Netz. Der Graf hieß ihn freundlich willkommen und freute sich gar höchlich über seine Ankunft. Sie führten einige Tage gar freundliche Gespräche und erwarteten die übrigen Gäste, welche geladen waren.

Wie Genoveva wieder gefunden wird.

Es waren sieben ganzer Jahre verflossen, seit die gottselige Genoveva in die Wüste verstoßen und von Allen für todt geachtet worden war. Da kam der heilige Dreikönigstag, der Tag, welchen der Graf zu dem Feste bestimmt hatte. Damit nun die ankommenden Gäste desto besser bewirthet werden möchten, wollte der Graf auch mit einem Wildpret die Tafel zieren und ritt deswegen zu jagen hinaus. Er nahm nebst seinen Dienern auch den Golo mit sich, und sie ritten in der Wildniß hin und her und befleißigten sich ein Jeder, ein Stück Wild aufzutreiben. Der Graf sah von ohngefähr eine treffliche Hirschkuh, setzte derselben durch Hecken

and Gesträuch nach und verfolgte das Wild so lange, bis es endlich zu der Höhle Genoveva's seine Zuflucht nahm. Der Graf kommt zu dieser Höhle, sieht in dieselbige hinein und wird gewahr, daß neben dem Wild ein nackendes Weib steht. Er erschrickt von ganzem Herzen und vermeint es sei ein Gespenst, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuze und spricht voller Aengsten: „Bist Du von Gott, so komm zu mir heraus und sage mir, wer Du seiest?“ Genoveva, welche den Grafen sogleich erkannte, von ihm aber nicht erkannt wurde, gab zur Antwort: „Ich bin von Gott, aber eine arme Sünderin und nackendes Weib. So Ihr nun wollt, daß ich zu Euch hinauskomme, so werft mir ein Kleid herein, damit ich meine Blöße bedecke.“ Der Graf warf ihr seinen Mantel hinein, darein wickelte sie sich so gut sie konnte, ging zu ihm vor die Höhle, und zugleich mit ihr das unerschrockene Wild. Der Schmerzenreich aber war eben nicht gegenwärtig, sondern hinausgegangen, Kräuter und Wurzeln zu suchen. Der Graf verwunderte und erbarmte sich über ihre jämmerliche Gestalt und abgemagerten Leib und fragte: wer sie sei? Sie sprach: „Mein Herr, ich bin ein armes Weib, aus Brabant gebürtig, und bin aus Noth hieher geflohen, weil man mich sammt meinem armen Kinde unschuldiger Weise hat umbringen wollen.“ Der Graf sprach: „Wie ist denn dies zugegangen? und wie lange ist es, daß dies geschehen ist?“ Sie sprach: „Ich war verheirathet mit einem großen Herrn; dieser warf auf mich einen Argwohn, als wenn ich ihm untreu wäre, und befahl seinem Hofmeister, er sollte mich mit dem Kinde, das ich von meinem Eheherrn empfangen hatte, umbringen lassen. Die Diener aber schenkten mir das Leben, und ich versprach ihnen, daß ich nimmer vor meinen Herrn kommen, sondern in diesem Walde Gott dienen wollte, und dies sind nun schon sieben Jahre.“ Ueber diese Rede hatte der Graf tausenderlei Gedanken und fing an zu muthmaßen, daß dies wohl seine Genoveva sein möchte. Er sah ihr näher in's Antlitz, konnte sie aber wegen ihres elenden Aussehens nicht erkennen; darum sprach er weiter zu



ihr: „Meine liebe Freundin, sagt mir doch, wie ist Eu-. Name und wie ist der Name Eures Eheherrn?“ Sie sprach seufzend: „Ach! mein Eheherr hieß Siegfried, ich Armselige aber nenne mich Genoveva.“ Diese wenigen Worte erstarrten den Grafen mehr, als hätte ihn ein Donnerstreich getroffen; darum fiel er vom Pferde urplötzlich zu Boden und lag auf der Erde auf seinem Angesichte, als wenn er ganz ohne Sinnen wäre. Bald darauf richtete er sein Haupt auf und sprach auf den Knieen: „Genoveva! ach, Genoveva! seid Ihr es?“ Sie sprach: „Lieber Herr Siegfried! ja, ich bin die unglückselige Genoveva.“ Da war nun dem Grafen vor herzlichem Mitleiden nicht möglich, die Zähren zurückzuhalten, noch vor Erstaunen ein Wort hervorzubringen. Nach vielem heißen Weinen aber sprach er noch knieend: „Ach, meine herzliebste Genoveva! wie finde ich Euch in solchem Stande? Ach daß Gott im Himmel erbarme! daß ich Euch also wiedersehen muß. O über mich gottlosen Bösewicht! ich bin nicht werth, daß mich die Erde tragen soll, ja ich bin nicht werth, daß sich die Erde unter mir aufthue

und in den Abgrund der Höllen verschlinge; denn ich bin die einzige Ursache von all Eurem Elend, ich bin der boshafte Mann, der seine unschuldige Gemahlin wegen falschen Verdachts umzubringen befohlen hat. O wehe meiner armen Seele! wie will ich bei Gott es abbüßen und Euch den erlittenen Schimpf und Schaden wieder einbringen können? Verzeihe mir, o liebe Genoveva! ach verzeihe mir um des gekreuzigten Jesu willen, der am Stamme des heiligen Kreuzes seinen Feinden gnädiglich verziehen hat; ich bin zu der Genugthuung bereit, Euch tausendmal mehr Liebe und Ehre zu erzeigen, als ich Euch Leid und Unheil zugefügt habe. Ich stehe nicht auf vor Euren Füßen, bis ich vor Euch Gnade erlangt habe, und kann mich nicht eher trösten, bis Ihr mich mit einem freundlichen Worte erquickt!"

Die gottselige Gräfin war durch die Zähren und beweglichen Worte Siegfried's so gerührt worden, daß sie vor Mitleiden und häufigem Weinen nicht gleich antworten konnte, bis sie endlich die Thränen nach Möglichkeit einhaltend, mit halbgebrochenen Worten sprach: „Nicht betrübt Euch, mein Herr Siegfried, betrübt Euch nicht so sehr! Es ist nicht durch Eure Schuld, sondern durch Verordnung Gottes geschehen, daß ich in diese Wüste gekommen bin; ich verzeihe Euch von Herzen und habe Euch schon von Anfang verziehen. Der barmherzige Gott wolle uns Beiden unsere Sünden verzeihen und uns seiner göttlichen Gnaden würdig machen!" Darnach reichte sie dem Grafen die Hand und hob ihn von der Erde auf. Hier stand nun der betrübte Graf, anschauend das kranke und vermagerte Angesicht, und vermeinte, sein betrübtes Herz müßte ihm vor Schmerz zerspringen, weil das holdselige Angesicht, das vor Zeiten den Engeln glich, jetzt so gar entstellt aussah. Sein Herz war so voller Ehrfurcht gegen Genoveva, als ob er vor einer großen himmlischen Heiligen stünde; und wiewohl sie ihm alle Freundlichkeit erzeigte, so konnte er doch vor Demuth kaum mit ihr reden. Nach einigen tiefen Seufzern sprach er zu ihr: „Wo ist denn das arme Kind hingekommen, welches

Ihr im Kerker geboren habt; ist es denn nicht mehr am Leben?" Sie sprach: „Daß es noch lebet, ist ein großes Wunder von Gott. Denn nach natürlicher Weise hätte ich's nicht zu ernähren vermocht, weil mir gleich Anfangs aus großem Mangel die Milch ausging; der gütige Gott aber hat mir dieses Wild geschickt, welches das Kind täglich zweimal gesäuget und also aufgezogen hat."

Indem sie dies redete, kam der liebe Schmerzenreich, in seiner Schaffshaut eingewickelt, barfuß daher und hatte seine beiden Hände voll wilder Wurzeln; als er aber den Grafen bei seiner Mutter sah, ward er erschreckt und rief: „Mutter! was ist das für ein Mann, der bei Euch steht? ich fürchte mich vor ihm!" Die Mutter sprach: „Fürchte Dich nicht, mein lieber Sohn! komm nur unerschrocken her, der Mann thut Dir nichts." Hierauf sprach der Graf zu Genoveva: „Ist dies unser lieber Sohn?" Sie sprach: „Ach, daß Gott erbarm! dies ist das arme Kind." Sollte nun nicht dem Grafen vor Leid das Herz zerspringen, als er seinen einzigen gräflichen Sohn in seinem Elende daher kommen sah? Leid und Freude waren so groß bei ihm, daß er selbst nicht wußte, welches größer war. Als das Kind herbeikam, sagte die Mutter zu ihm: „Siehe, das ist Dein Herr Vater; gehe zu ihm hin und küsse ihm die Hände!" Als das Kind dies that, nahm es der Graf auf seine Arme, drückte es an sein betrübtes Herz, küßte es innig ohne Unterlaß, und konnte vor Leid und Freude nichts mehr sagen, als: „Ach mein herzlieber Sohn! ach mein herzgoldenes Kind!"

Genoveva wird mit Ehren zurückgeführt, und der Bösewicht Golo gerichtet.

Nachdem sich nun Siegfried in Umhalsung des Kindes eine Weile gesättigt hatte, blies er stark in sein Jägerhorn und rief die Jägerburschen zusammen. Diese kamen eilfertig und verwunderten sich höchlich, als sie die wilde Frau bei

ihrem Herrn sahen und das Kind auf seinen Armen wahrnahmen. Der Graf sprach: „Was dünkt Euch von diesem Weibe, solltet Ihr sie wohl kennen?" Als sie Alle nach einigem Beschauen Nein sagten, sprach er weiter: „Kennt Ihr denn meine Genoveva nicht mehr?" Auf diese Worte überfiel sie Alle eine solche Verwunderung, daß sie nicht wußten, was sie sagen oder denken sollten. Es ging Einer nach dem Andern hin zu ihr, hieß sie freundlich willkommen sein und erfreute sich von ganzem Herzen, daß Diejenige noch lebte, wegen welcher der ganze Hof schon sieben Jahre lang getrauert hatte. Zwei von ihnen ritten eilends nach Hause und brachten eine Sänfte, die in ihrem Elende schwach gewordene Gräfin darin zu tragen, und Kleider, sie damit zu bedecken, wie ihr geziemte. Unter allen Dienern, welche zum Grafen kamen, war Golo der letzte; denn es ahnete ihm, daß nichts Gutes für ihn vorgegangen sei. Darum schickte ihm der Graf Zwei entgegen mit dem Befehle: er sollte geschwind kommen, denn er hätte ein wunderseltsames Thier gefangen. Als er nun endlich kam, sprach der Graf zu ihm: „Golo, kennst Du dieses Weib?" Er wurde ganz erschreckt und sprach: „Ich kenne sie nicht." Der Graf sprach: „Du schändlichster Bösewicht, der unter der Sonne ist! kennst Du denn die Genoveva nicht mehr, welche Du fälschlich bei mir verklagt und unschuldig zum Tode verurtheilt hast? O Du mörderischer Bösewicht! wie soll ich Dich genug strafen dafür, daß Du mich in solches Herzeleid und meine theure Gemahlin sammt meinem lieben Söhnlein in das äußerste Elend gebracht hast? Wenn ich schon Dir die schrecklichsten Qualen anthäte, so könnte ich Dich dennoch nicht genug peinigen; ja wenn ich Dir schon tausend Tode anthäte, so hättest Du doch noch mehr verschuldet." Golo lag inzwischen auf der Erde und bat mit weinenden Augen um Barmherzigkeit. Der erzürnte Graf aber befahl, man sollte ihn hart binden und als den größten Uebelthäter gefangen führen.

Nach diesem bat der Graf, Genoveva wolle sich gefallen lassen, mit ihm nach Hause zu gehen; sie ging aber zuvor in



ihre Höhle, und mit ihr alle Gegenwärtige, fiel vor dem vom Himmel gebrachten Kruzifix nieder, dankte Gott für alle an diesem Orte empfangenen Wohlthaten und nahm zuletzt von ihrem geliebten Kreuze mit vielen herzlichen Küssen einen freundlichen Abschied. Darnach nahm sie der Graf bei der Hand; ein edler Ritter trug den jungen Grafen nach, und man ging also langsam und gemächlich, bis ihnen die Sänfte entgegen kam. Die lieben Vögel flogen über sie her und gaben mit Flattern der Flügel genugsam zu verstehen, wie ungern sie Genoveva sammt dem jungen Grafen von sich ließen. Die Hirschkuh aber folgte der Gräfin wie ein sanftmüthiges Lamm nach und wollte keine Paar Schritte weit von ihr weichen. Ein Stück Weges waren sie fortgegangen, als ihnen die Sänfte entgegen kam, sammt einem großen Haufen aller derer, die im Schlosse wohnten, weil ein Jeder dieser allgemeinen Freude beiwohnen und die Gräfin mit Ehren heimbegleiten wollte.

Als man nun nahe zum Schlosse kam, begegneten dem Grafen zwei Fischer, welche ihm einen Fisch von ungewöhn-

licher Größe verehrten, in dem man, als man ihn öffnete, einen goldenen Ring fand, welcher Genoveva's Trauring war, den sie, als sie von den Dienern zum Tode geführt wurde, mit großer Betrübniß in das Wasser geworfen hatte. Dieses neue Wunder verursachte neues Erstaunen bei allen Anwesenden, besonders aber in dem Gemüthe des Grafen, welcher Gott nicht genug loben konnte, daß er durch dasselbe die Ehre seiner Ehe bekräftige und erneuere.

Die heilige Genoveva war kaum im Schlosse angekommen, da war das große Zeichen schon allbekannt, und ein Jeder wollte die wundervolle Heilige sehen; besonders aber kamen die Freunde und geladenen Gäste in großer Anzahl auf das Schloß, wo sie größere Ursache zu frohlocken hatten, als sie je hätten hoffen können, indem sie ihre liebe Verwandte gleichsam von den Todten auferstanden antrafen und die wunderbare Weise, durch welche Gott ihre Unschuld offenbart hatte, vernahmen. In diesen Freuden wurde die ganze Woche hingebracht und war nichts, was dieselbe gestört hätte, nur daß Genoveva von den köstlichen Speisen und Getränken nichts genießen konnte; denn sie vermochte so ungewohnte Nahrung nicht mehr zu vertragen, und man mußte ihr aus Wurzeln und Kräutern Speise bereiten. Während dieser Freuden befahl der Graf eines Tages, den Golo aus dem Gefängniß herauszuführen und allen Freunden vorzustellen. Als dies geschehen, sprach der Graf: „Sehet, meine lieben Freunde! das ist der verruchte Bösewicht, welcher so viel Uebel angerichtet, daß ich vor Zorn nicht Alles erzählen kann. Er hat meine liebste, fromme Gemahlin entehren wollen, sie als eine Ehebrecherin ohne mein Wissen in den Kerker geworfen, sie mit Wasser und Brod die ganze Zeit kümmerlich versorgt, in ihren Kindesnöthen sie ohne Hülfe gelassen, das arme liebe Kind nicht wollen taufen lassen, sie fälschlich bei mir mehrmals angeklagt, mich durch eine Zauberin gegen sie verhetzt, den frommen Drago mit Gift umgebracht, meine liebe Genoveva sammt dem Kinde umzubringen befohlen, sie in ein siebenjähriges Elend gestürzt, mich ihres lieben Um-

gangs und unser gräfliches Haus der erlangten Erben beraubt, und endlich unsere ganze Freundschaft zu Schanden gemacht. Nun urtheilet Ihr, was für eine Strafe ein solcher scheußlicher Bösewicht verdient habe?" Darauf rief die ganze Freundschaft Rache über den boshaften Verräther und verurtheilte ihn zum allergrausamsten Tode. Der gottlose Bösewicht warf sich zu den Füßen Genoveva's und bat um Christi willen, sie wolle ihm verzeihen und für ihn um Gnade bitten. Die barmherzige Frau wurde durch diese Demuth erweicht und bat inständig sowohl ihren Herrn als die sämmtlichen Gäste, sie wollten diesen armen gedemüthigten Sünder um ihretwillen Gnade erweisen und ihm das Leben schenken. Der Graf sprach darauf: „Allerliebste Gemahlin, Eure Tugend erfordert weit mehr von mir, und ich wollte Euch gern die begehrte Gnade vergönnen, damit dies Freudenfest mit keiner Traurigkeit verunstaltet würde. Weil aber diese Sache nicht mich allein, sondern auch die ganze gräfliche Freundschaft betrifft, so muß ich derselben die Vollziehung dieses Urtheils anheimstellen." Die Freunde aber wollten dem Bösewicht durchaus keine Gnade bewilligen, damit nicht in künftigen Zeiten gesagt werden möchte, Golo sei unschuldig gewesen und darum habe man ihm das Leben nicht nehmen können. Deshalb verurtheilten sie ihn, daß er in ihrer Gegenwart von vier Stieren zerrissen werden sollte. Da band man an jede Hand und jeden Fuß des Sünders einen Strick und diese Stricke wurden an vier Stiere gefesselt, welche man nach den vier Theilen der Welt trieb. So ward der boshafte Golo in Kurzem in vier Theile zerrissen. Gleich darauf wurden auch alle diejenigen, die es mit dem Golo gehalten und bei der Gräfin Verläumdung geholfen hatten, von dem Henker mit dem Schwert hingerichtet und ihre Kinder aus der Grafschaft vertrieben. Diejenigen aber, welche der Gräfin treu geblieben waren oder ihr einen Dienst erwiesen hatten, wurden reichlich belohnt; unter diesen war das Mägdlein, welche der Gräfin in das Gefängniß Feder und Dinte gebracht, wie auch der eine von den Dienern, wel-

che ihr das Leben geschenkt hatten. Der andere war schon gestorben; aber seine Kinder haben dessen Lohn empfangen

---

Genoveva's ferneres Leben und seliges Ende.

Nach diesem lebte die heilige Genoveva mit ihrem Herrn in höchster Heiligkeit, und der gute Graf wußte nicht, wie er ihr genugsam dienen und sie ehren sollte. Er liebte sie als seine auserwählteste Gemahlin, er ehrte sie als eine große Heilige und diente ihr als einer durchlauchtigsten Fürstin. Es konnte aber diese heilige Frau der irdischen Freuden und des glänzenden Hoflebens nicht mehr froh werden, weil ihre Sinne nicht nach dem Irdischen, sondern nach dem Himmel gerichtet waren. Sie war so krank, daß sie zu ihren vorigen Kräften nicht mehr kommen konnte, darum mochte sie auch nicht länger als nur ein Vierteljahr bei ihrem Herrn leben. Eines Tages, als sie im Gebet begriffen war, erschien ihr eine Schaar vieler heiligen Frauen und Jungfrauen, unter welchen die Mutter Gottes am glorwürdigsten daherging. Eine jede von diesen Heiligen bot ihr ein himmlisches Blümlein dar; die Mutter Gottes aber hielt in ihrer Hand eine mit köstlichen Edelsteinen besetzte Krone und sprach: „Geliebte Tochter! beschaue diese Krone, welche Du erworben hast durch jene Dornenkrone, die Du in der Wildniß getragen. Empfange sie von meinen Händen; denn nunmehr ist es Zeit, daß sich bei Dir anhebt die Ewigkeit Deiner Freuden." Mit diesen Worten setzte sie ihr die Krone auf das Haupt und erhob sich mit ihrer Begleitung wieder gen Himmel. Ueber diese Erscheinung wurde Genoveva höchlich erfreut, vorzüglich weil sie nun versichert war, daß ihr Elend bald ein Ende nehmen würde. Sie sagte aber ihrem Herrn nichts davon, damit er sich nicht vor der Zeit betrüben möchte. Was sie aber zu verschweigen gedachte, das ist von selbst an den Tag gekommen. Bald danach befiel sie ein Fieber, und sie mußte sich, wie lange sie sich auch wehrte, endlich zu Bette legen

Der fromme Graf Siegfried wurde hierüber sehr betrübt und ließ alle Mittel, die nur helfen könnten, anwenden; sie richteten aber nichts aus gegen die Krankheit. Wie nun der gute Graf sammt seinem lieben Sohne sah, daß die Krankheit je länger je mehr zunahm, da fingen die beiden liebenden und betrübten Herzen ein so großes Leidwesen an, daß Alles, was im Schlosse war, mit ihnen trauerte. „Ach über mich armen betrübten Mann!" sprach der Graf; „bin ich denn so gar unglückselig, daß ich all mein Lebtag in Trauern zubringen muß? Habe ich's denn um Gott verschuldet, daß er mich Alles dessen, was mich erfreuet, beraubt? Ich habe meine liebste Gemahlin kaum ein paar Monate gehabt, und siehe, schon nimmt er sie mir wieder hinweg. Ich habe kaum angefangen, mich zu erfreuen, und siehe, schon stürzt er mich wieder in die tiefste Traurigkeit! Es wäre ja besser gewesen, ich hätte sie niemals gesehen, als daß ich sie so bald wieder verlieren muß! Ach, meine herzliebste Gemahlin!" sprach er zu ihr, „wollt Ihr denn so bald von mir scheiden und mich wieder von ganzem Herzen betrüben? Ach! habt doch Mitleiden mit meinem unaussprechlichen Herzeleid und bittet den lieben Gott, daß er Euch noch eine Weile bei mir lassen wolle." Genoveva aber sprach zu ihm: „Mein lieber Schatz! trauert doch wegen meines Todes nicht so sehr, weil Ihr damit nichts anders ausrichtet, als daß Ihr mich mit Euch betrübt. Ihr seht ja wohl, daß es nicht anders sein kann, darum ergebt Euch willig in den göttlichen Willen. Was mich bei meinem Tode am meisten betrübt, ist dies, daß ich Euch und meinen herzlieben Schmerzenreich in solcher Bekümmerniß sehen muß; wenn Ihr Beide getrost wäret, so wollte ich mit Freuden sterben und mein elendes Leben mit einem bessern vertauschen. Darum aber bitte ich Euch abermals, liebster Gemahl und liebster Sohn! seid in Gott getrost und gedenkt, daß ich zu Gott gehe, allwo ich Eure Fürbitterin sein will." Wiel nun die Krankheit zunahm, so ließ sie sich bei Zeiten die heiligen Sakramente geben und brachte ihre Zeit in lauter Andacht zu. Sie ließ Alle, wel-

che im Schlosse waren, zu sich rufen, gab ihnen viel heilsame Lehreu und ertheilte ihnen Allen ihren mütterlichen Segen. Vor Allen aber tröstete und segnete sie ihren allerliebsten Schmerzenreich, dessen Verlassenheit ihr am allermeisten zu Herzen ging. Endlich den 2ten April im Jahre des Herrn 750 gab sie ihren seligen Geist auf und vertauschte das zeitliche Leben mit dem ewigen.

Sobald sie verschieden war, fielen der betrübte Graf und sein Sohn über den todten Leichnam hin und weinten und klagten so herzzerreißend, daß man fürchtete, sie würden Beide vor großem Herzeleid sterben. Es klagten und trauerten auch mit ihnen alle Diener und Dienerinnen so schmerzlich, daß wer solches Leid hörte, mit ihnen zu weinen bewegt wurde. Alle schmerzte es am meisten, daß sie eine so heilige Frau verloren hatten und ihres süßen Umgangs nicht länger hätten genießen können. Der arme Graf aber, der nebst dem Golo die meiste Schuld an ihrem frühern Elende trug, glaubte fest, Gott habe seine Sünden durch diesen Tod strafen wollen und ihn nicht würdig geachtet, eine so heilige Frau länger bei sich zu haben. Deswegen führte er auch so gewaltige Klagen, daß ihn weder die Geistlichen noch die Weltlichen trösten konnten; er ging keinen Schritt von dem Leichname weg, sondern lag immer vor demselben auf seinen Knieen so betrübt, und weinte mit zusammengeschlossenen Händen so beweglich, daß man meinte, er müsse die Verstorbene durch seine heißen Zähren wieder lebendig machen. Als man hernach den heil:gen Leichnam mit den Todtenkleidern bekleiden wollte, fand man auf ihrem bloßen Leibe ein rauhes härenes Gewand, das hatte sie zu Ehren Gottes getragen. Darin erkannten alle Anwesenden einen neuen Beweis ihrer Heiligkeit.

Die arme Hirschkuh, welche bis dahin allezeit im Schlosse geblieben und von Allen geliebt worden war, begann, sobald die Gräfin gestorben war, zu trauern und sich so betrübt zu stellen, daß es kläglich anzusehen war. Als man aber den heiligen Leichnam hinaus trug, ging sie ganz traurig mit ge-

senktem Kopfe der Leiche nach und schrie so erbärmlich und beweglich, daß alle Menschen Mitleiden mit ihr hatten, und dies Schreien und Heulen währte so lange, bis der heilige Leichnam begraben war. Nach dem Begräbniß aber legte sich das arme Thier auf das Grab, heulte noch viel kläglicher und ließ nicht eher ab, bis es vor lauter Trauern auf dem Grabe gestorben war. Diese wunderbare Begebenheit bewegte alle Menschen, besonders aber den betrübten Grafen so sehr zum Mitleid, daß sie klar erkannten, wie billig um Diejenige zu wehklagen sei, welche auch von wilden Thieren so schmerzlich betrauert wurde. Es hatte auch der Graf zum Gedächtniß dieses Wunders auf dem Grabstein unter dem Wappen der Gräfin den Hirsch aushauen lassen, damit die Nachwelt bei Betrachtung desselben diese Begebenheit niemals vergessen sollte.

Mit der heiligen Genoveva war dem Grafen alle Lust und Freude begraben, denn nichts in der Welt vermochte ihn zu trösten, noch ihm zu genügen; er ging daher als einer, der vor Leid ganz vergehen wollte, und that nichts anders als seine liebe Genoveva immer beklagen. Er saß in der Kirche allezeit vor ihrem heiligen Grabe, und in dem Schlosse verschloß er sich in ihre Kammer, allda bildete er sich ein, als wenn er sie vor Augen hätte, und führte dann mit ihr ein Gespräch, daß man besorgte, er möchte gar den Verstand verlieren. Sein größtes Herzleid war, daß er sie in ihrem Leben so hart verfolgt hatte und hernach in der That erfahren mußte, welch eine keusche und heilige Frau sie gewesen war. Er meinte, wenn er sie nur länger hätte am Leben behalten und die zugefügte Schmach mit Gegendienst abtragen können, so würde er noch einigen Trost gefunden haben; weil sie ihm aber so bald gestorben und ihm alle Gelegenheit ihr zu dienen benommen war, so konnte er niemals ein Ende der Trauer finden.

Sein Trauern bewegte auch Gott zum Mitleiden, so daß er ihm einen Engel vom Himmel herabschickte, der ihn trösten sollte. Dieser kam zu ihm in eines Pilgers Gestalt,

hielt um die Nachtherberge an und wurde von dem Grafen freundlich angenommen; unter dem Nachtessen aber, als der Graf, vermeinend, er sei ein Pilger, sich neben ihn gesetzt hatte, redete er ihn mit langem Gespräch tröstlich zu, daß er sich fortan besser in Geduld fassen müßte. Des Morgens, als der Graf weiter mit ihm reden wollte, war er nicht zu finden, hatte aber zur Danksagung seine Pilgerskleider in der Kammer hinterlassen. Einstmals ging der Graf hinaus zu der Höhle Genoveva's und fand daselbst einen Hirsch stehen, welcher, wiewohl die Hunde gegen ihn bellten, dennoch sich nicht fürchtete und stehen blieb. Der Graf aber ging in die heilige Höhle, benetzte dieselbe mit seinen Zähren und sprach weinend bei sich selbst: „Ach! das ist der Ort, an welchem Genoveva eine Sünde gebüßet, welche sie niemals begangen hat! das ist die Höhle, welche erfüllt worden ist von den Seufzern einer verlassenen Unschuld. So deine unschuldige Gemahlin allhier fremde Sünden abgebüßt hat, warum solltest du denn nicht allhier deine eigenen Sünden abbüßen?“ Dies sagte er bei sich und faßte durch die Eingebung Gottes den Vorsatz, in dieser Höhle ein Einsiedlerleben zu führen; und als er hierauf vor dem Kruzifix, das der heiligen Genoveva vom Himmel gebracht worden war, betete, sah er ein Wunder: wie dasselbe seine rechte Hand von dem Kreuze ablöſ'te und ihm den heiligen Segen gab, wodurch sein Herz so voller Freuden wurde, daß er vermeinte, im himmlischen Paradiese zu sein. Er reiſ'te gleich darauf nach Trier, erbat sich Erlaubniß von dem heiligen Bischof Hidulfus, eine Kapelle an jenem Orte zu bauen, und offenbarte ihm auch in Geheim seinen Vorsatz. Der Bischof willigte gar gern in sein heiliges Begehren, und der Graf baute eine schöne Kirche, sammt zwei oder drei Einsiedlereien für Diejenigen, die daselbst Buße thun wollten. Nach Vollendung derselben weihte der Bischof die Kirche zu Ehren der Mutter Gottes und nannte sie mit Namen: Unserer lieben Frauen Kirche. Zu dieser heiligen Kirche wurden viele Prozessionen jährlich unternommen.

Nach Einweihung der Kirche wurde der Leichnam der heiligen Genoveva in dieselbe gebracht, auf daß sie eben da im Tode ruhen möge, wo sie vorher ein so strenges Leben geführt hatte. Der heilige Leichnam lag in einem schweren marmornen Sarge, und sechs Paar Stiere hätten ihn nicht fortzubringen vermocht, aber durch ein Wunder geschah es, daß ihn zwei Rosse fortzogen, als ob er gar kein Gewicht gehabt hätte. Wo der heilige Leichnam vorbei gebracht wurde, da neigten sich die Menschen in Ehrfurcht, ja es blieben die Thiere stehen, und es war als ob Hecken und Bäume mit Aesten und Gipfeln in Ehrfurcht vor ihm sich niedersenkten. Also ward dieser gebenedeiete Leichnam an dem Orte niedergesetzt, welcher ihn aufzunehmen bereitet war, und das himmlische Kreuz wurde auf dem Hochaltar der Kirche aufgerichtet. — Nachdem aber der Graf nach Hause zurückgekehrt war, traf er alle Verordnungen, gleichwie wenn sein Tod nahe bevorstände; hierauf rief er seinen Herrn Bruder zu sich und sprach zu ihm in Gegenwart seines lieben Sohnes: „Mein theuerster Herr Bruder, Ihr habt schon eine geraume Zeit her an mir merken können, daß ich nirgends mehr Ruhe haben kann, als allein im Betrauern und Beklagen meiner heiligen Genoveva. Damit ich nun dieser meiner Herzensneigung desto besser willfahren könne, habe ich beschlossen, die Welt zu verlassen und an dem Orte, wo meine heilige Gemahlin gelebt hat, zu leben und zu sterben. Deswegen setze ich Euch zum Vormund über meinen lieben Sohn Schmerzenreich, und bitte, Ihr wollet an ihm thun, als wenn er Euer eigener Sohn wäre. Er wird Euch auch allen Gehorsam und Ehrerbietung erzeigen, wie ein Kind gegen seinen Vater zu thun schuldig ist." Darnach sprach er zum Sohne: „Du hörst nun, herzliebstes Kind, daß ich die Welt zu verlassen begehre und Dir meine ganze Grafschaft überlasse; dieser Dein Oheim soll hinfüro Dein Vater sein, und demselben sollst Du alle Ehre und Gehorsam erzeigen, wie Du mir bisher erzeigt hast." Da sprach der liebe Schmerzenreich: „Liebster Herr Vater meint Ihr denn, daß es recht sei, daß Ihr wollt den Himmel

für Euren Theil erwählen und wollt mir für meinen Theil nur ein wenig Erde hinterlassen? Nein! Herr Vater, das thuet nicht, sondern gönnet auch mir die Seligkeit, nach welcher Ihr strebet; wo Ihr leben wollt, da will ich auch leben, und wo Ihr sterben wollt, da will ich auch sterben." Der Vater verwunderte sich über seinen Sohn und sprach mit weinenden Augen: „Mein liebster Sohn, das strenge Leben wird Dir schwer fallen, und Du wirst es wegen Deiner Zartheit nicht zu ertragen vermögen." — „Besser wohl als Ihr, mein Herr Vater," sprach Schmerzenreich, „da ich schon sieben Jahre lang mich in demselben versucht habe. Darum bleib ich bei meinem Entschluß und will da leben und sterben, wo ich von meiner heiligen Mutter auferzogen worden bin. Euch aber, mein Herr Vetter, überlasse ich meine ganze Grafschaft, daß Ihr sie frei beherrschen und den Armen davon Gutes thun sollt." Ueber dieses Vorhaben verwunderten sich Vater und Vetter und umfingen Beide das liebe Kind mit herzlicher Liebe. Der Vater that die Pilgerskleider an, welche ihm der Engel auf Gottes Anordnung hinterlassen hatte, und ließ dem Schmerzenreich ähnliche Kleider verfertigen. Darnach nahmen Beide Abschied unter großem Trauern und Weinen der ganzen Verwandtschaft und verfügten sich in die rauhe Wildniß, allda Gott zu dienen bis an ihr Ende. Sobald Schmerzenreich daselbst ankam, erkannten ihn seine vorigen Gespielen, die wilden Thiere, welche in großer Menge kamen und sich seiner Ankunft erfreuten. Allhier haben Vater und Sohn ihr Leben heilig zugebracht und sind auch daselbst gottselig in dem Herrn entschlafen.

Wenn den Leser die Geschichte von der heiligen Genoveva mit Bewunderung und Ehrfurcht gegen die Tugend und Frömmigkeit dieser heiligen Frau erfüllt, so stellt sie ihm andrerseits das Bildniß eines Menschen vor Augen, dessen Liebe in sündhafte Begierden ausartete, durch welche er sich

zu den abscheulichsten Verbrechen hinreißen ließ. Es wird daher dem Leser nicht unangenehm sein, im Gegensatze gegen den schändlichen Golo, das Beispiel eines andern Liebenden zu erfahren, welcher, obgleich der Gegenstand seiner Liebe gänzlich in seine Hand gegeben wurde, sich eben so edel und tugendhaft bewies, wie Golo schmachvoll und sündhaft; dadurch wird dann der Unterschied recht klar werden, welcher zwischen einer wahren Liebe und der gemeinen Sinnlichkeit, die sich fälschlich für Liebe ausgibt, obwaltet; ich meine die

Geschichte
von dem
tugendhaften Ritter Gentile Carisendi.

Es lebte einst in Bologna, einer ansehnlichen Stadt in der Lombardei, ein Ritter, welcher durch Tugend und vornehme Abkunft gleich ausgezeichnet war und Herr Gentile Carisendi hieß. Derselbe liebte in seiner Jugend eine edle Dame, Namens Madonna Catalina, welche jedoch nach dem Willen ihrer Eltern einen andern Ritter, der Niccoluccio Caccianimico hieß, heirathen mußte. Darüber war Herr Gentile sehr betrübt und fast trostlos; er gab aber jede Hoffnung auf den Besitz der Dame auf und begab sich, um auf keine Weise die Ruhe seiner Geliebten zu stören, nach Modena. In dieser Zeit, und während Niccoluccio nicht in Bologna war, seine Frau aber, weil sie guter Hoffnung war, sich auf eine ihrer Besitzungen, etwa drei Miglien von der Stadt begeben hatte, geschah es, daß sie plötzlich von einem heftigen Anfall ergriffen wurde, welcher von der Art und von solcher Gewalt war, daß er jedes Zeichen des Lebens in ihr verlöschte. Sogar die Aerzte erklärten sie für todt; und weil ihre nächsten Blutsverwandten von ihr zu wissen behaupteten, daß sie noch nicht so lange schwanger sei, daß das kleine

Wesen seine Reife erlangt haben könnte, so setzte man sie, so wie sie war, in ein Grabgewölbe der nahen Kirche unter vielem Klagen und Weinen bei. Alles dieses wurde sofort von einem Freunde dem Herrn Gentile gemeldet, der darüber vor Schmerz und Betrübniß ganz außer sich wurde; denn obgleich er niemals auch nur die geringste Gunst von der edlen Frau weder gefordert, noch erlangt, und obwohl er sie nun schon längere Zeit nicht mehr gesehen hatte, so war doch darum die innige Liebe zu ihr nicht in seinem Herzen erloschen. Endlich sprach er zu sich selbst: „Siehe, nun bist Du todt, meine Catalina, und hast mich, so lange Du lebtest, keines liebevollen Blickes gewürdigt. Ja, ich selbst bin vor Dir geflohen, damit meine Liebe nicht durch sträfliche Bemühungen um Deine Gunst, Deiner Tugend und Reinheit unwürdig würde. Nun aber bist Du todt und meine Liebe wird Deine Ruhe nicht mehr stören; darum, die ich im Leben floh, will ich im Tode suchen, und auf Deine Lippen, welche ich im Leben niemals berührte, will ich im Tode einen Kuß unsterblicher Liebe drücken.“ Nachdem er dieses gesagt hatte, gab er noch in derselben Nacht die nöthigen Befehle, damit seine Abreise verschwiegen bliebe, und stieg dann mit einem seiner Diener zu Roß. So gelangte er ohne Aufenthalt zu der Gruft, wo die von ihm geliebte Frau begraben lag. Er ließ das Grabmal öffnen und ging vorsichtig hinab, kniete neben der Todten nieder, näherte sein Angesicht dem ihrigen und küßte es mehremal unter vielen heißen Thränen. Darauf schaute er sie lange mit liebenden Blicken an, um ihr holdes Gesicht recht tief in sein Gedächtniß zu prägen. Da kam es ihm vor, als wäre dasselbe nur blässer, übrigens aber noch ganz in den unverstellten Zügen einer Lebenden; ja es schien ihm, als ob die feine Leinwand, mit welcher die Todte vom Halse herab bedeckt war, durch den noch athmenden Busen leise bewegt würde. Anfangs kam ihm ein Grauen an; bald aber besann er sich und beobachtete die schwache Bewegung der Leinwand aufmerksamer; und als er sich überzeugt hatte, daß er sich nicht betrüge, legte er die Hand an die Stelle des Her-

zens seiner Geliebten. Da fühlte er deutlich, wenn auch leise, das Herz noch schlagend, und er war bald überzeugt, sie sei gewiß nicht todt, wie schwach und gering auch der Hauch des Lebens in ihr sein möchte. Deshalb hob er sie denn, so leise er nur konnte, mit dem Beistand seines Dieners aus dem Grabmal, nahm sie vor sich auf sein Pferd und brachte sie so heimlich in sein Haus nach Bologna. Hier war seine Mutter, eine würdige und verständige Dame, die, nachdem sie von ihrem Sohn Alles ausführlich gehört hatte, von Mitgefühl bewegt, still mit mächtigen Belebungsmitteln und einem passenden Bade das verlöschende Leben in ihr zurückrief. Als Catalina wieder zu sich kam, stieß sie erst einen langen Seufzer aus und rief dann: „Wehe mir, wo bin ich?" — Die treffliche Frau antwortete ihr hierauf: „Fasse Muth, Du bist an guter Stelle." — Als sie nun völlig zu sich gekommen war, blickte sie umher, und da sie nicht erkannte, wo sie war, wohl aber Herrn Gentile vor sich sah, bat sie voller Erstaunen die Mutter desselben, ihr zu sagen, auf welche Weise sie hieher gekommen sei. Nun erzählte Herr Gentile ihr Alles der Ordnung nach. Schmerzlich betrübt hierüber, stattete sie ihm doch den Dank ab, dessen sie fähig war, und beschwor ihn endlich bei der Liebe, die er sonst zu ihr getragen hätte, und bei seiner ritterlichen Tugend, dafür zu sorgen, daß ihr in seinem Hause nichts geschähe, was zur Beeinträchtigung ihrer Ehre, oder der ihres Gatten gereichen könne, und endlich, daß er sie, sowie der folgende Tag erschienen sei, in ihr eignes Haus zurückkehren lassen möchte. „Madonna," antwortete ihr hierauf Gentile, „was auch in vergangener Zeit mein Wunsch gewesen sein mag, so beabsichtige ich doch nicht, weder jetzt noch in aller Zukunft, da Gott mir die Gnade erwiesen hat, Euch aus dem Tode dem Leben wieder zu übergeben, und zwar um der Liebe willen, die ich sonst für Euch gefühlt habe — Euch anders zu behandeln, weder hier noch anderswo, denn als eine theure Schwester. Doch die Wohlthat, die ich in dieser Nacht an Euch ausüben konnte, verdient einigen Lohn, und darum bitte ich, daß Ihr mir eine

Gunst nicht abschlagt, um die ich Euch ersuchen will." Wohlwollend entgegnete die Dame hierauf, sie sei dazu bereit, wofern sie es vermöchte und wofern sein Verlangen ein ehrbares wäre. — „Madonna," sagte Herr Gentile, „alle Eure Verwandte und ganz Bologna glaubt und hält Euch gewiß für todt; Niemand erwartet Euch darum mehr in Eurem Hause, und darum fordere ich als eine Gunst von Euch, daß es Euch gefalle, hier so lange bei meiner Mutter zu verweilen, bis ich von Modena heimkehre, was bald geschehen wird. Die Ursache, warum ich dies von Euch fordere, ist die, weil ich beabsichtige, Eurem Gemahl in Gegenwart der angesehensten Bürger dieser Stadt ein werthes und feierliches Geschenk mit Euch zu machen." Die Dame, welche sich dem Ritter so verpflichtet sah und diese Bitte für ehrbar erkannte, entschloß sich, wie sehr sie auch verlangte, mit ihrer lebenden Erscheinung ihre Verwandten zu erfreuen, doch zu thun, was Herr Gentile begehrte. Wenige Tage darauf geschah es, daß Catalina von einem überaus schönen Knaben entbunden wurde. Nachdem sie nun völlig wieder genesen war, kehrte Herr Gentile nach Bologna zurück und feierte seine Ankunft daselbst mit einem Festmahle, zu dem er auch den Gemahl der Catalina eingeladen hatte. Als die Tafel schon fast zu Ende war, begann er also zu reden: „Ihr Herren, ich erinnere mich einmal gehört zu haben, daß es in Persien einen freundlichen Gebrauch gibt, welcher darin besteht, daß, wenn Jemand einen Freund auf's Höchste ehren will, er ihn in sein Haus ladet und ihm hier zeigt — sei es nun die Frau, eine Geliebte, eine Tochter oder was es immer sei — was ihm das Theuerste ist, indem er dabei versichert, daß, so wie er ihm dies zeigt, er ihm gern, wenn er es nur könnte, sein Herz selbst zeigen möchte. Eben diesen Gebrauch will ich meiner Seits nun in Bologna beobachten. Ihr habt durch Eure Gunst mein Fest geehrt, und ich will Euch nun auf persische Art wieder ehren, indem ich Euch das Theuerste zeige, was ich auf der Welt besitze oder was ich je besitzen könnte. Bevor ich dies jedoch thue, bitte ich Euch, mir zu sagen, was Ihr von einem Zwei-

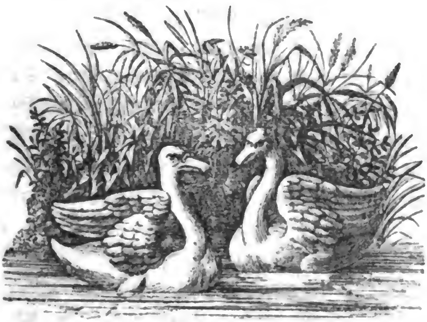
fel haltet, den ich Euch vortragen will. Es ist Jemand, der in seinem Hause einen guten und treuen Diener besitzt, welcher gefährlich krank wird. Jener Mann, ohne das Ende des kranken Dieners abzuwarten, läßt ihn mitten auf die Straße hinaustragen und bekümmert sich weiter nun nicht um ihn. Ein Fremder kommt dazu, und von Mitleid für den Kranken ergriffen, nimmt er ihn mit sich nach Hause und verschafft ihm durch große Sorgfalt und mit vielen Kosten seine vorige Gesundheit wieder. Nun möchte ich von Euch wissen, ob sein Herr sich wohl nach guter Billigkeit über den Zweiten beklagen oder beschweren könnte, wenn er den Diener bei sich behielte und seine Dienste benutzte, und wenn er ihn, zurückgefordert, nicht wieder herausgeben wollte." — Die edeln Männer sprachen Mancherlei hierüber unter sich, und nachdem sie alle endlich Einer Meinung geworden waren, trugen sie dem Niccoluccio Caccianimico, welcher ein guter und zierlicher Redner war, die Antwort auf. Dieser, nachdem er zuvor den Gebrauch Persiens gelobt hatte, versicherte, er sei mit den Andern in der Meinung einstimmig, daß der frühere Herr kein Recht mehr auf den Diener habe, weil er ihn in diesem Falle nicht blos verlassen, sondern völlig preisgegeben und weggeworfen habe, und daß der Diener, durch die Wohlthaten, die der Zweite auf ihn verwendet, mit Recht der Seinige geworden zu sein scheine, weshalb denn dieser auch, wenn er ihn behielte, dem Ersten keine Beeinträchtigung, keine Gewalt und keine Verletzung anthue. Alle Uebrigen, welche bei Tafel zugegen waren, und es waren treffliche Männer darunter, sagten einstimmig, auch sie hielten das, was Niccoluccio geantwortet hätte, für recht. Der Ritter, zufrieden mit dieser Antwort und besonders damit, daß gerade Niccoluccio dieselbe gegeben hatte, versicherte, auch er sei dieser Meinung, und fuhr dann fort: „Doch jetzt ist es Zeit, daß ich meinem Versprechen gemäß, Euch ehre." — Und nun rief er zwei seiner Diener herbei, schickte sie zu der Dame, die er köstlich hatte kleiden und schmücken lassen, und ließ sie bitten, daß es ihr gefallen möchte zu kommen und diese edler

Herren mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Ihr schönes Söhnlein im Arm und von zwei Diener begleitet, erschien sie nun im Saal und nahm, wie es ihr der Ritter zuvor gesagt, zur Seite eines würdigen Mannes ihren Sitz ein, während Gentile sprach: „Ihr Herren, dies ist nun der Gegenstand, den ich für theurer halte und immer zu halten gedenke, als irgend einen andern. Sehet nun, ob ich Euch recht darin zu haben scheine?" — Die edlen Herren ehrten und priesen sie viel und versicherten dem Ritter, einen solchen Gegenstand müsse er allerdings werth halten, und fingen dann an sie genauer zu betrachten; und allerdings war Mancher darunter, der wohl gesagt hätte, sie wäre die, die sie wirklich war, hätten nicht Alle jene bestimmt für todt gehalten. Vor allen Andern aber schaute sie Niccoluccio an, und brennend vor Begierde zu erfahren, wer sie sei, und unfähig sich länger zurückzuhalten, fragte er sie, als der Ritter sich etwas entfernt hatte, ob sie aus Bologna sei oder eine Fremde. Als die Frau sich so von ihrem Manne fragen hörte, enthielt sie sich mit Mühe der Antwort; dennoch schwieg sie, um die verabredete Ordnung zu beobachten. Ein anderer der Gäste fragte sie hierauf, ob dies ihr Söhnlein sei, und ein Dritter, ob sie Gentile's Frau oder auf andere Art ihm verwandt sei. Allen diesen gab sie jedoch keine Antwort. Als aber Herr Gentile wieder herbei kam, sagte einer der Gäste zu ihm: „Herr, schön ist dieser Euer Schatz, aber sie scheint stumm; ist dem so?" — „Ihr Herren," antwortete Gentile, „daß sie bis jetzt nicht gesprochen hat, ist kein geringer Beweis ihrer Tugend. Diese edle Frau ist der gute und treue Diener, wegen dessen ich Euch kurz zuvor die Frage vorlegte. Sie, von den Ihrigen wenig werth gehalten und wie ein verächtliches unnützes Ding mitten auf die Straße geworfen, wurde von mir aufgenommen und durch meine Sorge und Hilfe den Krallen des Todes entrissen, und Gott, der auf meine gute Absicht blickte, ließ sie unter meinem Beistand wieder so gesund und schön werden, wie Ihr sie jetzt sehet. Doch damit Ihr klarer erkennt, wie dies Alles zugegangen sei, so will ich

es Euch in der Kürze deutlich machen.“ — Und nun, von seiner Liebe für sie anhebend, erzählte er ausführlich zum großen Erstaunen seiner Zuhörer Alles, was bis jetzt geschehen sei, und fügte dann hinzu: „Um dieser Gründe willen ist denn, wofern Ihr nicht etwa Eure Meinung von vorher nun geändert habt, und besonders Niccoluccio, diese Dame von rechtswegen mein, und Niemand kann sie von hier mit gerechtem Anspruch zurückfordern.“ Hierauf antwortete Niemand, und Alle erwarteten vielmehr aufmerksam, was er weiter sagen würde, indem Niccoluccio und Andere, welche gegenwärtig waren, so wie auch die Dame vor Rührung weinten. Doch nun erhob sich Herr Gentile, nahm den kleinen Sohn in seine Arme und die Dame bei der Hand, und indem er mit ihnen zu Niccoluccio hintrat, sprach er: „Erhebe Dich, Freund; ich gebe Dir Deine Frau, welche Deine und ihre Verwandte wegwarfen, nicht wieder — sondern ich schenke Dir hiermit diese Dame, meine Gevatterin, mit ihrem kleinen Sohne, welcher, wie ich weiß, von Dir abstammt, und ich bitte Dich, laß sie Dir darum nicht minder werth sein, weil sie in meinem Hause nahe an drei Monate verweilt hat; denn ich schwöre Dir bei dem Gott, der mir vielleicht einst diese Liebe zu ihr einflößte, damit dieselbe die Ursache ihrer Rettung werde, daß sie niemals, weder bei ihrem Vater noch bei ihrer Mutter, noch auch bei Dir, ehrbarer lebte, als sie bei meiner Mutter und in meinem Hause gelebt hat.“ — Nachdem er dies gesagt hatte, wendete er sich zu der Dame und sagte: „Madonna, jetzt löse ich Euch von jedem Versprechen, daß Ihr mir gegeben habt, und überlasse Euch frei davon dem Niccoluccio.“ — Hierauf übergab er die Dame und das Kind den Armen des Niccoluccio und kehrte zu seinem Sitze zurück.

Liebevoll empfing Niccoluccio Gattin und Sohn, um so glücklicher, je ferner er von jeder Hoffnung gewesen war; und wie er konnte und mußte, dankte er dem Ritter. Auch die Andern, welche vor Mitgefühl weinten, lobten und priesen ihn sehr, und gepriesen wurde er von Jedem, der dies

hörte. Die Dame wurde mit großen Festlichkeiten in ihrem Hause empfangen und lange Zeit hindurch wie eine Wiedererstandene mit Bewunderung von ganz Bologna betrachtet; Herr Gentile aber lebte immer als ein Freund des Niccoluccio und seiner Verwandten, so wie der Verwandten der edlen Catalina.



Gedruckt bei H. Ludwig, [illegible] New-York.

Wilhelm Radde,

No. 300 Broadway, New-York,

hat vorräthig und mehrentheils in Verlag:

Achert, Jos., Die Zauberschürze, oder Weiberlist geht über Teufelslist. Ein Schwank zur Unterhaltung lustiger Leute, erzählt nach Castelli. 12 Cts.

Albertus Magnus, bewährte und approbirte sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh. Für Städter und Landleute. 50 Cts.

Brennglas, Berlin, wie es ist und — trinkt. „Eckensteher." 12 Cts.

Buch, das, zum Todtlachen, oder Erzählungen lustiger Ränke und Schwänke. Zwei Bände. à 12 Cts.

Glücksrad, Neuverbessertes und vermehrtes, oder Enthüllung der Zukunft nach Art der alten Astrologen, in Beantwortung aller Fragen, ob uns Gutes oder Böses begegnen werde, nach den zwölf himmlischen Häusern. Zum Nutzen der Wißbegierigen und zur Unterhaltung froher Zirkel auf's Neue bearbeitet von W. Raible. 12 Cts.

Hauff, W., Die Bettlerin vom Pont des Arts. Jud Süß. 38 Cts.

HAUFF, W., The Mendicant of Pont des Arts. Translated from the German. 12 Cts.

Hiesel, der bairische. Zum warnenden Exempel für Jung und Alt Mit dem Lagerbierlied. 12 Cts.

Historia von dem Freischützen. 12 Cts.

Historienschreiber, Der lustige, oder das Buch zum Todtlachen. Mit dritthalbhundert Erzählungen, eine possirlicher als die andere, zur Erheiterung für Weiber, Männer, Jungfern und Junggesellen. 12 Cts.

Hoffmann, E. T. W., Die Räuber. Abenteuer zweier Freunde auf einem Schlosse in Böhmen. 12 Cts.

HOFFMANN, E. T. W., Signor Formica. A Tale in which are related some of the mad pranks of Salvator Rosa and Don Pasquale Ca puzzi. Translated from the German. 12 Cts.

Holthaus, (des Schneidergesellen) Wanderungen durch Europa und das Morgenland in den Jahren 1824 bis 1840. 38 Cts.

Hundsfattler, der. 10 Cts.

Hürte, Norb., Volksbücher. Wahrhaftige Historie vom ärgerlichen Leben des spanischen Ritters Don Juan und wie ihn zuletzt der Teufel geholt. 12 Cts.

— Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer. 12 Cts.

— Der Glöckner von Notre-Dame. 12 Cts.

— Johann von Leyden, der Prophet. 12 Cts.

— Leonore. Eine Geschichte aus dem siebenjährigen Kriege. 12 Cts.

— Die Löwenritter. Schilderungen aus den Zeiten des Mittelalters und der Kreuzzüge. 12 Cts.

— Preciosa oder Leben und Liebe eines spanischen Zigeunermädchens. 12 Cts.

— Romeo und Julie, od. die Familien Capuletti und Montechi. 12 Cts.

— Die Stumme von Portici. Eine Trauer- und Schreckensgeschichte aus der Stadt Neapel. 12 Cts.

Hürte, Norb., Volksbücher. Abellino, der große Bandit. 12 Cts.
— Des Pfarrers Tochter von Taubenheim, wie sie verführt wurde und elendiglich umkam. 12 Cts.
— Der böse Geist Lumpaci Vagabundus oder das liederliche Kleeblatt. 12 Cts.
Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Mit mehr als hundert Holzschnitten, theils von demselben, theils unter dessen Leitung verfertigt. Berlin 1857. 25 Cts.
Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung für 1854. Mit sechs schönen Stahlstichen. 19 Cts.
Jean Paul. Schönes und gediegenes aus seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen. 12 Cts.
Kalender („Illustrirter Kalender," — „Stadt- und Landkalender" — „Receptkalender" und „Der reitende Bote.") à 6 Cts. Beim Groß bedeutend billiger.
Käthchen von Heilbronn. Eine wunderbare und anmuthige Historie. 12 Cts.
Konstanzer Hans, der. Merkwürdige Geschichte eines schwäbischen Gauners. 12 Cts.
Marbach, Volksbücher. Eulenspiegel, der wiedererstandene. 12 Cts.
— Faust, Leben, Thaten und Höllenfahrt. 12 Cts.
— Geschichte von König Eginhard in Böhmen, oder die Riesengeschichte. 12 Cts.
— Geschichte von der heil. Pfalzgräfin Genoveva. 12 Cts.
— Geschichte von Griseldis und dem Markgrafen Walther. 12 Cts.
— Geschichte von den vier Heymonskindern. 12 Cts.
— Geschichte von Kaiser Octavianus. 12 Cts.
— Geschichte vom gehörnten Siegfried. 12 Cts.
— Herzog Ernst. 12 Cts.
— Hirlanda. 12 Cts.
— Anmuthige Geschichte v. Prinz Gerbino u. Prinzessin Rosina. 12 Cts.
— Geschichte von der geduldigen Helena. Nebst der Geschichte von dem edlen Finkenritter Polykarpus von Clarissa. 12 Cts.
— Geschichte von der schönen Magelone und dem Ritter Peter mit den silbernen Schüsseln. 12 Cts.
— Der wegen seiner kurzweiligen Possen merkwürdige schlesische Rübezahl oder der schalkhafte Berggeist. 12 Cts.
— Das unschätzbare Schloß in der afrikanischen Höhle Xa Xa. 12 Cts.
— Die wunderbare und merkwürdige Geschichte vom Zauberer Virgilius, seinem Leben, seinen Thaten und seinem Ende. 12 Cts.
THE ADVENTURES of Tyll Eulenspiegel. Translated from the German. 12 Cts.
THE ROBBER of the Rhine: or the biography of Schinderhannes the notorious Brigand Chief. 12 Cts.
Nieritz, Gustav. Wie Gott will! oder die Batzen-Noth. 12 Cts.
Punktirbuch, Erneuertes und vielvermehrtes, oder des Schicksals Antwort auf jede unsere Zukunft betreffende Frage. Für ernste und scherzhafte Stunden aufs Neue herausgegeben von Wilhelm Baible. 10 Cts.
Rache, die. Erzählung von Aloys Schreiber. 12 Cts.
Rinaldo Rinaldini, der große Räuberhauptmann. 19 Cts.

Die

Ostereier

von

Christoph Schmid.

Eine

Erzählung zum Ostergeschenke

für

Kinder.



New-York:
Wilhelm Radde, 322 Broadway.
1854.

H. Ludwig, Buchdrucker, 70 u. 72 Vesey-Straße, New-York

Vorerinnerung an Kinder.

Die folgende kleine Erzählung ward schon ein Mal vielen Kindern, die längst zuvor über den hohen Sinn und die schöne Bedeutung des heiligen Osterfestes unterrichtet worden, zu einer lehrreichen und angenehmen Unterhaltung vorgelesen; und nicht nur die Kinder, sondern auch mehrere Erwachsene hörten sie mit Freuden an.

Weil ich nun dachte, daß diese Erzählung an Euch, meine lieben Kinder, ja wohl auch Euern größern Geschwistern und selbst Euern Eltern Vergnügen machen dürfte, so ward sie als ein kleines Ostergeschenk für Euch gedruckt.

Die Erzählung handelt, wie es der Titel sagt, freilich nur von einer Kleinigkeit, den Ostereiern; indeß werdet Ihr gewiß gerne lesen, wie auch die kleinste Gabe Gottes, ein Ei, ein großes Wunder der Allmacht und Weisheit Gottes und eine mannigfaltige Wohlthat für die Menschen sei, ja wie Gott sich oft einer geringen Sache bediene, seine heilige Vorsicht und liebreiche Vatersorgfalt an den Menschen zu verherrlichen.

Diese und andere guten Lehren sind in dieser Geschichte die Hauptsache; das Uebrige soll bloß dazu dienen, Euch eine unschuldige Freude zu machen, wie etwa Euere Mutter Euch auf das Osterfest ein Ei schenkt, das nicht nur durchaus voll kräftiger Nahrung ist, sondern auch durch ein gefälliges Aeußeres und eine freundliche Farbe das Auge vergnügt.

Der Verfasser.



Die Ostereier.

Erstes Kapitel.

O weh, da gibt's nicht einmal Hühner!

Es lebten einmal, vor einigen hundert Jahren, in einem kleinen Thale tief im Gebirge einige arme Kohlenbrenner. Das enge Thal war rings von Wald und Felsen eingeschlossen; die Hütten der armen Leute lagen im Thale umher zerstreut. Einige Kirschen- und Pflaumenbäume bei jeder Hütte, etwas Ackerland mit Sommergetreide, Flachs und Hanf, eine Kuh und einige Ziegen waren ihr ganzer Reichthum. Indeß erwarben sie noch Einiges mit Kohlenbrennen für die Eisenschmelze im Gebirge. So wenig aber die Leute hatten, so waren sie dennoch ein sehr glückliches Völklein; denn sie wünschten sich nicht mehr. Sie waren bei ihrer harten Lebensart, bei steter Arbeit und strenger Mäßigkeit vollkommen gesund, und man sah in diesen armen Hütten, was man in Palästen vergebens suchen würde, alte Männer, die über hundert Jahre zählten.

Eines Tages, da schon der Hafer anfing, sich zu bleichen und es in dem Gebirge sehr heiß war, kam ein Köhlermädchen, das die Ziegen hütete, fast außer Athem nach Hause gesprungen und brachte den Eltern die Nachricht, es seien fremde Leute in dem Thale angekommen von gar wundersamer Tracht und seltsamer Redensart — eine vornehme Frau mit zwei Kindern und ein sehr alter Mann, der, ob er gleich sehr prächtige Kleider anhabe, doch nur ihr Diener scheine. „Ach," sagte das Mädchen, „die guten Leute sind hungerig und durstig und sehr müde. Ich traf sie, als ich eine verlorne Ziege suchte, ganz abgemattet in dem Gebirge an und zeigte ihnen den Weg in unser Thal. Wir wollen ihnen doch etwas zu

essen und zu trinken hinaus tragen und sehen, ob wir sie die Nacht bei uns und den Nachbarn nicht unterbringen können." Die Eltern nahmen sogleich Haferbrod, Milch und Ziegenkäse und gingen hin.

Die Fremden hatten sich indeß in den Schatten einer buschigen Felsenwand gelagert, wo es sehr kühl war. Die Frau saß auf einem bemoos'ten Felsenstück und hatte ihr Angesicht mit einem weißen Schleier von feinem Flor bedeckt. Eines der Kinder, ein zartes, wunderschönes Fräulein, saß auf ihrem Schooße. Der alte Diener, ein ehrwürdiger Greis, war damit beschäftigt, das schwer beladene Maulthier abzupacken, das sie bei sich hatten. Das andere Kind, ein munterer, schöner Knabe, hielt dem Thiere einige Disteln hin, an denen es begierig fraß.

Der Kohlenbrenner und sein Weib näherten sich der fremden Frau mit Ehrerbietung; denn an ihrer edeln Gestalt, ihrem Anstande und ihrem langen, weißen Gewande merkte man sogleich, daß sie von hohem Stande sein müsse. „Siehe nur," sagte die Kohlenbrennerin leise zu ihrem Manne, „den zierlich ausgezackten, stehenden Halskragen, die feinen Spitzen, aus denen die zarten Hände nur zur Hälfte hervorblicken, und — der Tausig! — sogar die Schuhe sind so weiß, wie Kirschenblüthe und mit silbernen Blümchen geziert!" — Der Mann tadelte sein Weib und sagte zu ihr: „Dir steckt doch nichts im Kopfe als die Eitelkeit! Den höhern Ständen geziemt eine vornehmere Kleidung. Indessen macht das Kleid den Menschen um nichts besser, und mit den zierlichen Schuhen hat die gute Frau wohl schon manchen harten Tritt thun und manche rauhe Wege gehen müssen."

Der Köhler und die Köhlerin boten der fremden Frau jetzt Milch, Brod und Käse an. Die Frau schlug den Schleier zurück und Beide wunderten sich über die edle, sanfte Gesichtsbildung der Frau. Sie dankte freundlich und ließ das Kind auf dem Schooße aus der irdenen Schale voll Milch trinken. und die hellen Thränen drangen ihr aus den Augen und benetzten die blühenden Wangen, als das Kleine die Schale mit

beiden Händen festhielt und begierig trank. Auch der liebliche Knabe kam herbei und trank auch. Darauf theilte sie von dem Brode aus und dann trank sie erst selbst und aß von dem Brode. Der fremde Mann aber ließ sich besonders den Käse sehr gut schmecken. Während sie aßen, kamen aus allen Hütten die Bewohner, Groß und Klein, herbei, standen im Kreise umher und betrachteten neugierig und wundernd die neuangekommenen Fremden.

Nachdem der alte Mann satt war, bat er flehentlich, die Leute möchten der Frau doch irgend in einer Hütte auf einige Zeit ein kleines Stübchen einräumen; sie werde ihnen nicht zur Last fallen, sondern Alles reichlich bezahlen. „Ach ja," sagte die Frau mit sanfter, lieblicher Stimme, „erbarmt Euch einer unglücklichen Mutter und ihrer zwei kleinen Kinder, die durch ein schreckliches Schicksal aus ihrer Heimath vertrieben wurden." Die Männer traten sogleich zusammen und hielten Rath, was da zu machen sei.

Oben im Thale brach hoch aus röthlichen Marmorfelsen ein Bächlein hervor, stürzte sich, schäumend und weiß wie Milch, von Felsen zu Felsen und trieb eine Mühle, die gleichsam nur so an den Felsen dort hing. Auf der andern Seite des Bächleins hatte der Müller noch ein anderes nettes Häuschen erbaut. Freilich war es, wie alle übrigen Häuser im Thale, nur ganz von Holz, aber gar freundlich anzusehen, von Kirschbäumen lieblich beschattet und von einem kleinen Gärtchen umgeben. Dieses Häuschen bot der Müller der fremden Frau zur Wohnung an.

„Mein neues Hüttchen da droben," sagte er, indem er mit der Hand darauf hinauf zeigte, „räume ich Euch, wie es da steht, herzlich gerne ein. Es ist ganz neu und noch kein Mensch hat darin gewohnt. Ich baute es, um einmal dahin zu ziehen, wenn ich die Mühle meinem Sohne übergeben werde. Wie doch der liebe Gott — ihm sei Dank! — so wunderbar für Euch sorgt! Erst gestern bin ich damit vollends fertig geworden und heute könnt Ihr schon einziehen. Es ist

recht so, als wenn ich es gerade für Euch gebaut hätte. Es wird Euch gewiß gefallen."

Die gute Frau war über dieses freundliche Anerbieten hoch erfreut. Nachdem sie etwas ausgeruht hatte, ging sie sogleich hinauf. Sie trug das kleine Fräulein auf dem Arme und der alte Mann führte den Knaben an der Hand. Der Müller aber besorgte das Maulthier. Die Frau fand das Häuschen, zur großen Freude des Müllers, ganz unvergleichlich. Mit einem Tische, einigen Stühlen und Bettstätten war es schon versehen; schöne Teppiche und prächtige Decken zur Nachtruhe hatte die Frau auf dem Maulthiere mitgebracht. Sie übernachtete daher sogleich da und dankte Gott mit ihren beiden Kindern vor dem Schlafengehen noch herzlich, daß er ihr nach langem Umherirren einen so angemessenen Zufluchtsort habe finden lassen.

„Wer hätte es geglaubt," sagte sie, „daß ich, in Palästen erwachsen, mich noch glücklich schätzen würde, in eine solche Hütte aufgenommen zu werden! Wie nöthig hat auch der Höhere, gegen den Niedrigsten gut und gefällig zu sein! Könnte er auch so hart sein, es nicht aus Menschenfreundlichkeit zu thun, so sollte ihn die Klugheit dazu bewegen; denn kein Mensch weiß, was ihm bevorsteht."

Den andern Morgen kam die Frau in aller Frühe mit ihren kleinen Kindern aus der niedern Wohnung hervor, sich ein wenig in der Gegend umzusehen. Denn am Tage zuvor waren sie allzu müde. Mit Entzücken betrachteten sie die schöne Aussicht in's Thal. Die Hütten der Köhler lagen tief im grünen Thale wie hingesäet, nur immer zwei oder drei beisammen. Das Mühlbächlein schlängelte sich-hell wie Silber mitten hindurch. Die bunten Felsen voll grüner Gesträuche, an denen die Ziegen nagten, hätte man, so wie sie jetzt von der Morgensonne beleuchtet waren, nicht schöner malen können.

Der alte Müller kam, sobald er die Frau mit den Kindern erblickte, sogleich aus der Mühle heraus, den schmalen Steg, der über das Bächlein führte, herüber. „Aber nicht wahr," sagte er, „ein schöneres Plätzchen als dieses, gibt es doch im

ganzen Thale nicht? Hier scheint die Morgensonne immer am ersten hin. Wenn die Hütten unten, wie eben jetzt, noch im schwarzen Schatten liegen, so ist da droben schon Alles von der Sonne wie vergoldet. Ja, wenn oft in dem tiefen, feuchten Thale kaum die Kamine der Hütten aus dem grauen Nebel hervorragen, hat man hier den klaren, blauen Himmel."

Den Kindern der Frau gefiel aber das Mühlrad, das sich beständig so geschäftig umdrehte, am besten. Den Knaben ergötzte besonders das Klappern der Mühle und das Rauschen des Wassers, das wie siedende Milch zu kochen schien.

Das Mädchen hingegen hatte ihre vorzügliche Freude an den funkelnden Edelsteinen von allen Farben, die, wie sie sagte, im Sonnenglanze von dem immer tröpfelnden Rade fielen.

Die Frau brachte den Tag zu, sich einzurichten, so gut es in diesem armen Thale sein konnte. Die Leute wetteiferten, sie mit Lebensmitteln, mit Brennholz, irdenem Küchengeschirre und andern Kleinigkeiten zu versehen. Das Mädchen, das ihr zuerst den Weg in das Thal gezeigt hatte und Martha hieß, kam zu ihr in den Dienst.

„Vor Allem brauche ich Eier," sagte die Frau, als sie sich zum Kochen anschickte. „Sieh' doch, daß Du mir für Bezahlung einige auftreibest." — „Eier?" fragte Martha ganz verwundert. „Je, wozu denn?" — „Närrisches Mädchen," sagte die Frau, „wozu? — zum Kochen. Gehe nur und mache, daß Du bald wieder kommest." — „Zum Kochen," sagte das Mädchen; „aber die Vögelein haben ja nun keine Eilein mehr, und dann wäre es doch auch Schade. Vier Personen hätten ja wohl einige hundert Eilein von Finken oder Hänflingen nöthig, sich satt zu essen." — „Was plauderst Du da?" sagte die Frau; „wer redet denn von den Eierchen der Vögelein? Ich meine Hühnereier." Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte: „Was das für Vögel sind, weiß ich nicht. In meinem Leben habe ich noch keine gesehen." — „O weh," sagte die Frau, „so gibt's bei Euch noch nicht einmal Hühner!"

Denn da die Hühner erst aus dem Morgenlande zu uns gebracht wurden, so war damals in manchen Gegenden ein Huhn wirklich etwas so Seltenes als jetzt ein Pfau. Die Frau wußte sich, da hier auch nichts von Fleischspeisen zu haben war, in ihrer kleinen Küche fast nicht zu helfen. „Ich hätte nie daran gedacht," sprach sie, „was es um ein Ei für eine Wohlthat Gottes ist, bis jetzt, da ich keine haben kann. So ging's mir auf meiner Wanderschaft schon mit hundert Dingen. Mangel und Noth haben doch auch ihr Gutes, indem sie uns auf manche Gabe Gottes, die wir bisher nicht achteten, aufmerksam machen und uns Dankbarkeit lehren." Die gute Frau mußte sehr kümmerlich leben. Die Leute trugen ihr indeß fleißig zu, was sie nur immer glaubten, daß ihr angenehm sein könnte. Wenn der Müller eine schöne Forelle oder ein Köhler ein paar Krametsvögel fing, so brachten sie ihr dieselben sogleich. Die größten Dienste that ihr aber der alte Diener, der mit ihr gekommen war. Sie hatte noch einige goldene Kleinodien und kostbare Edelsteine. Von diesen gab sie ihm von Zeit zu Zeit, und er verreis'te damit und blieb oft mehrere Wochen aus. So oft er zurückkam, brachte er immer Allerlei mit, das er für die Haushaltung eingekauft hatte. Die Leute bemerkten indeß, daß die Frau nach seiner Zurückkunft oft sehr traurig war und rothgeweinte Augen hatte. Sie wären gerne dahinter gekommen, wer sie denn eigentlich sei und woher sie komme; allein sie selbst zu fragen, dazu hatten sie den Muth nicht. Der alte Mann aber sagte ihnen, wenn sie ihn fragten, so seltsame Namen, daß sie dieselben kaum nachsprechen konnten, und sie in einer Viertelstunde schon wieder vergessen hatten, bis sie endlich merkten, daß der muntere Greis sie nur zum Besten habe. Da machten sie sich an den Kleinen. „Sage uns doch," sagten sie zum Knaben, „wie heißt denn Deine Mutter eigentlich? Wir wollen es nicht weiter sagen. Sage es uns in das Ohr." Da sagte ihnen denn das Kind sehr geheimnißvoll, aber auch sehr offenherzig und zutraulich: „Sie heißt eigentlich Mama." Aehnliche Antworten gab auch das Mädchen. Die

Leute mußten es also der Zeit überlassen, dieses Geheimniß zu enthüllen.

Zweites Kapitel.

Gottlob, nun sind doch einmal die Hühner da!

Einmal kam der alte Diener, der Kuno hieß, wieder von einer Reise heim und trug einen Hühnerstall auf dem Rücken. Darinnen waren nun ein Hahn und einige Hennen. Als die Kinder im Thale nun den alten Mann kommen sahen, liefen sie alle zusammen; denn er brachte ihnen immer etwas mit — weißes Brod, getrocknete Pflaumen, ein Pfeifchen, ein Glöcklein für ihre Ziegen, oder sonst eine Kleinigkeit.

Dieses Mal waren die Kinder neugierig, was denn in dem vergitterten Kästchen sei, das fast ganz mit Tuch bedeckt war, so daß man nicht recht hinein sehen konnte. Sie begleiteten ihn bis vor die Thüre der Frau, die mit ihren zwei Kleinen sogleich freudig heraus kam und ihn grüßte. „Gottlob!" rief nun das kleine Fräulein und klatschte in die Hände, „jetzt sind doch einmal die Hühner da!"

Der Mann stellte den Kasten nieder, öffnete das Thürchen, und da kam denn zuerst ein prächtiger Hahn heraus. Die Kinder erstaunten. „Was für ein sonderbarer Vogel das ist!" riefen sie; denn wie man ihn hieße, wußten sie noch nicht. „In unserm Leben haben wir noch keinen so schönen Vogel gesehen. Was er für eine schöne Krone auf dem Kopfe hat, noch schöner roth als Kornblumen; und wie wunderschön bräunlich und gelblich seine Federn schimmern, noch schöner, als reifes Getreide in der Abendsonne; und wie wunderlich er den Schweif trägt, fast wie eine Sichel gekrümmt!" Auch die Hennen gefielen ihnen sehr wohl. Es waren ein Paar schwarze mit hochrothem Kamme, ein Paar weiße mit Schöpfen und ein Paar röthlichbraune ohne Schweif. Die Frau streute den Hühnern einige Hände voll Haferkörner hin, die Hühner pickten sie geschäftig hinweg, und die Kinder

standen und knieten im Kreise umher und sahen mit vergnügten Gesichtern zu.

Als der Hafer aufgefressen war, da schwang mit einem Male der Hahn die Flügel und krähete, und alle Kinder lachten laut zusammen, so freuten sie sich darüber. Und im Heimwege schrien die Knaben alle: „Kikiriki!" und die Mädchen machten es ihnen wohl auch nach, aber doch nicht gar so laut. Als die Kinder heimkamen, erzählten sie von den Wundervögeln, die viel größer seien als die Ringeltauben, ja wohl größer als die Raben, und wie sie so schöne Farben hätten, noch viel schöner als alle Vögel im Walde. „Und," sagte die kleine Marie, Martha's Schwesterlein, „wie sie so ein rothes Käpplein auf dem Kopfe tragen, wie es bisher noch bei keinen Vögeln des Waldes gebräuchlich gewesen." Auch die Eltern wurden neugierig und kamen, die fremden Vögel zu sehen, und waren nicht weniger darüber verwundert.

Nach einiger Zeit ließ sich eine der Hennen zum Brüten an. Martha mußte die Henne täglich füttern. Die Frau zeigte einmal den Kindern aus dem Thale das Nest und die Kinder wunderten sich alle laut über die Menge von Eiern. „Fünfzehn Eier," riefen sie, „die Holztauben legen nur zwei, andere Vögelein nur fünf Eier. O, wie wird diese Henne so viele Junge auffüttern!"

Da die Jungen anfingen, auszukriechen, wollte die Frau den Kindern eine Freude machen, und ließ sie rufen. Es kamen aber, da es eben Feiertag war, auch viele große Leute mit. Sie zeigte ihnen ein aufgepicktes Ei. O, wie freuten sich die Kinder, als das junge Hühnlein so geschäftig pickte, herauszukommen! Die Frau half ihm vollends heraus. Nun war die Verwunderung noch größer, daß das kleine Vögelein schon so schöne gelbe Flaumfederlein habe, so munter aus den schwarzen Aeuglein blicke und sogleich davon laufen könne, da doch andere Vögelein nackt, blind und ganz hülflos zur Welt kämen. „Das ist doch etwas Unerhörtes," sagten die Kinder; „solche Vögel gibt es in der ganzen Welt nicht mehr."

Als die schöne, glänzend schwarze Glucke mit dem purpurrothen Kamme in Mitte ihrer fünfzehn gelbhaarigen Jungen das erste Mal auf dem grünen Rasen herausschritt, da war die Freude der Kinder und Eltern über alle Weise. „Schöneres kann man doch nichts sehen,“ sagte ein Köhler. „Und horcht nur,“ sprach die Köhlerin, „wie die Alte den Jungen lockt und wie die kleinen Dingerchen den Ruf verstehen und sogleich folgen. Es wäre zu wünschen, daß Ihr Kinder auch immer so auf den Ruf ginget.“

Ein Knabe wollte ein junges Hühnlein fangen, um es näher zu betrachten. Das kleine Dingelchen schrie aber kläglich, und auf das Geschrei schoß die Alte plötzlich und mit weit geöffneten Flügeln herbei und flog dem Knaben, der heftig erschrack und jammernd um Hülfe rief, auf den Kopf. Sie hätte ihm wohl die Augen ausgekratzt, wenn er das Junge nicht augenblicklich wieder hätte laufen lassen. Der Vater schmähte den Knaben und die Mutter sagte: „Wie das treue Thier sich seiner Jungen so eifrig annimmt! Menschen könnten sogar von ihm lernen.“

Wenn die Henne nun einen guten Bissen fand, so erhob sie sogleich ein Geschrei und die Jungen eilten alle zusammen. Die Alte zerhackte ihn erst mit ihrem Schnabel und legte ihnen gleichsam vor. Jedermann wunderte sich, daß so junge Thierchen, die kaum über einen Tag alt wären, nicht nur sogleich laufen, sondern auch schon fressen könnten.

Da jetzt die Sonne sich etwas unter die Wolken verbarg, so sammelten sich alle Jungen unter die Alte und versteckten sich da, um sich zu wärmen. „Das ist noch das Allerschönste,“ sagten die Leute. „Es ist gar so artig und munter, wie hier und da ein Köpfchen unter den Flügeln der Henne hervorsieht, oder sich ein Junges hervorwagt und sogleich wieder an einer andern Stelle unter sie hineinkriecht.“

Der Müller, der in seiner weißbestäubten Kleidung in Mitte der schwarzen Köhler sich gar sonderbar ausnahm, aber sich an Einsicht vor ihnen auszeichnete, sprach: „Was es doch ein Wunderding mit diesen fremden Vögeln ist! Wir erblicken

zwar Gott überall in der Natur; aber wenn wir etwas Ungewöhnliches sehen, fällt uns seine Allmacht, Weisheit und Güte doch noch mehr in die Augen. Bedenkt nur, wie gut es ist, daß diese kleinen Vögelein sogleich laufen und fressen können; wenn die Alte so vielen Jungen das Futter im Schnabel zutragen müßte, wie eine Schwalbe, da würde sie nicht fertig; wie gut ist's, daß es schon die Natur der Jungen so ist, den Alten nachzulaufen und ihren Stimmen zu folgen. Liefen sie, weil sie doch auf der Stelle laufen können, sogleich auseinander, die Alte konnte sie nicht mehr zusammen bringen und die Jungen gingen verloren. Besonders wundert mich aber, wo die Henne den Muth hernimmt, ihre Jungen so tapfer zu vertheidigen. Habe ich mich doch oft schon geärgert und sie dumme Thiere gescholten, weil sie alle Mal, so oft ich an ihnen vorbei ging, vor Furcht scheu auseinander flogen, obwohl sie längst merken konnten, daß ich ihnen nichts zu Leide thue. Und nun ist die Natur des Thieres ganz verändert und sie setzt sich gegen einen Mann zur Wehre. Oft hat es mich ergötzt, wie die Hennen um einen Bissen zankten, wie diejenige, die ein größeres Bröcklein fand, so neidig ist und sogleich davon läuft, und wie die andern ihr nachlaufen und es ihr nehmen wollen. Jetzt aber hat sie ihre Gefräßigkeit ganz abgelegt und ruft den Jungen selbst und rührt nichts an, bis alle satt sind. Ich glaube, das gute Thier stürbe lieber selbst Hungers, als daß sie eines ihrer Jungen verhungern ließe. Die zärtliche Sorgfalt, mit der die Henne ihre zarten Jungen umherführt, Futter für sie aufsucht, sie nährt, sie beschützt, sie unter ihren Flügeln wärmt, hat Gott dem Thiere eingepflanzt. So zärtlich ist Gott für diese jungen Hühnlein besorgt! Und wie sollen nun wir verzagen? Sollte er nicht noch mehr für uns besorgt sein? — Freilich sorgt er noch mehr für uns. Darum nur guten Muth, liebe Leute! Gott macht es wohl. Er sorgt für alle seine Geschöpfe, am meisten aber für den Menschen, der in seinen Augen mehr ist, als alle Hühner und alle andern Vögel in der ganzen Welt.

Drittes Kapitel.

Jetzt gibt es Eier im Ueberfluß.

Weil die guten Leute im Thale gegen die fremde Frau immer gar so gefällig gewesen, so war sie schon lange darauf bedacht, ihnen auch wieder eine Freude zu machen und ihre ärmliche Haushaltung zu erleichtern. Die gute Frau hatte daher Eier und Hühner sehr geschont, und da sie nun einen schönen Vorrath von Eiern und auch mehrere Hühner beisammen hatte, schickte sie die Martha in's Thal, alle Hausmütter auf den morgenden Tag, der ein Sonntag war, einzuladen. Sie kamen mit Freuden und in ihrem schönsten Aufputze. In dem kleinen Gärtchen hatte der alte Diener einen ländlichen Tisch mit einigen Bänken bereitet. Hier mußten sie Platz nehmen.

Martha brachte hierauf einen großen Korb voll Eier. Die waren alle so reinlich, daß man kein Flecklein daran sah, und weiß wie Schnee. Die Kohlenbrennerinnen erstaunten und wunderten sich nicht wenig über die Menge von Eiern. „Gottlob!" sagte die Frau, „jetzt gibt es Eier im Ueberfluß, und es ist allerdings ein schöner Anblick, so viele reinliche Eier beisammen zu finden. Nun will ich Euch aber auch zeigen, wie man sie in der Haushaltung benützen kann."

In einer Ecke des Baumgärtchens, unten an einem Felsen, war Feuer angemacht. Eine große Pfanne voll Wasser hing über dem Feuer. Die Frau schlug zuerst ein Ei auf, um zu zeigen, wie es innen aussehe, bevor es in das heiße Wasser komme. Alle betrachteten mit Aufmerksamkeit die schöne, krystallhelle Feuchtigkeit, in der gleich einer gelben Kugel der Dotter schwamm. Nun wurden so viele Eier, als es Gäste waren, weich gesotten. Auf dem Tische war Salz und weißes länglichgeschnittenes Brod in Bereitschaft. Die Frau lehrte sie die Eier öffnen, und nun wunderten sie sich alle, wie das Durchsichtige des Eies so schön weiß wie Milch aussah, und eben so, wie das Gelbe fester geworden. Alle

lobten, indem sie nach Anweisung der Frau die Eier mit dem Brode austunkten, die treffliche Speise. „Da hat man," sagten sie, „Geschirr und Speise sogleich beisammen. Und wie schön und reinlich, wie lieblich weiß und gelb Alles aussieht! Wie schnell, ohne Kunst, ohne allen Aufwand ein Ei gekocht ist! Auch für Kranke könnte man nicht leicht eine wohlfeilere und nahrhaftere Speise finden." Die Frau schlug hierauf Eier in heißes Schmalz. Dieses war für die Köhlerinnen wieder eine neue Erscheinung. „Wie das Gelbe so schön vom Weißen umgeben ist," sagten sie, „wie bei den großen weiß und gelben Wiesenblumen, die man Ochsenaugen nennt." Die Eier wurden nach und nach auf grünen Spinat gelegt, der in einer großen flachen Schüssel bereit stand, und auch diese Speise wurde von Allen gelobt. So machte die Frau noch andere Eierspeisen und unterrichtete die Köhlerinnen, wie die Eier nicht nur an und für sich eine gesunde Speise seien, sondern mit noch größerm Vortheil zur bessern Bereitung anderer Speisen benutzt werden können. Zuletzt wurde schöner, grüner Ackersalat aufgetragen. Kuno brachte einen Teller voll Eier, die schon früher hart gesotten wurden, damit sie indeß wieder kalt würden. Der fröhliche Alte ließ aus Scherz die Eier fallen, daß sie auf dem steinigen Boden herumrollten. Die Köhlerinnen am Tische erschracken, daß sie laut aufschrien. Sie meinten, die Eier würden ausfließen. Aber wie wunderten sich alle, als die Frau die Schalen rein ablös'te und jedes Ei so durchaus hart erschien, daß es sich schneiden ließ! Die Sache schien ihnen ein Wunder. Indeß sagte ihnen die Frau, wie man die Eier hart siede und legte die zierlich geschnittenen Eier auf den Salat, und auch diese Speise schmeckte den Gästen sehr gut.

Nachdem die Mahlzeit geendet war, vertheilte die Frau einige Hähne und mehrere Hennen unter die Hausmütter. Sie sagte ihnen, daß eine Henne des Jahres hundert bis hundert und fünfzig Eier lege, worüber alle erstaunten. „Ueber hundert Eier!" riefen sie; „welch' ein Vortheil in der Haushaltung!" Die guten Hausmütter brachten mit den Hüh-

nern eine große Freude in's Thal; in allen Hütten war Jubel. Alle Leute im Thale segneten die Frau und dankten Gott für das schöne, wohlthätige Geschenk.

Die Hühner waren lange Zeit das tägliche Gespräch. Immer bemerkten die Leute noch etwas Neues daran, das sonderbar und zugleich nützlich war. Die Eigenschaft, daß der Hahn morgens krähe, war den Hausvätern besonders lieb. „Er verkündet so," sagten sie, „den nahen Tag und fordert die Menschen auf, an ihr Tagewerk zu gehen. Es ist ein ganz neues Leben im Thal, wenn man am Morgen die Hähne so zusammen krähen hört, und man geht ordentlich munter an die Arbeit." — „Freilich wohl," sagte der Müller. „Wenn der Hahn aber gegen Mitternacht das erste Mal kräht, so ruft er den lustigen Gesellschaften mit lauter Stimme zu, jetzt sei es die höchste Zeit, sich zur Ruhe zu begeben."

Den Hausmüttern gefiel es noch besonders, daß die Henne es gackernd ankündete, wenn sie ein Ei gelegt hatte. Alle Mal war Freude im Hause, wenn sie sich hören ließ. „So weiß man es doch gleich," sagten sie, „und kann das nützliche Geschenk sogleich in Empfang nehmen."

Hausväter und Hausmütter sagten oft unter einander: „Diese Vögel sind wahrhaftig von Gott eigentlich recht zu Hausthieren geschaffen. Sie halten sich so treulich an das Haus, entfernen sich nie weit davon, kommen, sobald man ihnen lockt, sogleich alle zurück; ja, sie gehen am Abend von selbst heim und warten an der Hausthüre oder Fenster, bis man sie hereinlasse. Nicht nur bringen sie in der Haushaltung einen großen Nutzen, ihr Unterhalt kostet auch sehr wenig. Sie nehmen mit Kleie, mit dem Abfalle vom Gemüse und mit andern schlechten Dingen vorlieb, die man im Hause sonst nicht weiter nützen könnte. Ja, sie gehen von Morgen bis Abend außer dem Hause überall umher und scharren und suchen ihr Futter selbst auf. Viele tausend Körnlein, die besonders zur Erntezeit und bei dem Dreschen verloren gingen, kommen so noch den Menschen zu gut. Die Hennen lesen sie fleißig auf und geben uns Eier dafür. Die ärmste Witt-

we, die sonst kein Hausthier halten könnte, vermag doch noch eine Henne, und das tägliche Ei ist ein tägliches Almosen für sie."

Auch die zwei Kinder der Frau sahen nun ein, woran sie im Ueberflusse nie gedacht hatten, was die Eier für gütige Geschenke Gottes seien. O, wie froh waren sie, als sie hier und da Morgens ein Ei in Milch essen konnten! Wie gut fanden sie nun manche Speise, die ihnen vorher nicht recht genießbar schien, weil das Ei daran fehlte! Wie sehr dankten sie Gott dafür.

Viertes Kapitel.

Das Fest der bemalten Eier, ein Kinderfest.

Indeß gingen Sommer und Herbst vorüber und der Winter kam. Er war, zumal in dieser rauhen Gegend, sehr hart. Die kleinen Hütten im Thale lagen Monate lang wie im Schnee vergraben. Nur die rauchenden Kamine und etwas von den Dächern schauten noch aus der weißen Hülle hervor. Von dem Hohlwege zwischen den Felsen herauf sah man gar nichts mehr. Die Mühle stand still und die Wasserfälle hingen starr und geräuschlos an den Felsen da. Man konnte nur wenig zusammen kommen. Desto größer war die Freude, als der Schnee schmolz und es nun wieder Frühling ward. Die Kinder aus dem Thale kamen sogleich wieder herauf und brachten den beiden fremden Kindern, Edmund und Blanda, die ersten blauen Veilchen und gelben Schlüsselblümchen, die sie im Thale finden konnten; ja, sie flochten ihnen, sobald es mehrere dieser holden Frühlingsblümchen gab, die schönsten blauen und gelben Kränze. „Ich muß," sagte die edle Frau, „den guten Kindern doch auch eine Freude machen; ich will ihnen auf den kommenden Ostertag ein kleines ländliches Kinderfest geben. Denn es ist gar schön, daß man solche Tage den Kindern, so gut man nur immer kann, zu Freudentagen mache. Aber was soll ich ihnen geben? Auf Weihnachten

konnte ich sie mit Aepfeln und Nüssen beschenken, die ich für sie hatte bringen lassen; allein zu dieser Zeit hat man nichts im Hause, als etwa ein Ei. Noch bringt die Natur nichts hervor, das zu genießen wäre. Alle Bäume und Sträuche stehen ohne Früchte und Beeren. Eier sind die ersten Geschenke der wieder auflebenden Natur."

„Aber," sagte Martha, „wenn die Eier nur nicht so ganz ohne alle Farben wären! Weiß ist wohl auch schön. Allein die allerlei Farben der Früchte und Beeren, zumal die schönen, rothen Wangen der Aepfelein, sind doch noch schöner."

„Du bringst mich da auf einen Einfall," sagte die gute Frau, „der nicht gar übel sein mag. Ich will die Eier hart sieden und sie, was sich während des Siedens leicht thun läßt, sogleich färben. Die mancherlei Farben machen den Kindern gewiß große Freude." Die verständige Mutter kannte verschiedene Wurzeln und Moose, die man zum Schönfärben brauchen kann. Sie färbte nun die Eier auf verschiedene Art. Einige wurden schön himmelblau, andere gelb wie Zitronen, andere schön roth, wie das Innere der Rosen. Einige hatte sie mit zarten grünen Blättchen eingebunden, die sich dann auf den Eiern abbildeten und ihnen ein unvergleichlich schönes, buntes Ansehen gaben. Auf einige setzte sie auch einen kleinen Reim.

„Die bemalten Eier," sagte der Müller, als er sie erblickte, „sind gerade recht für das Fest, wo die Natur ihr weißes Kleid ablegt und sich mit allerlei Farben schmückt. Die gute Mutter macht es gerade, wie der liebe Gott, der uns nicht nur schmackhafte Früchte gibt, sondern sie auch noch für das Auge schön und freundlich macht. Wie er die Kirsche roth, die Pflaume blau, die Birne gelb färbt, so macht sie es mit den Eiern."

Der Ostertag war dies Mal ein überaus schöner Frühlingstag, ein wahrer Auferstehungstag der Natur. Die Sonne schien so schön und warm, der Himmel war so rein und blau, daß es eine Lust war und Alles neues Leben fühlte. Die Wiesen im Thale waren bereits schon grün und hier und da bunt von Blumen.

Schon lange vor Anbruch der Morgenröthe hatten die Frau und der alte Kuno sich auf den Weg zur Kirche gemacht, die aber zwei Stunden weit entfernt, jenseits mehrerer Berge lag. Die Väter und Mütter aus dem Thale und die größern Kinder, die so weit gehen konnten, zogen auch mit dahin. Gegen Mittag kam die Frau mit Hülfe des Maulthiers, das Kuno wieder zurückführte, die übrigen Leute aber kamen mit ihren Kindern erst lange nach Mittag, oder gar erst gegen Abend nach Hause.

Sobald die Frau angelangt war, eilten jene Kinder, die man daheim gelassen hatte und mit Edmund und Blanda von ungefähr einerlei Alter und schon lange eingeladen waren, voll Freude herauf.

Die Frau führte sie in das Gärtchen, das Kuno in dem vorigen Jahre sehr verschönert hatte. Nahe an der Felsenwand, auf einem zierlich mit Kies beschütteten Grund, war ein länglicht runder Tisch; der war jetzt mit einem farbigen Teppiche belegt. Rasensitze von jungem, frischem Grün umgaben ihn. Die Kinder setzten sich rings um den Tisch, und mitten unter sie Edmund und Blanda. Alle sahen freundlich und fröhlich aus den Augen und waren voll Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Es war wirklich ein ungemein lieblicher Anblick, den schönen Kreis von gelb- und braunlockigten Köpfchen und alle die blühenden Gesichtchen zu sehen. „So schön ist kein Blumenkranz," sagte die Frau bei sich selbst, „wäre er auch aus den schönsten Rosen und Lilien gewunden."

Nun erzählte ihnen die Frau zuerst sehr schön und deutlich, warum der heilige Ostertag ein so großes Freudenfest sei, und dann wurde eine große irdene Schüssel voll heißer Milch aufgetragen, darein Eier geschlagen waren. Jedes Kind hatte ein neues irdenes Schüsselchen vor sich stehen. Jedes bekam nun seinen Theil und ließ sich's trefflich schmecken. Hierauf führte die Frau die Kinder durch eine Seitenthüre des Gärtchens in das kleine Tannenwäldchen, das an den Garten stieß. Zwischen den jungen Tännchen waren hier und

da schöne grüne Rasenplätze. Da sagte die Frau den Kindern, jedes solle aus Moos, mit dem die Felsen und Bäume umher reichlich bewachsen waren, ein kleines Nestchen machen. Sie gehorchten mit Freuden. Denjenigen Kindern, die nicht zurecht kommen konnten, mußten die geschicktern helfen. Jedes mußte sich sein Nestchen wohl merken.

Nun kehrten die Kinder wieder in den Garten zurück. Aber sieh', da erblickten sie auf dem Tische einen großen Kuchen von Eierbrod, der wie ein großer gewundener Kranz gestaltet war. Jedes bekam nun ein großes Stück Kuchen. Indeß nun die Kinder aßen, schlich Martha mit einem großen Korbe voll gefärbter Eier heimlich in das Wäldchen und vertheilte die Eier in die Nestchen, und die blauen, rothen, gelben oder bunten Eier nahmen sich in den zierlichen Nestchen von zartem grünlichen Moose ungemein schön aus.

Nachdem die Kinder genug gegessen hatten, sagte die Frau: „Nun kommt, jetzt wollen wir nach den Nestchen sehen.“ In jedem Nestchen lagen fünf gleichfarbige Eier und auf einem derselben stand ein Reim. Was da die Kinder für ein Freudengeschrei erhoben! Die Freude und der Jubel ging über alle Beschreibung. — „Rothe Eier,“ rief das eine, „in meinem Nestchen sind lauter rothe Eier.“ — „Und in dem meinigen blaue,“ rief ein anderes; „o, alle schön blau, wie jetzt der Himmel.“ — „Die meinigen sind gelb, wie die Schlüsselblümchen, oder der hellgelbe Schmetterling, der dort fliegt.“ — „Die meinigen,“ rief das vierte, „haben gar alle Farben!“ — „O, das müssen wunderschöne Hühner sein,“ rief ein kleiner Knabe, „weil sie so schöne Eier legen. Die möchte ich einmal sehen.“

„Ei,“ sagte Martha's Schwesterchen, das kleinste aus allen Kindern, „die Hühner legen freilich keine so schöne Eier. Ich glaube gar, das Häschen hat sie gelegt, das aus dem Wachholderbusche heraus sprang und davon lief, als ich dort das Nestchen bauen wollte.“ Und alle Kinder lachten zusammen und sagten im Scherze, der Hase lege die bunten

Eier. Ein Scherz, der sich in manchen Gegenden bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

„O, mit wie wenigem," sagte die Frau, „kann man den Menschen eine große Freude machen! Wer sollte nicht gerne geben, indem ja geben seliger ist als empfangen! — Wer doch noch ein Kind sein könnte! Eine solche Freude empfinden unter den Erwachsenen nur diejenigen, die ihr Herz rein und schuldlos bewahrten. Nur die leben noch im dem Pardiese der Kindheit, diesem Gottesreiche schuldloser Freude."

Nun machte die Frau den Kindern wieder eine andere schuldlose Unterhaltung. Manches Kind, das nur blaue Eier bekam, hätte gerne auch ein rothes oder gelbes gehabt. Denen mit den rothen, gelben oder bunten Eiern ging es eben so. Die Frau sagte daher den Kindern, sie sollten miteinander tauschen. Nur das Ei mit dem Sprüchlein durfte nicht vertauscht werden. Das war jetzt eine neue Freude, da jedes Kind auf diese Art Eier von allen Farben erhielt. „Seht," sagte die Frau, „so muß man einander aushelfen. Wie es mit den Eiern hier ist, so ist es mit tausend andern Dingen. Gott theilte seine Gaben so aus, daß die Menschen einander alle Freude machen und einander immer lieber gewinnen sollten. Möchte doch jeder Tausch oder Kauf wie Euer kleiner Eierhandel beschaffen sein, daß immer beide Theile gewinnen und keiner verliere."

Der kleine Edmund las seinen Reim. Ein Köhlerknabe war darüber voll Erstaunen. Denn damals gab es noch wenige Schulen, und mancher Erwachsene wußte kaum, daß es um das Lesen und Schreiben etwas Schönes und Nützliches sei. Der Köhlerknabe wollte nun sogleich wissen, was denn auf seinem Ei geschrieben stehe. „O, ein unvergleichlich schönes Sprüchlein," sagte die Frau. „Höre einmal: Für Speis' und Trank dem Geber Dank!" Sie fragte die Kinder, ob sie dieses immer gethan hätten? Jetzt fiel es ihnen erst ein, Gott für die fröhliche Mahlzeit und die schönen Eier zu danken, was sie dann nach Anleitung der Frau auch sogleich von Herzen thaten.

Nun wollte aber jedes Kind wissen, was auf seinem Ei stehe. Alle drängten sich um die Frau. Alle die kleinen Händchen und in jedem Händchen ein Ei waren gegen sie ausgestreckt. Alle riefen wie mit einem Munde: „Was steht auf meinem?“ — „Was auf meinem?“ — „Wie heißt meines?“ — „O, meines zuerst lesen!“ Die Frau mußte Friede machen und die Kinder in einen Kreis stellen. Jetzt las sie in der Reihe herum ein Sprüchlein nach dem andern. Jedes Kind war voll Begierde, zu wissen, wie sein Reimlein heiße. Alle horchten auf die Frau und wandten kein Auge von ihr, wenn sie wieder ein Sprüchlein las.

Die Reimlein bestanden nur immer aus einigen Wörtern. Alle zusammen, sowohl auf den Eiern, die sie jetzt, als auf jenen, die sie nachher noch austheilte, waren ungefähr folgende.

1. Nur Eins ist Noth,
Kind: liebe Gott!

2. Gott sieht Dich, Kind;
D'rum scheu' die Sünd'.

3. Für Speis' und Trank
Dem Geber Dank.

4. Ein dankbar' Herz
Flammt himmelwärts.

5. Vertrau' auf Gott,
Er hilft in Noth.

6. Höchst elend ist,
Wer Gott vergißt.

7. Wer Jesum ehrt,
Thut, was er lehrt.

8. Gebet und Fleiß
Macht gut und weis'.

9. Fromm, gut und rein,
Drei Edelstein.

10. Ein gutes Kind
Gehorcht geschwind.

11. Bei'm Eigensinn
Ist kein Gewinn.

12. Ein reines Herz
Erspart viel Schmerz.

13. Kind, wirst Du roth,
So warnt Dich Gott.

14. Wie Rosen blüht
Ein rein' Gemüth.

15. Bescheidenheit
Das schönste Kleid.

16. Wer Lügen spricht,
Dem glaubt man nicht.

17. Die Heuchelei,
Ein faules Ei.

18. Verdientes Brod
Macht Wangen roth.

19. Unmäßig sein
Bringt Schmach und Pein.

20. Geiz macht ein Herz
Zu Stein und Erz.

21. Ein frommer Mann
Hilft, wo er kann.

22. Zorn, Haß und Neid
Bringt Dir nur Leid.

23. Still, sanft und mild,
Ein gold'ner Schild.

24. Geduld im Leiden
Bringt Himmelsfreuden.

25. Gutsein, nicht Gold,
Macht lieb und hold.

26. Ein gut Gewissen,
Ein sanftes Kissen.

27. Wer Gutes thut,
Hat frohen Muth.

28. Zur Ewigkeit
Sei stets bereit.

29. Weltlust vergeht,
Tugend besteht.

30. Den Frommen lohnen
Dort ewige Kronen.

Jedes Kind gab sich alle Mühe, sein Reimlein zu merken, und wiederholte es in der Stille immer bei sich selbst, um es nicht zu vergessen.

Die Frau fragte nun in der Reihe herum, ob jedes sein Sprüchlein noch wisse. Hier und da mußte sie ein wenig nachhelfen. Aber bald wußte jedes das seinige schön und deutlich zu sagen. Ja, viele merkten auch die Reimlein der übrigen. Nach und nach wußte fast jedes Kind alle Reime auswendig. Wenn man nur das erste Wort nannte, so wußten sie fast alle Mal das Sprüchlein bis an's Ende zu sagen, und wenn man ihnen die erste Häifte sagte, so wußten sie die zweite ganz sicher. So viel auf ein Mal und so leicht, unter Lust und Lachen, hatten die Kinder noch nie gelernt.

Die Väter und Mütter und die andern Kinder, die indessen nach Hause gekommen waren und den lauten Jubel, der in das Thal hinabscholl, vernahmen, eilten herauf, zu sehen und zu hören, was es denn gebe, und waren ganz erstaunt. „So viel," sagten sie, „lernen ja die Kinder zu Hause kaum in einem halben Jahre auswendig, als sie hier in einer halben Stunde gelernt haben. Es bleibt doch wahr: „Lust und Liebe zu einem Ding, macht alle Müh' und Arbeit 'ring." — „Aber den Kindern Lust zu machen," sagte der Müller, „das ist das Kunststückchen; da steckt's. Das heißt einmal viel gelernt. Das ist ja eine ganze Sittenlehre für Kinder im Kleinen. Wie die Frau doch mit den Kindern umzugehen weiß!"

Die Frau beschenkte nun auch die übrigen Kinder mit bunten Eiern und mit Kuchen und sagte noch zu allen: „Die gefärbten Eier möget Ihr zu Hause essen; nur die mit dem

Sprüchlein müßt Ihr zum Andenken aufbewahren." — „Die essen wir freilich nicht," sagten die Kinder; „die heben wir auf. Das Sprüchlein ist ja mehr werth als das Ei." — „Das ist es wahrhaftig," sagte die Frau, „wenn Ihr das befolgt, was es Euch lehrt."

Sie ermahnte die Eltern nun, die Kinder bei guter Gelegenheit an die Sprüchlein zu erinnern. Die Eltern thaten's. Wenn ein Kind nicht sogleich auf das Wort folgen wollte, erhob der Vater den Finger und sagte: „Ein gutes Kind" — und das Kind sprach: „gehorcht geschwind," und gehorchte dann auch geschwind. Wenn ein Kind Miene machte, zu lügen, sprach die Mutter: „Wer Lügen spricht, dem glaubt man nicht," fuhr das Kind erröthend fort und schämte sich zu lügen. Und so machten die Eltern es auch mit den übrigen Reimen.

Die Kinder sagten noch gar oft, in ihrem Leben hätten sie keinen so vergnügten Tag gehabt. „Nun," sagte die Frau alle Mal, „so thut nur fleißig, wie es in dem Sprüchlein heißt, und dann gebe ich Euch alle Jahre ein solches Eierfest. Wer aber böse ist und nicht folgt, darf nicht dazu kommen. Denn es soll nur ein Fest für gute Kinder sein." O, wie waren da die Kinder im Thale so gut und so folgsam!

Fünftes Kapitel.

Ein paar Eier — mehr werth, als wenn sie von Gold wären.

Unter den Zuschauern, die dem kleinen Kinderfeste beiwohnten, hatte die Frau einen fremden Jüngling bemerkt, der in dem Kreise fröhlicher Menschen ganz traurig da stand. Der Jüngling mochte etwa im sechszehnten Jahre sein. Er war nur sehr ärmlich gekleidet, allein von einem sehr edeln Aussehen und von einer blühenden, unverdorbenen Gesichtsfarbe; seine schönen gelben Haare hingen bis auf die Schultern herab, und in der Hand hatte er einen langen Wanderstab.

Nachdem sich die meisten Zuschauer zerstreut hatten, fragte die Frau voll Mitleiden, warum er denn so traurig sei. „Ach," sprach der Jüngling, und die hellen Thränen standen ihm in den Augen, „mein Vater, der ein Steinhauer war, ist erst vor drei Wochen gestorben. Meiner Mutter und meinen zwei kleinen Geschwistern geht es nun sehr hart. Mich will der Bruder meiner Mutter annehmen und mich das Handwerk meines Vaters, das er auch treibt, lehren, damit ich die Mutter erhalten und mich in der Welt fortbringen könne. Zu diesem reise ich jetzt. Ich komme schon zwanzig Stunden weit her und habe fast noch so weit zu gehen. Denn der Vetter wohnt weit hin in einer andern Gegend des Gebirgs."

Die Frau wurde, besonders da ihr eigenes Schicksal dem Schicksale der armen Wittwe des Steinhauers in etwas ähnlich war, sehr gerührt. Sie gab ihm Milch mit Eiern und Eierkuchen zu essen und schenkte ihm Einiges, seine Mutter damit zu unterstützen. Edmund und Blanda hatten auch großes Mitleiden mit ihm. „Da," sagte Blanda, „bring' dieses rothe Ei Deinem kleinen Schwesterchen und grüße sie mir recht freundlich." — „Und," sagte Edmund, „dieses blaue Ei bringe Deinem Brüderchen zum Gruße und sage ihm, er solle uns einmal heimsuchen; wir wollen ihm dann auch Milchsuppe und Eierkuchen auftischen." Die Mutter lächelte, holte noch ein bemaltes Ei und sagte: „Dieses Ei da gib Deiner Mutter. Das Sprüchlein darauf ist der beste Trost, den ich ihr geben kann: Vertrau' auf Gott! Er hilft in Noth. Und so wird ihr das Ei kein unangenehmes Geschenk sein. Ja, wenn sie das Sprüchlein befolgt, so ist es das beste Geschenk von der Welt, das man ihr nur immer machen kann."

Der Jüngling dankte herzlich. Der Müller behielt ihn über Nacht, und am andern Morgen, da die Spitzen der Felsen, die das Thal einschlossen, sich rötheten, setzte er seinen Stab weiter, nachdem der Müller ihm zuvor Haberbrod und Ziegenkäse in seinem Quersack gesteckt hatte.

Fridolin, denn so hieß der Jüngling, wanderte durch das

Gebirg, über hohe Felsen und durch tiefe Thäler rüstig fort. Am Abende des dritten Tages war er nur noch ein paar Stunden von der Wohnung des Vetters entfernt. Aber siehe da, als er so auf schmalem Wege, längs einer himmelhohen Felsenwand hinkletterte und in die tiefe, schauerliche Kluft zwischen den buschigen Felsen mit Grausen hinabschaute, erblickte er auf ein Mal ein aufgezäumtes und gesatteltes Pferd; die Decke war schön purpurroth und der Zügel schien lauter Gold. Das Pferd aber schaute zu ihm herauf und wieherte, als freute es sich, einen Menschen zu sehen und als wollte es ihn mit lautem Jubel willkommen heißen.

„Alle Welt," sagte der Jüngling, „wie kommt das edle Thier in diese tiefe Schlucht hinab? Allem Anschein nach gehört es einem Ritter zu. Wenn dem Herrn, dem es angehört, nur kein Unglück begegnet ist! Ein gesatteltes Pferd ohne Reiter an einem solchen Orte ist immer ein Anblick, über den man erschrickt. Mir wird ganz bange; ich muß doch einmal nachsehen." Er versuchte lange vergebens, hinab zu klettern, obwohl er im Bergsteigen sehr geübt war. Endlich fand er einen Steig zwischen den Felsen, den ein wildes Bergwasser ausgehöhlt hatte, der aber jetzt trocken lag, und kam glücklich hinunter. Da sah er einen Mann von edlem Aussehen und ritterlicher Kleidung unter einem überhangenden Felsen liegen. Sein glänzender Helm mit dem prangenden Federbusche lag neben ihm und der Spieß steckte daneben. Der Mann aber sah sehr blaß aus und der Jüngling wußte nicht, ob er nur schlafe oder gar todt sei. Mitleidig ging er zu ihm hin, faßte ihn freundlich bei der Hand und sagte: „Fehlt Euch etwas, lieber Herr?"

Der Mann schlug die Augen auf, blickte den Jüngling starr an, seufzte und versuchte, zu reden. Aber er konnte kein Wort hervorbringen. Da deutete er mit der Hand an den Mund und dann auf den Helm, der neben ihm lag. Fridolin verstand, daß er trinken wolle, nahm den Helm und ging, Wasser zu holen. Ein paar graue Weidenbäume tief in einem Winkel der Schlucht verriethen ihm, daß Wasser in der

Nähe sein müsse. Er ging hin, fand feuchten Grund, wand sich eine Strecke zwischen Felsen und Gesträuchen hinauf, und siehe, da rann ein kleines Quellchen, hell wie Krystall, aus einem moosigen Felsen hervor. Fridolin füllte den Helm und eilte dem Durstenden zu. Er trank öfter und in langen Zügen. Nach und nach kam ihm die Sprache wieder. „Gott sei Dank!“ war sein erstes Wort. „Und auch Dir Dank, freundlicher Jüngling!“ fuhr er mit heiserer Stimme fort, indem er den Kopf auf die Hand stützte. Dich hat mir Gott zugesendet, damit ich nicht verschmachtete. — Aber wie mich jetzt hungert! Hast Du nicht einen Bissen Brod bei Dir?“

„O, mein Gott,“ rief Fridolin, „wenn ich es nur früher gewußt hätte! Haberbrod und Ziegenkäse, die ich im Quersacke trug, sind rein aufgezehrt. Doch halt, halt,“ rief er jetzt freudig aus, „da habe ich ja noch die Eier. Die sind eine gesunde, nahrhafte Speise. Er setzte sich zu dem Manne auf den reichlich mit Moos bewachsenen Boden, langte die gefärbten Eier aus seinem Quersacke heraus, machte sogleich eines von der Schaale los, schnitt es mit seinem Taschenmesser, gleich Apfelschnitzchen, in länglichte Stücklein und gab ein Stückchen nach dem andern dem Manne. Der Mann aß begierig, trank dann wieder dazwischen und aß dann wieder.

Fridolin wollte das dritte Ei auch aufklopfen; aber der Mann sagte: „Laß es gut sein. Zu viel auf ein Mal essen, besonders nachdem man lange gehungert, ist nicht gut. Ich habe für jetzt genug. So gut hat es mir in meinem Leben noch nie geschmeckt. Es war ein Königsmahl. Ich fühle mich, Gott sei Dank! schon kräftiger,“ fuhr er fort und setzte sich vollends auf. „O, wenn Du nicht gekommen wärest, so wär' ich diese Nacht sicher verschmachtet.“

„Aber,“ sagte Fridolin, indem er den hellen Panzer und die Kleidung von prächtigen Farben näher betrachtete, „wie kommt Ihr, edler Ritter, mit Euerm Pferde denn in diese schauerliche Schlucht hinab?“

„Ich bin nur ein Edelknecht,“ sagte der Mann, „und

reise schon mehrere Wochen in Angelegenheiten meines Herrn weit umher. Da habe ich mich in diesem waldigen Gebirge verirrt. Die Nacht überfiel mich. Auf ein Mal stürzte ich in der Finsterniß sammt meinem Pferde den steilen Abhang dort herunter in diese Tiefe. Dem Pferde, das gut auf den Beinen ist, geschah nichts. Aber ich habe mich da an dem Fuße beschädigt, daß ich nicht mehr gehen und mich nicht einmal mehr auf das Pferd schwingen kann. Indeß ist es ein Wunder, daß Mann und Roß nicht sogleich zu Grunde gingen. Ich kann Gott nicht genug danken. Ich verband mir die Wunde; aber das Wundfieber setzte mir hart zu. Ich hatte mich schon darein ergeben, zwischen diesen Felsen Hungers zu sterben. Da erscheinst Du mir, guter Jüngling, wie ein Engel des Himmels. Sage doch an, wie kommst Du hierher in diese menschenleere, einsame Wüste?"

Fridolin erzählte, und der Mann hörte aufmerksam zu und that dazwischen allerlei Fragen. „Wunderlich," sagte er, indem er auf die Eierschalen zeigte, die auf dem Moose umherlagen, „daß sie so schön roth und blau sind. Ich habe noch nie solche Eier gesehen. Wie, laß mich das Ei, das noch ganz ist und das Du wieder in den Quersack stecktest, doch noch ein Mal näher betrachten."

Fridolin gab es ihm und erzählte, wie er dazu gekommen. Der Mann betrachtete das Ei sehr aufmerksam und die Thränen drangen ihm in die Augen. „Mein Gott," sagte er, „was da auf dem Ei steht, ist wohl recht wahr: Vertrau' auf Gott! Er hilft in Noth. Das habe ich jetzt erfahren. Mit heißer Inbrunst flehte ich in diesem Abgrunde zu Gott um Hülfe, und er hat mein Flehen erhört. Seine Güte sei dafür dankbar gepriesen! Gesegnet seien die guten Kinder, die die Eier schenkten! O, sie dachten wohl nicht, daß sie damit einem fremden Manne das Leben retten würden. Gesegnet sei die gute Frau, die auf dieses Ei hier den tröstlichen Reim schrieb!"

„Du," fuhr er fort, „gib das Ei mir. Ich will es aufheben, damit ich den schönen Spruch, der sich an mir so

schön bewährte, immer vor Augen haben kann. Ja, meine Kinder und Kindeskinder sollen noch im Vertrauen auf Gott gestärkt werden, so oft sie das Ei erblicken und den Spruch lesen. Vielleicht erzählen nach hundert Jahren meine Urenkel noch davon, wie wunderbar Gott ihren Urgroßvater durch ein paar Eier vom Hungertode gerettet habe. — Ich will Dir für die Eier etwas anderes geben." Er zog seinen Geldbeutel heraus und gab ihm für jedes Ei, das er gegessen hatte, ein Goldstück, für das mit dem schönen Reim aber zwei. Fridolin wollte ihm das Ei zwar nicht lassen; der Mann aber bat so lange, bis er es ihm gab.

„Doch sieh'," sagte der Mann jetzt, indem er an der Felsenwand hinauf blickte, „es will Abend werden, und die Felsen und Gesträuche da oben schimmern in der Abendsonne schon wie rothes Gold. Versuch' es doch einmal, mir auf das Pferd zu helfen. Der Weg, auf dem Du herkamst in diese fürchterliche Schlucht, wo die Sonne nie hinscheint, läßt mich doch einen Ausgang hoffen."

Fridolin half ihm auf das Pferd und führte es am Zügel. Sie kamen durch den Hohlweg mit vieler Mühe, aber dennoch glücklich herauf. O, wie sich da der Mann freute, als er die Sonne wieder erblickte und Wald und Gebirg umher, von ihren glühendrothen Strahlen herrlich beleuchtet!

„Zu meinem Vetter," sagte Fridolin, „kommen wir jetzt wohl noch. Ich gehe einen starken Schritt und Euer Pferd bleibt gewiß nicht zurück. Der Vetter wird Euch mit Freuden aufnehmen; er ist ein braver Mann. Ihr findet nicht nur eine gute Nachtherberge, sondern sicher auch, bis Ihr wieder hergestellt seid, eine liebreiche Pflege."

Mit anbrechender Nacht kamen sie in der Hütte des ehrlichen Steinhauers an. Er nahm den Edelknecht mit Freuden auf und klopfte seinem jungen Vetter Fridolin auf die Schulter, daß er so brav und gut gehandelt habe. — Fridolin trug seine Bedenklichkeiten vor, daß er nicht Wort halten und seiner Mutter und seinen Geschwistern die gefärbten Eier nicht senden könne. „Ach, was Eier!" sagte Fridolin's Vetter.

„Ich weiß zwar nicht, was Du alles von rothen und blauen und bunten Eiern daher schwatzest, oder was diese Eier vor andern Vogeleiern, deren viele gewiß noch weit schöner und zarter bemalt sind, besonders haben sollen, aber wären sie auch pures Gold, so wären sie dennoch wohl fort, da nur der brave Mann hier nicht Hungers sterben durfte und Du einmal ein braver Kerl wirst. Du hast gehandelt, wie der wohlthätige Samariter und ich will nun den Wirth machen. Aber bezahlen darfst Du mir nichts," setzte er noch lächelnd hinzu. „Hörst Du?"

Der Edelknecht zeigte das Ei mit dem Spruche. „Es ist wunderschön," sagte der Vetter zu Fridolin. „Indeß laß ihm's nur; das Gold da wird Deiner Mutter lieber sein. Komm', ich will es Dir auswechseln!" Der Jüngling erstaunte über die Menge Münze, die er dafür bekam; denn er hatte das Gold nicht gekannt. „Sieh'," sagte der Vetter, „auch an Deiner Mutter wird der Spruch wahr: Gott hilft in Noth. Der Spruch ist mehr werth, als all' das Gold. Es ist indeß gut, daß man den Spruch auch ohne das Ei merken kann. Vergiß ihn daher Dein Leben lang nicht."

Der Edelknecht blieb so lang, bis er ganz gesund war, und beschenkte, ehe er aufsaß, noch Alle im Hause reichlich.

Sechstes Kapitel.

Ein Ei, das wirklich in Gold und Perlen gefaßt wird.

Den Frühling und Sommer über fiel in dem Thale nichts Besonderes vor. Die Kohlenbrenner bauten ihr kleines Feld und gingen fleißig in den Wald, Kohlen zu brennen; ihre Weiber besorgten die Haushaltung und zogen viele Hühner, und die Kinder fragten sehr oft, ob es wohl nicht bald wieder Ostern sei. Die edle Frau aber war jetzt manchmal sehr traurig. Ihr alter, treuer Diener, der sie hierher begleitet hatte und Anfangs von Zeit zu Zeit bald größere, bald kleine-

re Reisen machte und ihre Geschäfte besorgte, konnte das Thal schon lange nicht mehr verlassen; denn er fing an, zu kränkeln. Ja, als es Herbst ward und die Gesträuche an den Felsen umher bereits bunte Blätter hatten, konnte er kaum mehr vor die Thüre, um sich, was er gerne that, ein wenig zu sonnen. Die Frau vergoß aus Mitleid mit dem guten alten Manne und aus Besorgniß, ihre letzte Stütze zu verlieren, manche stille Thräne. Auch das fiel ihr schwer, daß sie nun durch ihn von ihrem Vaterlande keine Nachricht mehr erhalten konnte und in diesem abgelegenen Thale von der ganzen übrigen Welt abgeschieden war.

Um diese Zeit setzte aber noch ein anderes Ereigniß die gute Frau in nicht geringe Aengsten und Schrecken. Die Kohlenbrenner kamen eines Morgens aus dem Walde heim und erzählten, als sie die vergangene Nacht wohlgemuth bei ihren brennenden Kohlhaufen gesessen wären, da seien auf ein Mal vier fremde Männer zu ihnen gekommen, die eiserne Kappen auf dem Kopfe und eiserne Wammse angehabt und große Schwerter an der Seite und lange Spieße in der Hand geführt hätten. Sie hätten sich Dienstleute des Grafen von Schroffeneck genannt, der mit vielen Reisigen in dem Gebirge angekommen sei. — Sie hätten sich auch nach Allem in der Gegend wohl erkundigt. Der Müller eilte mit dieser Neuigkeit sogleich zu der Frau, die eben an dem Bette des kranken Kuno saß. Sie wurde, als der Müller den Namen Schroffeneck nannte, todtenbleich und rief! „O, Gott, der ist mein schrecklichster Feind! Ich glaube nichts Anderes, als er stellt mir nach dem Leben. Die Kohlenbrenner werden den fremden Männern meinen Aufenthalt ja doch nicht entdeckt haben?" Der Müller versicherte, so viel er wisse, sei von ihr gar nicht die Rede gewesen. Die Männer hätten sich an dem Feuer nur gewärmt und seien gegen Tag wieder weiter gegangen. Daß sie aber noch in dem Gebirge umher streiften, sei dennoch gewiß.

„Lieber Oswald!" sagte die Frau zum Müller, „ich habe, seit Ihr mich in Euer Haus aufnahmet, Euch immer als ei-

nen gottesfürchtigen, rechtschaffenen, redlichen Mann kennen gelernt. Euch will ich daher meine ganze Geschichte anvertrauen und Euch die große Angst entdecken, die jetzt mein Herz erfüllt; denn auf Euern guten Rath und auf treuen Beistand mache ich sichere Rechnung."

„Ich bin Rosalinde, eine Tochter des Herzogs von Burgund. Zwei angesehene Grafen warben um meine Hand, Hanno von Schroffeneck und Arno von Lindenburg. Hanno war der reichste und mächtigste Herr weit umher und hatte viele Schlösser und Kriegsleute; allein er war nicht gut und edel. Arno war wohl der tapferste und edelste Ritter im Lande, allein in Vergleich mit Hanno arm; denn er hatte von seinem edeln, uneigennützigen Vater nur ein einziges alterndes Schloß geerbt, und war auch gar nicht darauf bedacht, durch Gewalt mehrere andere an sich zu reißen. Ihm gab ich, mit Gutheißen meines Vaters, meine Hand und brachte ihm eine schöne Strecke Landes mit mehrern festen Schlössern zum Brautschatze. Wir lebten so vergnügt, wie im Himmel.

Hanno von Schroffeneck faßte aber einen grimmigen Haß gegen mich und meinen Gemahl und wurde uns todtfeind. Indeß verbarg er seinen Groll und ließ ihn nicht in öffentliche Feindseligkeiten ausbrechen. Nun mußte mein Gemahl mit dem Kaiser in den Krieg gegen die wilden heidnischen Völker ziehen. Hanno hätte den Zug auch mitmachen sollen. Allein unter allerlei Vorwänden wußte er seine Rüstungen zu verzögern, blieb zurück und versprach blos, dem Heere so bald möglich zu folgen. Während nun mein Gemahl mit seinen Leuten an den fernen Grenzen für sein Vaterland kämpfte und Alle genug zu thun hatten, den übermächtigen Feind abzuhalten, brach der treulose Hanno in unser Land ein und Niemand war, der sich ihm widersetzen konnte. Er verwüstete Alles weit umher und erstürmte ein festes Schloß nach dem andern. Mir blieb nichts übrig, als mit meinen zwei lieben Kindern heimlich zu entfliehen. Mein guter alter Kuno war mein einziger Schutzengel auf dieser gefährlichen

Flucht, auf der ich keinen Augenblick von Hanno's Nachstellungen sicher war. Er führte mich in dieses Gebirg, wo ich in diesem vor aller Welt verborgenen Thale einen so ruhigen Aufenthalt fand.

Hier wollte ich nun weilen, bis mein Gemahl aus dem Kriege zurückkommen und unsere Habe dem unrechtmäßigen Besitzer wieder entreißen würde. Von Zeit zu Zeit zog Kuno aus dem Gebirge in die bewohnte Welt, Kunde vom Kriege einzuholen. Allein immer kehrte er mit traurigen Nachrichten zurück. Immer noch waltete der böse Hanno in unserm Lande, immer noch dauerte der Krieg an den Grenzen mit abwechselndem Glücke fort. Nun aber ist schon bald ein Jahr, daß mein guter Kuno krank ist, und seit der Zeit weiß ich nichts mehr von meinem theuern Vaterland und von meinem lieben Gemahl. Ach, vielleicht fiel er schon lange unter dem Schwerte der Feinde! Vielleicht kam Hanno, der mit seinen Leuten so nahe ist, meinem geheimen Aufenthalte auf die Spur — und was wird dann aus mir werden? Der Tod wäre noch das Beste, was mir begegnen könnte. — —

O, redet doch mit den Köhlern, lieber Oswald, daß sie mich doch nicht verrathen!" — „Was, verrathen?" sagte der Müller. „Ich stehe Euch gut für alle; jeder gäbe sein Leben für Euch. Ehe der von Schroffeneck Euch etwas zu leid thun sollte, muß er es mit uns Allen aufnehmen. Seid daher außer Sorgen, edle Frau!" Eben so sprachen die Kohlenbrenner, als ihnen der Müller die Sachen vortrug. „Er soll nur kommen," sagten sie, „dem wollen wir mit unsern Schürhacken den Weg weisen."

Die gute Frau brachte indeß ihr Leben unter beständigen Sorgen und Aengsten zu. Sie getraute sich kaum mehr aus der Hütte und ließ auch keines ihrer Kinder mehr vor die Thüre. Ihr Leben war sehr betrübt und kummervoll. Da es aber in dem Gebirge wieder ruhig wurde und man von den geharnischten Männern nichts mehr sah und hörte, wagte sie es einmal, einen kleinen Spazirgang zu machen. Es war nach langem Regen gar ein schöner lieblicher Tag spät im

Herbste. Einige hundert Schritte von ihrer Hütte war eine Art ländlicher Kapelle. Sie war nur aus rohen Tannenästen erbaut und an der Vorderseite ganz offen. In der Kapelle sah man die Flucht nach Egypten, ein sehr liebliches Gemälde, das Kuno einmal von einer seiner Wanderungen mitgebracht hatte, die gute Frau über ihre eigene Flucht zu trösten. Hinter der Kapelle erhob sich eine hohe Felsenwand, und vor der Kapelle standen einige schöne Tannen und beschatteten den Eingang derselben. Das Plätzchen hatte so etwas Stilles und Trauliches, daß man mit Wehmuth und Freude hier verweilte. Ein angenehmer Weg zwischen grünen Rasen, zwischen malerischen Felsen und Gesträuchen führte dahin. Dies war ihr liebster Spazirgang. Sie ging, nicht ganz ohne Bangigkeit, auch dieses Mal dahin. Sie kniete mit den Kindern einige Zeit auf dem Betstuhle am Eingange der Kapelle. Die Aehnlichkeit ihres Schicksals mit der göttlichen Mutter, die auch mit ihrem Kinde in ein fremdes Land flüchten mußte, rührte sie und manche Zähre floß von ihren Wangen. Sie betete eine Zeit und setzte sich dann auf die Bank. Ihre Kinder pflückten indeß an den Felsen umher Brombeeren, freuten sich, daß jede Beere gleichsam ein kleines, glänzendschwarzes Träubchen bilde, und entfernten sich nach und nach ziemlich weit.

Als nun die Frau so einsam da saß, sieh', da kam ein Pilgersmann zwischen den Felsen hervor und näherte sich der Kapelle. Er hatte nach Art der Pilger ein langes schwarzes Gewand an und einen kurzen Mantel darüber. Sein Hut war mit schönfarbigen Meermuscheln geziert, und in der Hand führte er einen langen weißen Stab. Er war, wie es schien, sehr alt, aber doch ein stattlicher, sehr wohl aussehender Mann. Seine langen Haare, die auf beiden Seiten der Scheitel schlicht herab hingen, und sein langer Bart waren weiß wie Schneeblüthe, aber seine Wangen noch röther als die schönsten Rosen. Die Frau erschrack, als sie den fremden Mann sah. Er grüßte sie ehrerbietig und fing ein Gespräch mit ihr an. Sie aber war in ihren Reden sehr vorsichtig und zurückhal-

tend. Sie blickte ihn nur sehr schüchtern an, als wollte sie ihn erst ausforschen, ob sie ihm, als einem ganz Fremden, wohl auch trauen dürfe.

„Edle Frau,“ sagte endlich der Pilger, „habt keine Furcht vor mir. Ihr seid mir nicht so fremd, als Ihr denket. Ihr seid Rosalinde von Burgund. Ich weiß auch gar wohl, was für ein hartes Schicksal Euch zwang, zwischen diesen rauhen Felsen eine Zufluchtsstätte zu suchen. Auch Euer Gemahl, von dem Ihr nun schon drei Jahre getrennt seid, ist mir recht wohl bekannt. Seit Ihr hier in dieser abgelegenen Gegend wohnt, hat sich in der Welt Vieles geändert. Wenn Euch je noch daran liegt, von dem guten Arno von Lindenburg zu hören, und das Andenken an ihn in Euerm Herzen noch nicht erloschen ist, so kann ich Euch die fröhlichsten Nachrichten von ihm mittheilen. Es ist Friede; mit Siegeskränzen geschmückt kehrt das christliche Heer zurück. Euer Gemahl hat seine geraubten Festen wieder erobert. Der Bösewicht Hanno rettete sich mit genauer Noth in dieses Gebirg, und auch aus diesem hat er sich schon weiter flüchten müssen. Der innigste Wunsch Euers Gemahls ist nun, Euch, seine geliebte Gattin, wieder aufzufinden.“

„O, Gott,“ rief jetzt die Frau, „welch' eine Freudenbotschaft! O, wie dank' ich Dir, lieber Gott!“ Sie sank auf die Knie, und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen. „Ja,“ sprach sie, „Du, guter Gott, hast meine heißen Thränen gesehen, meine stillen Seufzer vernommen, mein unaufhörliches Flehen erhört. — O, Arno, Arno, daß mir doch bald der selige Augenblick würde, Dich wieder zu sehen und Dir Deine Kinder, die bei Deiner Abreise noch ganz unmündig waren, vorzuführen, damit Du nun aus ihrem Munde das erste Mal den holden Vaternamen vernehmest!“

„Ja wohl zweifeln, Du fremder Mann,“ sagte sie zum Pilger, „ob ich meines Gemahls noch gedenke, ob nicht sein Andenken in meinem Herzen erloschen? — O, meine Kinder,“ rief sie jetzt ihren zwei Kleinen zu, die schüchtern in einiger Entfernung standen und den fremden Mann neugie-

rig betrachteten, „o, kommt hierher!“ Beide Kinder kamen eilig.

„Du, Edmund,“ sprach sie jetzt zum Knaben, indem sie das Kind küßte und ermunterte, nicht scheu, sondern hübsch dreist zu sein, „sage dem Manne hier das kleine Gebet, das wir alle Morgen für den Vater beten.“ Der Kleine faltete, als ob es allzeit so sein müßte, auch wenn man es nur auswendig hersagte, andächtig die Hände und sprach mit sichtbarer Rührung, die Augen zum Himmel gerichtet, laut und mit Ausdruck: „Lieber Vater im Himmel! sieh' auf uns zwei arme Waislein herab! Unser Vater ist im Kriege. O, laß ihn nicht umkommen! O, wir wollen auch recht fromm und gut sein, damit der liebe Vater Freude habe, wenn er uns einmal wieder sieht. Ach ja, erfülle unsere Bitte!“

„Und Du, Blanda,“ sagte sie zum gelblockichten Mädchen mit den Rosenwangen, „sage, wie beten wir Abends für den Vater, ehe wir uns schlafen legen?“ Das Kind faltete eben so wie der Knabe die kleinen Händchen, schlug die blauen Augen zum Himmel auf und betete schüchtern mit sanfter, leiser Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Ehe wir zur Ruhe gehen, flehen wir noch zu Dir für unsern Vater auf Erden. Laß ihn sanft ruhen und Dein Engel beschütze ihn vor feindlichem Ueberfall! Schenke auch der Mutter sanften Schlaf, damit sie ihres tiefen Kummers ein wenig vergesse! Oder wenn Du ihr auch den süßen Schlaf entziehen willst, so laß ihn auf die Augenlieder des Vaters sanft herabsinken! O, möchte dieser Abend der letzte unserer traurigen Trennung sein, möchte bald der frühe Morgen jenes Tages anbrechen, an dem wir ihn wieder sehen!“

„Amen, Amen!“ sagte die Muter, indem sie die Hände faltete und weinend zum Himmel aufblickte.

Jetzt fing der Pilger mit einem Male an, laut zu weinen. In einem Augenblicke hatte er die Verkleidung, Haare und Bart, Pilgermantel und Pilgerrock, hinweg geworfen und stand nun in prächtiger, ritterlicher Tracht, in Gold und Purpur, in jugendlicher Schönheit, voll Kraft und Leben da,

und breitete seine Arme weit gegen Frau und Kinder aus und rief mit lauter, tiefgerührter Stimme: „O, Rosalinde, meine Gemahlin, o, Edmund und Blanda, meine liebsten Kinder!"

Die Frau war von plötzlichem Freudenschrecken ganz betäubt. Die Kinder, die bei dem lauten Weinen des Pilgers eben zu ihrer Mutter aufgeblickt hatten, als wollten sie um Hülfe für den Mann flehen, schauten, als sie jetzt ihren Namen hörten, um und erschracken über das Wunder, das sie zu sehen glaubten; denn sie meinten, da die Mutter ihnen öfters aus der Legende erzählt hatte, nicht anders, als der Greis habe sich mit einem Male in einen schönen Jüngling des Himmels, in einen Engel, verwandelt; so schön kam ihnen der Vater vor. Denn wirklich war er auch der schönste Mann unter dem ganzen christlichen Heere. O, wie entzückt waren sie, als die Mutter ihnen nun sagte, der schöne Herr sei ihr lieber Vater, von dem sie ihnen so oft erzählt habe. Vater, Mutter und Kinder fühlten sich so glücklich, als wären sie schon im Himmel, und ein paar Stunden verschwanden ihnen wie ein paar Augenblicke.

Rosalinde hatte aus den Reden ihres Gemahls vernommen, daß er unter starker Bedeckung spornstreichs hierher geritten sei, um sie hier abzuholen; daß er aber wegen dem steilen, gefährlichen Felsenwege sein Gefolge von Reitern zurückgelassen habe und in Pilgertracht, derer sich die Vornehmen damals oft bedienten, wenn sie unbekannt reisen wollten, zu Fuße vorausgeeilt sei, um schneller bei ihr zu sein, sich unter dieser frommen Gestalt von ihrem Wohlbefinden und von dem Wohlverhalten seiner Kinder zu überzeugen, und sie auf seinen Empfang vorzubereiten. Rosalinde fragte, wie es gekommen sei, daß er ihren Aufenthalt so sicher erfahren habe.

„O, Rosalinde," sagte er, „unser Wiedersehen ist die Frucht Deiner Wohlthätigkeit gegen die armen Leute, besonders gegen die Kinder in diesem Thale. Darum hat Gott Deinen Kindern den Vater wieder geschenkt. Ohne diese Deine wohlthätigen Gesinnungen hätten wir uns nicht so

bald, ach, vielleicht gar nicht mehr gesehen. Denn überall warest Du von unsern Feinden umgeben und leicht hättest Du in ihre Hände fallen können. Erst nachdem ich mit meinen Leuten im Gebirge angekommen war, entfloh Hanno mit den Seinigen über alle Berge. Sieh' da," sprach er und zeigte ihr das gefärbte Ei mit dem Spruche: Vertrau' auf Gott! Er hilft in Noth. „Dieses Ei ward in der Hand Gottes das Mittel, uns wieder zu vereinigen. Ich hatte lange Zeit her Leute ohne Zahl ausgesendet, Dich zu suchen, aber immer vergebens. Da kam einmal Eckbert, einer meiner Edelknechte, den ich schon für verloren hielt, weil er mir gar lange ausblieb, von einem Ritte zurück. Er war in einen Abgrund gestürzt und wäre bald da verhungert. Ein fremder Jüngling rettete ihn mit einem paar Eier vom Hungertode und ließ ihm noch obendrein dieses Ei mit dem schönen Spruche zum Andenken an seine Rettung. Eckbert zeigte mir das Ei. Aber, lieber Himmel, wie erstaunte ich! Auf den ersten Blick erkannte ich Deine Hand. Augenblicklich saßen wir auf und ritten dem großen Marmorbruche zu, in dem der gute Jüngling arbeitete. Dieser zeigte mir den Weg hierher. Hättest Du den schönen freundlichen Gedanken nicht gehabt, den Kindern mit den bunten Eiern ein Fest zu machen; hättest Du bei den leiblichen Wohlthaten nicht auf den Geist so schön Bedacht genommen und die schönen Denkreime nicht auf die Eier geschrieben; wäret Ihr alle, Du, mein lieber, kleiner Edmund da, und Du, meine kleine, holde Blanda hier, gegen einen fremden Jüngling nicht so wohlthätig gewesen, o, so wäre uns der heutige Freudentag nicht geworden. Auf jeder milden Gabe, sie sei auch noch so klein, ruht doch immer der Segen des Höchsten, wenn sie aus reinem Herzen und ohne Hoffnung einer Vergeltung gegeben wird. Sie ist ein Samenkorn, das reichliche Früchte trägt. Unter Gottes Leitung bringt sie uns oft auf Erden schon großes Heil. Merkt Euch das Euer Leben lang, Ihr lieben Kinder! Gebt dem Armen gerne; sucht, Andern einen frohen Tag zu machen; gleicht Euerer Mutter! Helft Andern

aus der Noth, und Euch wird auch geholfen werden! Erbarmet Euch, und Ihr werdet auch Erbarmen finden. Freudig werdet Ihr dann auf Gott vertrauen können, und die felsenfeste Wahrheit auf der zerbrechlichen Eierschale da, die heute so schön in Erfüllung ging, wird auch fernerhin bei Euch in Erfüllung gehen. Er wird Euch nie ohne Hülfe lassen. Dies seht Ihr aus dieser Geschichte. In Gold und Perlen werde ich deshalb dieses Ei fassen und zum steten Andenken in unserer Burgkapelle am Altare aufhängen."

Indeß war es Abend geworden und schon glänzte hier und da ein Sternlein am klaren Himmel. Graf Arno ging, seine Gemahlin am Arme, ihrer ländlichen Wohnung zu, und die zwei Kleinen gingen voraus. Hier erwartete sie eine Freude. Der Edelknecht und Fridolin, sein Erretter, waren hier und hatten sich indeß mit Kuno unterhalten, den die Ankunft seines geliebten Herrn schon fast gesund gemacht hatte. Der gute Jüngling Fridolin, dem die Gräfin die Eier geschenkt hatte, kam zuerst herbei und grüßte sie und die Kinder als alte Bekannte auf das Freundlichste. Dann trat Eckbert, der Edelknecht, den die Eier vom Hungertode gerettet hatten, ehrerbietig herbei und sagte: „Laßt mich, theure Gräfin, die wohlthätige Hand küssen, die mir unter Gottes Leitung das Leben rettete." Den braven Kuno umarmte der Graf als seinen treuesten Diener, und auch dem wackern Müller, der festlich geschmückt in seinem hellblauen Sonntagsrocke da stand, schüttelte er mit dankbarer Rührung treuherzig die Hand. Sie speis'ten den Abend Alle zusammen und waren von Herzen fröhlich und vergnügt.

Am andern Morgen aber war großer Jubel im ganzen Thale. Die Nachricht, der Gemahl der guten Frau, ein vornehmer, vornehmer Herr sei angekommen, setzte Alles in Bewegung. Groß und Klein kam herauf, ihn zu sehen, und die kleine Hütte ward ganz von Leuten umringt. Der Graf trat mit seiner Gemahlin und seinen Kindern heraus und grüßte die Leute auf das Liebreichste und dankte ihnen für alles Gute, das sie seiner Gemahlin und seinen Kindern erwiesen hatten.

„O, nicht wir sind ihre Wohlthäter," sagten die Leute mit Thränen in den Augen; „sie ist unsere Wohlthäterin." Der Graf unterhielt sich lange mit den guten Leuten und sprach mit einem jeden aus ihnen, und Alle waren über seine Freundlichkeit entzückt. Indeß hatte das Gefolg des Grafen mit Hülfe einiger Kohlenbrenner einen Weg in das Thal gefunden. Unter dem Klange der Trompeten kamen mehrere Ritter und eine Menge Knappen zu Pferd und zu Fuß zwischen zwei waldigen Bergen hervor, zogen in das Thal herein, und ihre Helme und Spieße leuchteten im Glanze der Sonne wie Blitze. Alle begrüßten ihre wiedergefundene Gebieterin mit hoher Freude und ihr Freudenruf hallte rings von den Felsen zurück.

Graf Arno blieb noch ein paar Tage hier; am Abende, bevor er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, mit Kuno und dem übrigen Gefolge abreis'te, gab er noch allen Bewohnern des Thales eine große Mahlzeit. Der Müller und die Köhler saßen zwischen Rittern und Knappen und die Tafel sah sehr bunt aus. Am Ende der Mahlzeit beschenkte der Graf seine ländlichen Gäste, vorzüglich den Müller, noch sehr reichlich. Martha blieb in den Diensten der Gräfin. Für die Mutter und Geschwister des guten Jünglings Fridolin sorgte er noch ganz besonders. Zu den Kindern der Köhler aber sagte er: „Für Euch, Ihr lieben Kleinen, will ich zum Andenken an den Aufenthalt meiner Gemahlin unter so guten Leuten eine kleine Stiftung machen. Jedes Jahr sollen auf Ostern allen Kindern Eier von allen Farben ausgetheilt werden." — „Und ich," sprach die Gräfin, „will dessen Gebrauch in unserer ganzen Grafschaft einführen und auch dort zum Andenken meiner Befreiung alle Jahre auf Ostern gefärbte Eier unter die Kinder austheilen lassen." Dies geschah auch. Die Eier nannte man Ostereier und die schöne Sitte verbreitete sich nach und nach durch das ganze Land.

Die Leute an andern Orten, die den Gebrauch nachmachten, sagten: „Die Erlösung der guten Gräfin aus ihrem Felsenthale und jenes Edelknechtes aus dem Abgrunde vom nahen

Tode geht uns zwar nicht so nahe an, ihr Andenken jährlich zu feiern. Die bunten Eier sollen unsere Kinder an eine größere, herrlichere Erlösung erinnern, die uns sehr nahe angeht — an unsere Erlösung von Sünde, Elend und Tod durch Denjenigen, der vom Tode auferstand. Das Osterfest ist das rechte Erlösungsfest, und die Freude, die wir den Kindern machen, ist ganz dem Sinne des Erlösers gemäß. Die Liebe, die gerne Groß und Klein erfreut, ist ja die Summe seiner heiligen Religion und das schönste Kennzeichen seiner wahren Verehrer. Ja, die Sitte, den Kindern Eier zu schenken, kann auch den Eltern und allen Menschen eine schöne Erinnerung an die Vaterliebe Gottes gegen uns Menschen, gleichsam ein Pfand der wohlwollenden Gesinnungen seines treuen Vaterherzens sein. Denn der Mund der Wahrheit hat es ja selbst gesagt: „Wo ist unter Euch ein Vater, der seinem Sohne, der ihn um ein Ei bittet, einen Skorpion geben könnte? Wenn nun Ihr Euern Kindern gute Gaben zu geben wißt, wie vielmehr wird Euer Vater im Himmel denen, die ihn darum bitten, die beste aller Gaben, den guten Geist, geben?"

In de

Buchhandlung von Wm. Radde,

No. 322 Broadway, New-York,

sind einzeln und beim Dutzend zu haben:

Die Ostereier, von Christoph Schmid. Eine lehrreiche Erzählung für Eltern und Kinder. In Umschlag schön gebunden $0 12

Rosa von Tannenburg. Eine Geschichte des Alterthums für Eltern und Kinder. Erzählt vom Verfasser der Genovefa. In Umschlag schön gebunden 0 25

Das Blumenkörbchen. Eine Erzählung dem blühenden Alter gewidmet von Ch. Schmid. Elegant gebunden 0 31

F. P. Wilmsen's Deutscher Kinderfreund für Schule und Haus, nebst einem verbesserten Anhange, enthaltend: eine kurzgefaßte Geographie von Amerika und insbesondere von den Vereinigten Staaten, auch von Europa, Asien, Afrika und Australien; sowie eine kurze Geschichte der Vereinigten Staaten nach den besten Quellen bearbeitet. Dritte vermehrte und verbesserte amerikanische Ausgabe, 1847 0 50

Museum, des, der deutschen Klassiker, oder eine Auswahl der besten Erzählungen, z. B. von L. Tieck: die Klausenburg, eine Gespenstergeschichte; das Zauberschloß und Pietro von Abano, der Zauberer. — Von Hoffmann: die Räuber und Cardillak, Juwelier und Räuber. — Von Hauff: die Hinrichtung des Juden Süß. — Von Lyser: das schöne Haupt, oder die Enthauptung, eine schreckliche, wahre Geschichte. — Von Jean Paul: der doppelte Schwur der Besserung, die Neujahrsnacht eines Unglücklichen, der Magnetismus, Aehnlichkeit des Magnetismus mit dem Sterben, Aussichten in's zweite Leben, das Glück eines schwedischen Pfarrers, und viele sehr interessante Erzählungen von Spindler, Weißflog, Zschocke und Anderen. Das ganze Werk besteht in fünf Bänden, schön in Leder gebunden zu $4 50, damit jeder Gebildete nicht länger zögere, sich dies Werk anzuschaffen. In Deutschland kann man diese neue, schöne Auswahl nicht für $10 00 ankaufen 4 50

Volksbücher. Von den sehr beliebten Marbach'schen Volksbüchern sind stets vorräthig und einzeln, sowie beim Dutzend zu haben, als:

- Geschichte von der heiligen Pfalzgräfin Genovefa, mit Bildern 0 12
- Wunderbare Geschichte vom Kaiser Octavianus und von seinen Söhnen, mit Bildern 0 12
- Hirlanda, eine sehr lehrreiche Erzählung, mit Bildern 0 12
- Geschichte von den vier Heymonskindern, mit Bildern 0 12
- König Eginhard in Böhmen, oder die Riesengeschichte, mit Bildern 0 12
- Geschichte von dem gehörnten Siegfried, mit Bildern 0 12
- Griseldis und der Markgraf Walther. Nebst andern Geschichten. Mit Bildern 0 12
- Herzog Ernst, eine wunderbare Rittergeschichte, mit Bildern 0 12
- Der wiedererstandene Eulenspiegel, mit Bildern 0 12
- Denselben in englischer Uebersetzung 0 12

Der große

Amerikanische Dollmetscher,

mit einem vollständigen Handwörterbuche der englischen und deutschen Sprache, nebst richtiger und sprachgerechter Aussprache der englischen Wörter. Ein Hülfsbuch zur Erlernung der englischen Sprache ohne Lehrer, besonders eingerichtet für deutsche Einwanderer, welche darin die nothwendigsten Redensarten nebst richtiger Aussprache finden, und somit leicht in den Stand gesetzt werden, sich den Amerikanern verständlich zu machen. Mit einem Anhange, die nöthigsten Briefe und Formulare für Rechnungen, Quittungen, Noten &c. enthaltend. 288 Seiten stark. In elegantem Umschlag $0 38

Dasselbe ohne Wörterbuch, in schönem Umschlag 0 25

L. Börne,

Menzel der Franzosenfresser.

Dieses ist das letzte Werk Börne's, dessen Ruhm als Deutschland's bestem Prosaisten und Satyriker längst von Jedermann anerkannt wird; von dem er selbst sagt, daß er es nicht mit Dinte, sondern mit seinem Herzensblute geschrieben habe. — In Oestreich und Preußen wird jeder Besitzer des Buches mit Einsperrung oder Verbannung bestraft, und der Bundestag hat den ganzen Vorrath davon aufkaufen lassen, so daß draußen kein Exemplar mehr davon zu finden ist. Den sonderbaren Titel verdankt das Buch Wolfgang Menzel, der in seiner Literaturgeschichte Börne als einen von Frankreich erkauften Schriftsteller zu verdächtigen suchte. 12mo. gebunden 0 50

Elsner, Dr. H. Umfassende vollständige Geschichte des Kaisers Napoleon, für gebildete Leser. Insbesondere das Leben Robespierre's und die ächten Diktate des Kaisers, mit dem Bildnisse Napoleon's in Stahl gestochen. 2 Bände 1 50

Universal-Briefsteller oder Musterbuch zur Abfassung aller im Geschäfts- und gemeinen Leben, sowie in freundschaftlichen Verhältnissen vorkommenden Aufsätze. Ein Hand- und Hülfsbuch für Personen jeden Standes. — Enthaltend Grammatik, mit kurzer Geschichte der deutschen Sprache. Ueber den Briefstyl überhaupt, Titulaturen, Glückwünschungsbriefe zu Geburts-, Namens- und Neujahrstagen; zu Verehelichungen, Geburten, Beförderungen und andern Angelegenheiten; Danksagungsbriefe, Berichtbriefe; Bittschreiben und Bittschriften, Trost-, Empfehlungs- und Erinnerungsschreiben; Klagbriefe, Ermahnungs-, Vorwurfs-, Entschuldigungs-, Einladungs- und Bewerbungsschreiben &c.; Handlungs- und Geschäftsbriefe aller Art; ferner, Kauf-, Mieth-, Pacht-, Tausch, Bau- und Gesellschaftsverträge oder Contracte; dann Ehe- und Lehrverträge, Testamente, Vollmachten, Schenkungen, Schuldverschreibungen, Cessionen, Bürgschaftsscheine, Reverse, Empfangsscheine, Quittungen, Wechselbriefe, Anweisungen, Zeugnisse, Conti, Anzeigen, Nachrichten, Bekanntmachungen und Ankündigungen. — Stammbuchsaufsätze. — Erklärung fremder Wörter. Nebst einem Anhange enthaltend: Deutsche Klassiker, mit praktischem Lehrbuch zum Deklamiren und Unterricht über alle Formen der Dichtkunst von Otto Friedr. Rammler, 1847. Groß oktav 344 Seiten. 0 75



Buch zum Todtlachen, oder Erzählungen lustiger Ränke und Schwänke für alle Altersklassen. 2 Bde. 12mo. à 0 12½

Holthaus, P. D. Wanderungen durch Europa und das Morgenland in den Jahren 1824 bis 1840. Vierte Auflage, mit dem Bildnisse des Verfassers. 0 37½

Gedichte, Reden und Biographie des Missethäters Aug. Som. Döring, ehemaliger Unteroffizier des hochlöbl. Blücher'schen Husaren-Regiments, welcher seinen Mitgefangenen am 18. Febr. 1841 im Gefängniß erstochen, und am 9. Febr. 1843 an der Hochgerichtsstelle zu Spandau durch's Beil hingerichtet worden. Von ihm selbst im Criminalgefängnisse zu Berlin verfaßt und niedergeschrieben. Gr. 8vo. 0 18¾

Der Jude Süß und die Bettlerin, zwei Novellen von Wm. **Hauff.** — 2. **Guiletta,** oder das schöne Haupt, eine Hinrichtung, und **der Wunderdokter,** zwei wahre Erzählungen von **Lyser.** Alles in einem Bande, schön gebunden. 0 75

In der

Verlagshandlung

von

Wilhelm Radde,

322 Broadway, New-York,

und bei dessen Agenten,

C. L. Rademacher, Philadelphia,

auch bei

F. Frankſen u. C. F. Weſſelhoeft, St. Louis, Mo.,

ſind zu den beigeſetzten Preiſen vorräthig:

Börne, L. Menzel der Franzoſenfreſſer. 12mo. gebunden. **$0 50**

Dieſes iſt das letzte Werk Börne's, deſſen Ruhm, als Deutſchland's beſten Proſaiſten und Satyriker, längſt von Jedermann anerkannt wird; von dem er ſelbſt ſagt, daß er es nicht mit Dinte, ſondern mit ſeinem Herzensblute geſchrieben habe. — Es iſt auch das Kühnſte und Trefflichſte, was je über Deutſchland's politiſchen Zuſtand geſchrieben. — In Oeſterreich und Preußen wird jeder Beſitzer des Buches mit Einſperrung oder Verbannung beſtraft, und der Bundestag hat den ganzen Vorrath davon aufkaufen laſſen, ſo daß draußen kein Exemplar mehr davon zu finden iſt. Den ſonderbaren Titel verdankt das Buch, Wolfgang Menzel, der in ſeiner Literaturgeſchichte Börne, als einen von Frankreich erkauften Schriftſteller zu verdächtigen ſuchte.



Eulenſpiegel, der wiedererſtandene. Volksbücher, herausgegeben von Marbach. Gr. 8vo. **0 12½**

Der
Weihnachtsabend.

Eine

Erzählung zum Weihnachtsgeschenke

für

Kinder.



New-York:
Wilhelm Radde, 300 Broadway.

1857.



Erstes Kapitel.

Das Weihnachtslied.

An dem heiligen Abende vor dem Weihnachtsfeste wanderte der arme Anton, ein holder Knabe von acht Jahren, noch durch die schneebedeckte Gegend hin. Der arme Kleine hatte seine blonden Locken, die von der Kälte angeduftet waren, noch mit dem leichten schwarzen Strohhute vom letzten Sommer her bedeckt, und seine beiden Wangen glühten hochroth von Frost. Er war nach Soldatenart gekleidet und hatte eine niedliche scharlachrothe Husarenjacke an. In der Rechten führte er einen dicken Stecken von Schlehdorn und auf dem Rücken trug er ein kleines Reisebündelein, in dem sich all sein Hab' und Gut befand. Er war aber fröhlich und guter Dinge und hatte an der schönen weißen Winterlandschaft umher und an den bereiften Hecken und Gesträuchen am Wege seine herzliche Freude. Indeß ging die Sonne gluthroth unter; die angedufteten Halme und Zweige umher flimmerten wie mit röthlichen Fünklein bestreut und die Gipfel des nahen Tannenwaldes strahlten im Abendgolde.

Anton dachte, das nächste Dorf, das jenseits des Waldes lag, noch leicht zu erreichen, und ging muthig in den dicken, finstern Wald hinein. Er hoffte, in dem Dorfe gute Weihnachtsfeiertage zu bekommen; denn er hatte gehört, die Bauern dort seien sehr vermögliche und gutherzige Leute. Allein er war noch keine Viertelstunde gegangen, so kam er vom rechten Wege ab und verirrte sich in die wildeste Gegend des rauhen bergigten Waldes. Er mußte fast beständig

durch tiefen Schnee waten, und einige Male versank er beinahe in Gruben und Schluchten, die unter dem Schnee versteckt waren. Die Nacht brach ein und es erhob sich ein kalter Wind; Wolken überzogen den Himmel und verdunkelten jedes Sternlein, das durch die schwarzen Tannenäste funkelte; es ward sehr finster und fing auf's Neue an heftig zu schneien.

Der arme Knabe fand keine Spur mehr von einem Wege und wußte nicht mehr, wo an und wo aus. Müde von langem Umherirren, vermochte er nicht mehr weiter zu gehen. Er blieb stehen, zitterte vor Frost und fing an, schmerzlich zu weinen. Er legte sein Wanderbündelein in den Schnee, kniete darneben nieder, nahm seinen Hut ab, erhob seine starren Hände zum Himmel und betete unter heißen Thränen: „Ach, Du lieber Vater im Himmel, ach, laß mich doch nicht in diesem wilden Walde, in Nacht und Frost umkommen! Sieh', ich bin ja ein armes Waislein und habe keinen Vater und keine Mutter mehr; ich habe Niemand mehr als Dich. Aber Du bist ja der Vater aller armen Waisen. O, laß mich nicht erfrieren; erbarme Dich Deines armen Kindes! Es ist ja heute die Nacht, in der Dein lieber Sohn zur Welt geboren wurde. Um seiner willen erhöre mich! Ach, laß nicht in eben der Nacht, da sich alle Welt über die Geburt des göttlichen Kindes freut, mich armen Knaben hier einsam im Walde sterben!" Er legte sein müdes Haupt auf sein kleines Bündelein und schluchzte und weinte bitterlich.

Aber horch — da erklang es mit einem Male, seitwärts von der Höhe herab, lieblich wie Harfentöne, und ein wunderschöner Gesang erhob sich und hallte von den Felsen wieder. Dem Knaben war es nicht anders, als hörte er die heiligen Engel Gottes singen. Er stand auf, horchte und faltete die Hände. Der Wind hatte sich gelegt und kein Lüftchen regte sich. Unaussprechlich lieblich erklang der Gesang in der tiefen nächtlichen Stille des Waldes. Jetzt vernahm er deutlich die Worte:

O, sei getrost in jeder Noth,
Denn sieh', den liebsten Sohn hat Gott
Zum Heiland Dir gegeben!
Auf ihn vertrau' und fasse Muth!
Was schlimm ist, macht er wieder gut;
Er liebt Dich, wie sein Leben.

Jetzt war es wieder stille; nur klangen noch wie ein leiser Wiederhall einige sanfte Harfentöne nach. Dem guten Anton wurde es wunderbar um das Herz. „Ach," sagte er, „so muß es den Hirten zu Bethlehem gewesen sein, als sie in jener heiligen Nacht den himmlischen Gesang vernahmen. Ich will wieder frischen Muth fassen und fröhlich sein. Sicher wohnen gute Menschen in der Nähe, die sich meiner annehmen; denn ich hoffe, daß sie nicht nur so schön singen, wie Engel, sondern auch so gut und freundlich gesinnt seien, wie die Engel." Er nahm sein Bündelein und ging die Anhöhe hinauf, der Gegend zu, woher er den lieblichen Gesang vernommen hatte. Kaum war er einige Schritte durch das Gebüsch gegangen, so glänzte ihm ein heller Lichtstrahl entgegen, der sogleich wieder verschwand, über einer Weile aber wieder erschien, dann wieder auf einige Augenblicke verschwand, dann wieder heller glänzte, und so wechselsweise. Anton ging freudig vorwärts und kam an ein Haus, das einsam im Walde stand. Er klopfte zwei, drei Mal an der Hausthüre; er hörte wohl mehrere fröhliche Stimmen in dem Hause, aber Niemand antwortete ihm. Er versuchte nun, die Thüre zu öffnen; sie war nur mit der Thürschnalle geschlossen. Er ging hinein, tappte lange in dem dunkeln Hausgange umher und suchte die Stubenthüre. Endlich fand er sie, machte sie auf und blieb höchst erstaunt stehen. Ein heller Glanz von mehrern Lichtern strahlte ihm entgegen. Es war ihm nicht anders, als blickte er in das Paradies, in den offenen Himmel.

In der Ecke der Stube, zwischen den zwei Fenstern, war eine überaus schöne Frühlingslandschaft ganz nach der Natur im Kleinen abgebildet — eine gebirgige Gegend mit hohen bemoos'ten Felsen, grünenden Tannenwäldern, ländli-

chen Hütten, weidenden Schafen, nebst ihren Hirten, und einer kleinen Stadt oben auf dem Berge. In Mitte der Landschaft war aber eine Felsenhöhle, da sah man das Kind Jesu, die heilige Mutter, den ehrwürdigen Joseph, die anbetenden Hirten, und oben schwebten die jubelnden Engel. Die ganze Landschaft flimmerte von einem wundersamen Glanze; sie war wie mit unzähligen winzig kleinen Sternlein besäet, so wie etwa Laub und Moos an Bäumen und Felsen schimmern, wenn sie an einem Frühlingsmorgen von reichlichem Thaue tröpfeln.

Die Einwohner des Hauses waren um die schöne Vorstellung des Kindes Jesu in der Krippe versammelt. An einer Seite saß der Vater und hatte eine Harfe zwischen den Knieen stehen; an der andern Seite saß die Mutter mit dem kleinsten Kinde auf dem Schooße. Zwei liebliche Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, standen zwischen den beiden Eltern, blickten andächtig zur Krippe des Heilandes hinauf und erhoben die Hände gleich den frommen Hirten, die vor der Krippe knieeten. Jetzt griff der Vater wieder in die Harfe und die Mutter sang mit ihrer lieblichen Engelsstimme noch ein Mal das Lied, von dem Anton jene Worte gehört hatte. Die zwei Kinder sangen mit ihren zarten, hellen Stimmchen freudig mit, und der Vater begleitete den Gesang mit seiner angenehmen Baßstimme und dem lieblichen Harfenspiel. Sie sangen:

Vor Dir, Du holdes Himmelskind,
Dem Gottes Engel dienstbar sind,
Fall' ich anbetend nieder
Und freue mit Maria mich,
Und preise mit den Engeln Dich
Und singe Jubellieder.

In Dir erscheint uns Gottes Heil,
Dich lieben ist der beste Theil,
Du Liebe ohne Gleichen!
Zwar spricht noch Deine Lippe nicht,
Doch sagt Dein mildes Angesicht
Dem Armen wie dem Reichen:

„O, sei getrost in jeder Noth,
Denn sieh', den liebsten Sohn hat Gott
Zum Heiland dir gegeben!
Auf ihn vertrau' und fasse Muth!
Was schlimm ist, macht er wieder gut;
Er liebt Dich, wie sein Leben.

Und kömmt ein armes Kind in Noth
Vor Deine Thür', sag' nicht: Helf' Gott!
Wollst seiner Dich erbarmen!
Fühlst Du für Gottes Liebe Dank,
Laß liebreich es bei Speis' und Trank
An Deinem Heerd erwarmen."

Anton stand noch immer unter der geöffneten Thüre und hielt die Thürschnalle in der einen Hand, und Hut und Stecken in der andern. Seine Augen waren beständig auf die schöne Vorstellung der Krippe Jesu gerichtet, und mit offenem Munde horchte er auf den Gesang und das Harfenspiel. Niemand bemerkte ihn. Jetzt fühlte aber die Mutter die Kälte, die durch die offene Thüre in die Stube drang, und blickte nach der Thüre: „Lieber Gott," rief sie, „wie kommt das Kind in der finstern Nacht durch den dicken Wald hierher? Armer, armer Knabe, Du hast Dich gewiß verirrt?" — „Ach ja," sagte Anton, „ich habe mich im Walde verirrt!" Alle sahen jetzt nach der Thüre. Die zwei Kinder hatten ein herzliches Mitleid mit dem verirrten Knaben, blieben aber etwas scheu stehen, weil er ihnen fremd war. Die Mutter ging mit ihrem Kinde auf dem Arm zu ihm hin und fragte ihn freundlich: „Wo bist Du denn her, lieber Kleiner; wie heißt Du und wer sind Deine Eltern?" — „O, Du lieber Gott," sagte Anton mit Thränen in den blauen Augen, „ich habe gar keine Heimat mehr. Ich heiße Anton Kroner. Mein Vater ist in dem Kriege umgekommen und meine Mutter ist den letzten Herbst vor Jammer und Elend gestorben. Ich bin hier im Lande ganz fremd, und irre in der Welt umher wie ein verlornes Lämmlein." Er fing an zu erzählen, wie er eben jetzt im Walde in so großer Noth gewesen, wie er da aber ihren Gesang gehört

und so den Weg zu ihrem Hause gefunden habe. Er wollte weiter reden, allein die Stimme versagte ihm; es fror ihn noch allzu sehr. In der warmen Stube fühlte er die Wirkungen der Kälte erst recht. Er zitterte vor Frost und klapperte mit den Zähnen.

„Ach, Du armer Anton," sagte die Mutter, „Du kannst ja vor Frost kaum mehr reden, und hungrig und müde mußt Du auch sein. Leg' Dein Bündelein ab und sitz' nieder; ich will Dir eine warme Suppe geben und was sonst noch von dem Nachtessen übrig ist." Die zwei Kinder, Christian und Katharine, nahmen ihm nun voll Mitleid Hut und Stock und das Bündelein ab. Katharine legte das Bündelein auf die Bank, Christian legte den Hut oben darauf und lehnte den Stecken in eine Ecke. Hierauf führten sie ihren kleinen Gast an den Tisch. Die Mutter brachte Suppe und ein großes Stück Festkuchen nebst gekochten Pflaumen. Sie setzte sich an die andere Seite des Tisches und lächelte freundlich, daß Anton es sich so gut schmecken ließ. Die Kinder aber theilten ihm reichlich von ihren Weihnachtsgeschenken mit, schöne rothwangige Aepfel, goldgelbe Birnen und große braune Nüsse. Sogar das kleine Lieschen auf dem Schooße der Mutter schenkte ihm auf Zureden der Mutter das schöne purpurrothe Aepfelein, das sie in dem kleinen Händchen hielt und mit den zarten Fingerlein kaum umspannen konnte.

Die warme Suppe bekam dem erstarrten Anton sehr gut und die liebliche Stubenwärme that ihm nunmehr sehr wohl. Er ward wieder munter und fröhlich. „Aber was Ihr doch da in der Ecke Eurer Stube Schönes habt!" fing er jetzt an. Er hatte schon unter dem Essen beständig nach der Krippe hinübergeblickt. „Das ist ja ein Frühling mitten im Winter," sagte er. „So etwas Wunderschönes hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Ich muß es doch näher betrachten." Er sprang hin und die zwei Kinder folgten ihm.

„Weißt Du aber auch, was das alles vorstellt?" fragte

Katharine. „Freilich weiß ich das," sagte Anton; „es stellt die Geburt Jesu vor. Was das für ein schönes, liebliches Kindlein ist! Sein Angesicht so schön weiß und roth, wie Lilien und Rosen. Und was es für glänzende Aeuglein hat und wie freundlich es lächelt!" — „Das ist aber nicht das rechte Jesuskindlein," sagte Katharine. „Jesus ist jetzt kein Kind mehr; er ist schon lange in den Himmel aufgefahren." — „Das weiß ich wohl," sagte Anton. „Meinst Du denn, ich sei ein Heide? Es sind ja schon bald zwei tausend Jahre, daß Jesus als ein Kind in der Krippe lag. Das alles hier ist nur so gemacht, damit wir Kinder uns alles besser vorstellen können. Das da oben ist, glaube ich, die Stadt Bethlehem. Nicht so?" Katharine nickte. „Siehst Du nun," sagte Anton, „daß ich alles weiß! ich bin nicht so dumm, als Du meinst."

Die Kinder lachten und machten nun Anton noch auf allerlei Kleinigkeiten aufmerksam, die ihnen aber höchst wichtig vorkamen. „Sieh' nur, Anton," sagte Katharine, „das schöne weiße Schaf hier mit krauser Wolle und die zwei allerliebsten kleinen Schäflein darneben! Sieh', hier herum graset die übrige Heerde, und dort steht der Hirt und bläs't auf der Schalmei. In dem niedlichen rothen Hüttchen mit Rädern schläft er zu Nacht." — „Siehst Du auch," sprach Christian, „wie da aus dem Felsen ein kleines Quellchen, so fein wie ein Silberfädchen, hervorspringt und sich in den hellen See ergießt? Sieh', zwei weiße Schwäne mit schön gebogenen Hälsen schwimmen auf dem See und spiegeln sich in dem ruhigen, silberklaren Wasser." — „Dort," sagte Katharine, „kommt ein Hirtenmädchen den steilen Weg am Berg herab und trägt ein zugedecktes Körbchen auf dem Kopfe. Darin werden wohl Aepfel oder Eier sein, die sie zur Krippe trägt." — „Und sieh'," sagte Christian, „dort schiebt Einer auf seinem Schiebkarren einen Sack die hohle Bergschlucht hinauf. Was aber in dem Sacke ist, weiß ich nicht zu sagen." So unterhielten sich die Kinder höchst angenehm und kein kleines streifiges Schnecklein, das an dem

Felsen klebte, und kein buntes Müschelein am Ufer des See's blieb unbemerkt.

„Nun wohl," sagte Anton, „das ist alles sehr schön. Aber das Schönste ist doch die Abbildung des himmlischen Kindes; das freut mich am meisten. Denn um jenes Kindes willen, das hier abgebildet ist, hat mich der himmlische Vater aus meiner großen Noth errettet."

Zweites Kapitel.

Geschichte des armen Anton's.

Der Hausvater, in dessen Hause Anton gut aufgenommen wurde, war ein Förster. Er saß, indessen die Kinder so miteinander plauderten, in seinem Lehnsessel am Ofen und schien in Gedanken vertieft. Die Försterin setzte sich, mit dem kleinsten Kinde auf dem Aeme, neben ihn auf einen Stuhl und sagte über einer Weile: „Warum bist Du so stille und über was sinnest Du nach?"—„Ueber die Verse, die wir gesungen haben," sagte der Förster. „Du hast nun freilich gethan, wie sie lauten, und den armen Knaben gespeis't und erwärmt. Ich denke aber, wir könnten doch noch mehr an ihm thun. Sieh', es ist heute die heilige Nacht. Wir feiern das Andenken jener Nacht, in der das göttliche Kind geboren wurde, das zu unserm und aller Menschen Heil in die Welt gekommen. Und nun schickt Gott uns eben heute Nacht ein Kind her, dem wir zum Heile werden können. — Der Erlöser kam als ein Fremdling in die Welt und hatte nichts, wo er sein Haupt hinlegte, als wollte er die Gastfreundlichkeit der Menschen auf die Probe stellen. Die Einwohner von Bethlehem bestanden in dieser Probe schlecht und verstießen ihn gleich Anfangs zu den Thieren des Stalles; sollten wir den Knaben da auch so verstoßen? Sag' mir aber Deine Meinung aufrichtig, Elisabeth, was wir thun sollen!"

„Den Knaben annehmen," sagte die Försterin freudig und freundlich. „Was Ihr einem von diesen Mindesten thut, das habt Ihr mir gethan, sagte ja er, der in dieser Nacht geboren ward. Und der Anton scheint mir ein recht guter, sanfter Knabe, der ein edles Gemüth hat. Er sieht so fromm und unschuldig aus, und obwohl er bettelt, so ist er doch gar nicht keck und verwegen. Gewiß ist er ehrlicher Leute Kind. Er hat so eine feine Aussprache, und obwohl seine rothe Jacke etwas abgetragen ist, so ist sie doch von recht gutem Tuche. Wo ihrer Fünf essen, essen auch Sechs. Wir wollen den Knaben behalten."

„Du bist doch eine gute, liebe Frau," sagte der Förster und drückte ihr die Hand; „Gott wird es Dir vergelten, und was Du an einem fremden Kinde thust, unsern eigenen Kindern zu gut kommen lassen. Doch müssen mir den Knaben zuvor erst prüfen, ob er der Wohlthat werth ist."

„Anton, komm' einmal daher!" rief der Förster jetzt laut. Anton kam und stellte sich vor ihn hin, gerade und aufrecht, wie ein Soldat vor seinem Offizier steht.

„Dein Vater," fing der Förster an, „war also ein Soldat und starb den Tod für's Vaterland. Nun, das ist wohl traurig für Dich, allein für ihn ist es schön und rühmlich. Aber erzähle uns doch Mehreres von Deinen Eltern. Wo waret Ihr vor dem Kriege? Wie kam Dein Vater um? Wo starb Deine Mutter? Wie kamst Du hierher in unsern Wald? Laß einmal hören!"

Anton erzählte: „Meinen Vater, Gott habe ihn selig, nannten die Husaren ihren Herrn Wachtmeister. Unser Regiment lag, so lange ich denke, zu Glaz in Schlesien in Garnison.

Meine Mutter nähte immer sehr fleißig und verdiente Vieles. Sie war sehr geschickt. Da kam der Vater eines Tages eilig nach Hause und sagte: „Es ist Krieg, wir müssen morgen fort." Er war ein tapferer Mann und wußte sich gut darein zu schicken. Meine Mutter aber hatte einen großen Schrecken und weinte bitterlich. Sie wollte

ihn nicht allein ziehen lassen; der Abschied fiel ihr gar zu schwer. Auf ihr vieles Bitten nahm er uns endlich mit. Wir zogen weit, weit fort. Mit ein' Mal hieß es: „Der Feind rückt an." Mein Vater und die Husaren mußten ihm entgegen. Meine Mutter und ich blieben zurück. Da wurde uns nun wohl recht bange, als wir in der Ferne so fürchterlich schießen hörten. „Ach," sagte die Mutter zu mir, „bei jedem Schuß geht mir ein Stich durch's Herz; denn ich weiß ja nicht, ob die Kugel nicht das Herz Deines Vaters durchbohrt." Wir weinten und beteten, so lange das Schießen währte. Doch der Vater kam glücklich und unversehrt wieder zurück. So ging es nun öfter. Allein eines Tages kam nach einem Gefechte ein Husar mit des Vaters leerem Pferde in das Dorf gesprengt und sagte, der Vater sei schwer verwundet; er liege eine halbe Stunde vom Dorfe auf der Wahlstatt und werde wohl sterben. Die Mutter und ich eilten sogleich zu ihm. Er lag unter einem Baume. Ein alter Soldat knieete bei ihm und hielt ihn sanft in den Armen, so, daß der Vater den Kopf an die Brust des wackern Kriegers anlehnen konnte. Noch zwei andere Soldaten standen dabei. Mein armer Vater war durch die Brust geschossen und sah bereits so blaß aus, wie ein Sterbender. Wir sahen es ihm wohl an, daß er uns noch etwas sagen wollte; allein er konnte nicht mehr reden. Da blickte er mich mit seinen sterbenden Augen noch ein Mal schmerzlich an, dann blickte er auf die Mutter und dann zum Himmel. Wenige Augenblicke nachher verschied er. Die Mutter und ich weinten uns fast die Augen aus. Die Leiche wurde auf dem nächsten Kirchhofe begraben. Einige Herren Offiziere und viele Soldaten kamen und begleiteten die Leiche. Die Trompete klang mir so seltsam und so traurig, daß mir's ist, ich höre sie noch immer. Sie erwiesen ihm noch die letzte Ehre und schossen ihm noch in das Grab. Meine Mutter und ich wurden von dieser traurigen Ehrenbezeugung so erschüttert, als würde auf uns selbst geschossen. Viele Soldaten wischten sich die Augen,

als sie vom Grabe zurückkehrten. Ich und meine Mutter aber zerflossen fast in Thränen.

Die Mutter wollte nun wieder in ihre Heimat zurückkehren. „Ich habe dort freilich keine Verwandten mehr," sagte sie, „aber doch noch eine gute Bekannte. Sie wird uns wohl in ihr Haus aufnehmen, und ich denke, dort von meiner Arbeit Dich und mich zu ernähren." Allein wir hatten kaum einige Tagereisen zurückgelegt, da wurde die gute Mutter unterwegs krank. Mit Mühe erreichten wir noch einen kleinen Weiler. Man wollte uns nirgends aufnehmen; endlich fanden wir in einer Scheuer ein Unterkommen. „Das ist wohl hart," sagte meine Mutter, „allein Maria hatte es ja auch nicht besser. Auch sie wurde nirgends hinein gelassen und mußte in einem Stalle übernachten." Meine Mutter wurde indeß stündlich kränker. Sie ließ einen Geistlichen rufen und bereitete sich zum Tode. Als es Nacht wurde, sagte die Bäuerin, der die Scheune gehörte, zu meiner Mutter: „Ihr seid wohl recht krank; ich muß daher schon etwas Uebriges thun." Sie ging, brachte eine alte Stalllaterne, in der ein kleines Oellicht brannte, und hängte die Laterne an einem Balken auf. Das war Alles, was sie that. Sie sagte uns nun gute Nacht und kümmerte sich weiter nicht mehr um uns. Ich blieb ganz allein bei der Mutter; ich saß so neben ihr auf einem Bund Stroh und weinte bitterlich. Gegen Mitternacht wurde sie, so viel ich bei dem trüben Scheine der Laterne sehen konnte, immer blässer. Sie seufzte mehrmals sehr tief; ich weinte immer heftiger. Sie bot mir die Hand und sagte: „Weine nicht, lieber Anton! Bleibe fromm und gut, bete gern, habe Gott vor Augen und thue nichts Böses, so wird Dir Gott einen andern Vater und eine andere Mutter geben." So sprach sie. „Aber, lieber Gott," sagte Anton und die hellen Zähren flossen ihm über die Wangen, „eine solche gute Mutter bekomme ich doch nicht mehr. Nun," fuhr er fort, „blickte sie lange zum Himmel, betete in der Stille, segnete mich mit ihren sterbenden Händen und verschied.

Ich konnte nichts als weinen. Der Bauer und die Bäuerin hatten wohl meiner Mutter versprochen, sie wollten mich annehmen und mich wie ihr eigenes Kind halten. Sie nahmen das Wenige, was meine Mutter hinterlassen hatte, ihre Kleider und einiges Geld auch wirklich zu sich; allein ehe drei Wochen vergingen, schickten sie mich fort und sagten, ich hätte schon drei Mal so viel verzehrt, als die Hinterlassenschaft meiner Mutter werth sei. Ich ging und nahm mir vor, nach Glaz zu meinen Schulkameraden zurückzukehren. Allein die Bauern konnten mir nicht sagen, wo der Weg nach Schlesien gehe. Da irre ich nun so im Lande hin und her und bettle; denn was soll ich sonst anfangen?"

Die Försterin war sehr gerührt und sagte mit Thränen in den Augen zu ihren Kindern: „Seht, meine Kinder, so könnte es Euch auch gehen. Auch Ihr könnet Vater und Mutter verlieren, und was wollet Ihr dann anfangen? Darum bittet Gott doch alle Tage, daß er Euch Euere Eltern erhalte."

Der Förster sprach: „Du hattest, so viel ich sehe, sehr rechtschaffene Eltern, lieber Anton. Allein hast Du denn gar nichts Schriftliches aufzuweisen?" — „O ja wohl," sagte Anton und nahm eine Brieftasche aus seinem Päcklein. „Diese Papiere," sagte er, „hat mir meine Mutter noch auf ihrem Sterbebette übergeben. Sie befahl mir, wohl darauf Acht zu haben und sie nicht aus der Hand zu lassen. Euch darf ich sie aber schon sehen lassen." Es waren der Trauschein seiner Eltern, Anton's Taufschein und der Todtenschein seines Vaters. Der Todtenschein war von dem Feldprediger ausgestellt. Der Oberst des Regiments hatte aber noch eigenhändig ein sehr rühmliches Zeugniß von dem tapfern, edelmüthigen Betragen des seligen Wachtmeisters und der tadellosen Aufführung der hinterlassenen Wittwe beigefügt.

„Nun wohl," sprach der Förster, „das ist alles gut. Jetzt sage mir aber, Anton, wie gefällt's Dir bei uns?" —„Sehr gut," sagte Anton freundlich, „so gut, daß mir ist,

als sei ich bei Euch zu Hause." — „Möchtest Du wohl bei uns bleiben?" fragte der Förster. „O nirgends in der Welt lieber," sagte Anton. „Euere Frau ist gerade so freundlich, wie es meine Mutter war, und Ihr seid auch recht brav und habt gerade einen solchen Schnurrbart, wie ihn mein Vater trug."

Der Förster lachte und strich sich den Bart. „Nun, Knabe," sprach er, „so bleibe denn bei uns. Ich will Dein Vater sein und meine Frau wird als Mutter an dir handeln. Sei uns aber auch ein guter Sohn und habe Deine neuen Geschwister lieb und thu' ihnen nichts zu leid. Hörst Du, Du bist jetzt mein Sohn Anton." Der Knabe stand sehr betroffen da und sah den Förster mit großen Augen an, ob das auch sein Ernst sei. Er war der harten Begegnung, die er von vielen Menschen erfahren mußte, so gewöhnt, daß er's kaum glauben konnte, der Förster wolle ihn an Kindesstatt annehmen. „Nun wie, Anton," sagte der Förster und bot ihm die Hand, „schlägst Du nicht ein?" Jetzt brach Anton in Thränen aus, bot dem Förster die Hand, küßte darauf die Hand der Försterin und grüßte beide Kinder, ja auch das kleinste, wiewohl es noch nicht wußte, was vorging, als seine neuen Geschwister. Christian und Katharine hatten eine große Freude, daß Anton da bleiben durfte. „Jetzt ist's erst recht lustig," sagte Christian; „jetzt sind wir, wenn wir ein Spiel machen, doch unser Drei."

Der Förster fuhr aber ernsthaft fort: „Sieh' Knabe, so sorgt Gott für Dich. Der Segen Deiner guten Eltern ruht auf Dir. Gott erhörte das Gebet Deiner sterbenden Mutter und — auch Dein Gebet, als Du dort im Walde zitternd vor Frost im Schnee knieetest. Er lenkte Deine Tritte hierher; er führte Dich in unser Haus. Wenn Du unsern Gesang nicht gehört hättest, so wärest Du auf Deinem Bündelein eingeschlafen und erfroren, und ich hätte Dich todt im Walde gefunden. Gott rettete Dich gerade noch im rechten Augenblick. Er führte Dich gerade in dieser heiligen Nacht, da unsere Herzen von der Liebe des Va-

ters im Himmel, der den Eingebornen für uns dahin gab, besonders gerührt waren, zu unserer abgelegenen Wohnung im Walde, die Du sonst am Tage kaum gefunden hättest. Gott und seinem lieben Sohne, der auch für Dich armen Knaben vor bald zweitausend Jahren in der heutigen Nacht geboren ward und auch für Dich gestorben ist, hast Du es zu danken, daß Du jetzt wieder ein Obdach hast. Darum erkenne es und vergiß es in Deinem Leben nicht und habe immer ein dankbares Gemüth gegen Gott und Deinen Erlöser! Habe Gott Dein Leben lang recht vor Augen und führe Dich immer christlich auf!" Anton versprach es mit weinenden Augen. „O Du guter Gott," sagte er, indem er zum Himmel blickte, „Du hast die letzten Worte meiner sterbenden Mutter treulich erfüllt und mir wieder Vater und Mutter geschenkt. Ich will aber ihre letzten Worte auch erfüllen, Deine heiligen Gebote halten und besonders das vierte Gebot gegen meine neuen Eltern recht beobachten." „Bravo, Anton," sprach der Förster, „das thu', und es wird Dir wohl gehen." Die Försterin wies hierauf dem Knaben eine kleine Kammer mit einem reinlichen Bette an, und Alle begaben sich vergnügt zur Ruhe.

Am andern Morgen waren die Kinder sogleich wieder um die Vorstellung des Kindes Jesu in der Krippe versammelt. Sie war an dem heiligen Weihnachtsfeste und den darauf folgenden Feiertagen und Festen ihre einzige Freude. Allein diese unschuldige Weihnachtsfreude wäre bald gestört worden. Ein gewisser junger Herr von Schilf, der ein großer Jagdliebhaber war und den Förster öfters besuchte, kam einmal in die Stube. Er machte über diese Art, den Kindern die Krippe Jesu vorzustellen, allerlei spöttische Anmerkungen und konnte nicht finden, wozu dergleichen dienen sollte.

„Wozu?" sprach der Förster. „Schauen Sie da einmal zum Fenster hinaus, junger Herr! Sehen Sie, tiefer Schnee deckt die Erde und die Bäume des Waldes krachen unter seiner Last. Man sieht keine Blume; nur hier an den ge-

frornen Fensterscheiben schimmern Blumen von Eis. An den Obstbäumen, die mein Dach umgeben, hängen keine Aepfel und Birnen mehr, und es ist kein grünes Blatt mehr daran zu sehen; alle Aeste und Zweiglein sind weiß angeduftet und ganz mit Reifen überzogen, und an dem Hausdache hängen lange Eiszapfen. Die armen Kinder hier sind in der Stube gleich Gefangenen eingesperrt und können kaum einen Tritt vor die Hausthüre thun. Sollte es denn nun so übel sein, wenn liebende Eltern ihren Kindern zur rauhen Winterszeit in der wärmenden Stube gleichsam einen Frühling erschaffen? Wirklich ist diese Frühlingslandschaft im Kleinen mit den grünen Wäldern, blumigen Wiesen, weidenden Schafen und deren Hirten fast die einzige Winterfreude der Kinder.

Allein das ist noch das Wenigste; die Hauptsache ist dieses: Wir Christen freuen uns der heiligen Weihnachtszeit, daß uns in Christus die Menschenfreundlichkeit Gottes in Menschengestallt erschienen ist, und da möchten wir denn auch unsere Kinder, so viel sie es verstehen, an dieser Freude Theil nehmen lassen. Nun weiß ich zwar wohl, daß die größten Maler diese heilige Geschichte in Gemälden darstellten, die seit Jahrhunderten die Bewunderung der Welt sind. Ich selbst habe, da ich noch auf Reisen war, jenes berühmte Gemälde der Krippe Jesu zu Dresden, die heilige Nacht genannt, mehrmals bewundert. Allein die Einwendungen, die Sie gegen meine, freilich sehr unvollkommene Darstellung der Krippe Jesu hier machen, ließen sich, den Kunstwerth abgerechnet, gegen jenes herrliche Gemälde auch machen und sind deßhalb keiner Widerlegung werth. Solche kostbare Gemälde sind übrigens nur für große Herren und wären bei Kindern gar nicht angewendet. Denn ich wette darauf, meine Kinder würden ihre Krippe gegen jenes berühmte Gemälde zu Dresden sicher nicht vertauschen.

Lassen Sie also, mein lieber Herr von Schilf, uns einfältige Leute hier im Walde immer bei der alten Sitte unserer Väter bleiben. Ich erinnere mich noch aus meinen

eigenen Kinderjahren, daß die Krippe meine beste Kinderfreude und nicht ohne Segen für mich war. So möge sie denn auch meinen Kindern zur Freude und zum Segen gereichen!"

Drittes Kapitel.

Die edle Försterfamilie.

Der Förster, der den armen Waisenknaben an Kindesstatt angenommen hatte, war ein sehr rechtschaffener, biederer Mann, und, wie er sich selbst ausdrückte, noch von altem Schrot und Korn. Er war sehr gottesfürchtig, gegen alle Menschen wohlwollend und in dem Dienste seines Fürsten unermüdet und von unverbrüchlicher Treue. Der ehrliche Förster hielt sich streng an die frommen Sitten seiner Großeltern, die er noch gekannt hatte, und seiner Eltern, die ganz so, wie die Großeltern, gesinnt waren.

Am Morgen war es immer sein erstes Geschäft, mit Frau und Kindern das Morgengebet gemeinschaftlich zu verrichten; eben so wurde auch der Tag mit dem Abendgebete gemeinschaftlich beschlossen. „Wie sollten wir", sagte er, „nicht jeden Tag mit dem Gedanken an Denjenigen anfangen und beschließen, der uns jeden Tag das Leben fristet und uns Speise und Trank und alles Gute gibt? Es ist wohl auch, denke ich, selbst für Engel ein rührender Anblick, wenn Vater und Mutter in Mitte ihrer Kinder vor Gott knieen und alle, auch das kleinste nicht ausgenommen, die Hände betend und dankend zum Himmel erheben. Der Vater im Himmel kann nicht anders, als segnend auf sie herabblicken."

Eben so andächtig und ehrerbietig betete der Förster mit allen den Seinigen vor und nach dem Tische. Eines Tages brachte er den jungen Herrn von Schilf von der Jagd mit nach Hause und lud ihn, da eben die Suppe aufgetragen wurde, zum Mittagessen ein. Der junge Herr setzte sich sogleich ohne Tischgebet an den Tisch. Allein der Förster,

der sich, wie er zu sagen pflegte, nie ein Blatt vor den Mund nahm, sagte sehr ernsthaft: „Pfui, junger Herr! so machen es meine Wildschweine draußen im Walde; die verschlucken die Eicheln, ohne aufzuschauen, woher sie kommen." Der junge Herr wollte Einwendungen machen und meinte, das Tischgebet sei eben nicht so bedeutend. Allein der Förster sprach mit großem Nachdrucke: „Was uns zu bessern Menschen macht, ist von großer Bedeutung. Die Gottseligkeit ist zu Allem nütze; von der Gottvergessenheit hingegen habe ich noch keine guten Früchte gesehen, wohl aber schon sehr viel schlimme. Beten Sie mit uns, wie es einem Christen und vernünftigen Menschen geziemt, oder Sie sind mit mir das letzte Mal auf der Jagd gewesen. Mit einem Heiden möchte ich nichts weiter zu thun haben. Ich mag nicht einmal mit ihm an einem Tische essen. Doch," setzte der Förster gelassener hinzu, „ich weiß wohl, daß Sie über die Sache nie nachgedacht haben. Sie sahen etwa einige vornehme junge Herren nicht zu Tische beten und machten es ihnen ohne weitere Ueberlegung sogleich nach. Sie glaubten, dadurch sich selbst ein vornehmes Ansehen zu geben. Allein, mein lieber junger Herr, obwohl Sie Schilf heißen, so müssen Sie deßhalb doch nicht dem Schilfe gleichen, das innen leer und ohne Mark ist und sich nach jedem Lüftchen dreht." Der junge Herr stand wieder auf und bequemte sich, mit zu beten. Er that es aber nicht aus Andacht gegen Gott, sondern bloß aus Liebe zur Jagd.

Am fröhlichsten war der ehrliche Förster immer, wenn er sich in der Mitte seiner Familie befand. „Was soll ich die Freude auswärts suchen," sagte er, „da ich sie zu Hause besser und wohlfeiler haben kann." Er trank daher nach vollbrachtem Tagewerk seinen Krug Bier und Sonntags sein Glas Wein daheim, führte mit seiner Hausfrau vertrauliche Gespräche oder erzählte den Kindern fröhliche und lehrreiche Geschichten. Wenn er besonders aufgeräumt war, nahm er seine Harfe zur Hand. „Diese gilt uns," sagte er, „bei den langen Winterabenden in unserm rauhen Walde anstat'

Concert und Oper." Er hatte in seiner Jugend zwar das Waldhornblasen angefangen, allein da der Arzt ihm es untersagte, so verlegte er sich, als ein großer Freund der Musik, auf die Harfe. Die Försterin wußte mehrere schöne Lieder und der Förster begleitete sie mit einem Harfenspiel. Auch die Kinder hatten bald einige ihrem Alter angemessene Liedchen gelernt und sangen zusammen, gleich den Zeisigen im Walde.

Die Kinder des Försters gingen nach Aeschenthal, dem nächsten Pfarrdorfe, in die Schule. Sobald die Weihnachtsfeiertage vorüber und die Wege durch den Wald wieder gangbar waren, mußten Christian und Katharina täglich dahin gehen. Anton gieng mit tausend Freuden mit und übertraf bald alle seine Mitschüler. Sein Fleiß und seine Talente waren ausnehmend. Wenn der Förster Abends von der Jagd nach Hause kam und in seinem Lehnstuhle nächst dem wärmenden Ofen saß, mußten ihm die Kinder erzählen, was sie in der Schule gelernt hatten, und ihm ihre Schriften vorweisen. Anton wußte immer am meisten zu erzählen; seine Schriften waren immer die schönsten, und in dem Lesen brachte er es bald zu einer großen Fertigkeit. Nach dem Abendessen mußten die Kinder abwechselnd vorlesen, allein alle im Hause hörten am liebsten dem Anton zu. „Er lies't am natürlichsten," sagte die Försterin. „Wenn man es nicht sähe, daß er ein Buch vor sich habe, so meinte man sicher, daß er die Geschichte nicht lese, sondern daß er sie einmal gehört habe und sie uns nur aus dem Kopfe erzähle."

Der fröhlichste Tag in der Woche war den Kindern immer der Sonntag. An diesem Tage ging der Förster nicht auf die Jagd und die Kinder konnten den ganzen Tag um ihn sein. „Ich bringe," sprach er, „die sechs Tage der Woche unausgesetzt und unverdrossen in herrschaftlichen Diensten zu; allein der Sonntag ist dem Dienste eines größern Herrn gewidmet. Auch ist mir und meinen Holzhauern nach sechs Arbeitstagen wohl ein Ruhetag zu gönnen."

Am Sonntage Morgens gingen Vater und Mutter in der lieblichen Sonntagsfrühe mit den Kindern nach Aeschenthal in die Kirche. Das war den Kindern, besonders im Frühlinge und im Sommer, eine große Freude. Der Weg führte bald über waldige Berghöhen hin, bald durch schmale Wiesenthälchen, die mit buschigen Felsen und hohen Bäumen umgeben waren. „O, wie schön ist's doch im Walde," sprach dann wohl Anton; „wie herrlich grünen die Bäume im Glanze der Morgensonne! Ja, am Sonntage kommt mir der Wald noch viel schöner vor, als sonst. Mir ist's, als hätten alle Bäume ein freundlicheres Grün; die Vögelein auf den belaubten Zweigen singen viel fröhlicher, und außer ihnen schweigt Alles. Man hört keine Holzaxt, kein Wagenrad und keinen Schuß; nur die Kirchenglocke ertönt in der Ferne. Es ist alles so still und ruhig, wie in der Kirche."

„So feierlich, wie in einem Tempel," sagte der Förster. „Auch der Wald ist ein Tempel des Herrn; er, der Allmächtige, stellte diese Bäume wie Säulen umher und fügte ihre Zweige zu einem grünen Gewölbe zusammen. Alles, von der ungeheuern bemoos'ten Eiche dort bis zu den kleinen Maiblümchen hier zu unsern Füßen, verkündet uns seine Allmacht und Güte. Ja, die ganze Erde, so weit der blaue Himmel sich wölbt, ist ein Tempel seiner Herrlichkeit. Besonders am Sonntage sollen wir ihn in diesem seinem Tempel anbeten und diese herrlichen Werke andächtig betrachten. In diesem prachtvollen Tempel, den er selbst erbaute, können wir seine unermeßliche, unbegreifliche Größe und Herrlichkeit wahrnehmen; in unsern Kirchen aber, wiewohl sie von Menschenhänden erbaut sind, läßt er seine Rathschlüsse und seinen heiligen Willen uns näher offenbaren. Auch deßhalb wurde der Sohn Gottes ein Mensch, lehrte uns Menschen und ordnete das Lehramt an. In hundert tausend Tempeln und Kirchen der ganzen Christenheit wird an dem heutigen Tage seine Lehre verkündet und von Millionen Menschen angehört. Merkt daher auch, Ihr, meine Kinder, heute in

unserer Kirche andächtig auf jedes Wort des Lehrers und bewahret es in Euerem Herzen.“ Solche und ähnliche Gespräche führte er mit den Kindern auf dem Wege zur Kirche; auf dem Heimwege aber redete er mit ihnen von der Predigt, und sie wetteiferten, ihm zu erzählen, was sie daraus sich gemerkt hatten.

Bei Tische war der Förster Sonntags immer besonders fröhlich. „Die Freude,“ sprach er, „mit Euch zu Mittag zu essen, wird mir unter der Woche selten zu Theil; da verzehre ich mein Mittagsmahl meistens gleich im Walde aus der Faust, und es schmeckt mir, Gott sei Dank, immer sehr gut. Aber am Sonntage schmeckt es mir doch am besten, nicht, weil die Mutter da eine besondere Mahlzeit bereitet, sondern weil ich die Speisen in Euerer Mitte genießen kann.“ Er legte den Kindern mit dem herzlichsten Wohlwollen selbst vor. „Esset, Kinder, esset,“ sprach er, „und danket Gott für seine Gaben.“ Nach Tische ging er mit den Kindern im Walde umher, lehrte sie die mancherlei Bäume, Sträuche und Kräuter kennen und pries ihre mannigfaltige Schönheit und Brauchbarkeit. „So,“ sprach er dann immer, „hat Gott Alles, auch das kleinste Kräutlein, schön gebildet und zu dem Nutzen des Menschen eingerichtet. Auch der Wald ist ein Buch, in dem ihr auf allen Blättern von der Weisheit und Güte Gottes lesen könnet.“

Wenn im Frühlinge oder im Sommer der Abend schön war, so deckte die Försterin unter der großen Linde, nicht weit vom Försterhause, wo ein Tisch nebst einigen Bänken angebracht war. Nach dem Abendessen sangen sie noch einige schöne und rührende Abendlieder. Der Förster spielte dazu die Harfe, und die Vögel auf allen Bäumen des Waldes umher, stimmten in den Gesang und das Harfenspiel mit ein.

Anton fühlte sich unter diesen edlen Menscheu, bei denen wahre Frömmigkeit, Eintracht und Liebe, Fleiß, Ordnung und Zufriedenheit wohnten, höchst glücklich. „Gott meinte es doch recht gut mit mir,“ sagte er öfter. „Er hätte mich

auf der ganzen Welt zu keinen bessern Menschen führen können." Der gute Knabe war aber auch die lautere Dankbarkeit und Dienstfertigkeit gegen seine Pflegeeltern. Wenn der Förster Abends aus seinem Forstbezirke heimkam, eilte Anton sogleich, ihm den alten hechtgrauen Ueberrock mit grünen Aufschlägen, dessen sich der Förster als eines Schlafrockes bediente, und die Pantoffeln zu bringen. Wenn die Försterin in der Küche am Herde stand und kochte, trug er ihr ungeheißen Holz zu, oder lief, um ihr einige Schritte zu ersparen, in den Gemüsgarten am Hause und holte Schnittlauch, Petersilien oder was sie sonst eben von grünen Kräutern nöthig hatte. Mancher ihrer Wünsche ward, bevor sie ihn aussprach, schon erfüllt.

Seinem guten Pflegevater erzeigte er aber noch ganz besonders gute Dienste. Der Förster verfertigte von allen ihm anvertrauten Waldungen Risse und gab ihnen mit Farben ein schönes gefälliges Ansehen. In der Ecke jeden Blattes war der Name des Waldes mit großen Buchstaben geschrieben, und, nachdem es ein Wald war, mit einem Kranze von Tannenzweigen oder Eichenlaube eingefaßt. Anton brachte es bald so weit, daß er die größten Risse nett und genau nachzeichnen konnte. Die Verzierungen aber, die er dabei anzubringen wußte, waren von ihm selbst erfunden und so gut ausgeführt, daß der Förster darüber erstaunte. Anton zeichnete zum Beispiele einen Eichbaum, an dem ein Schild mit dem Namen des Waldes lehnte, und seitwärts sah man ein Wildschwein, das nach Eicheln suchte. Der Name des Waldes stand in einen Felsen eingegraben, der mit Tannen gekrönt war, und unten am Felsen ruhte ein Hirsch mit zackigem Geweih. Ueberhaupt zeichnete und malte Anton in allen seinen freien Stunden bald Landschaften, bald Thiere, und wo er nur ein Streifchen weißes Papier oder einen leeren Briefumschlag fand, zeichnete er einen Vogel, eine Blume, oder einen Baumzweig darauf. Er konnte keinen Augenblick müßig sein. Der Förster und die Försterin liebten den guten Knaben wie ihr eigenes Kind; ja, ihre

eigenen Kinder wurden, von Anton's Beispiel aufgemuntert, noch viel dienstfertiger und thätiger, als sie es zuvor waren

Viertes Kapitel.

Anton's fernere Geschichte.

Eines Tages schickte der Förster den Anton mit einem Paar Schnepfen in das benachbarte fürstliche Jagdschloß Felseck. Der Verwalter hatte eben einen Gast und wollte ihn damit bewirthen. Anton kam unterwegs an einem Wasserfall vorbei, der zwischen schwarzgrünen Tannen, weiß wie Schnee, von einem hohen Felsen herabstürzte. Nicht weit davon saß ein fremder Herr in einem dunkelblauen Kleide, der den Wasserfall abzeichnete. Anton ging hin, schaute über die Schulter des Fremden auf das Blatt, und konnte sich nicht enthalten, laut zu rufen: „O, wie schön; ja, das heißt gemalt." Er bat um Erlaubniß, das schöne Gemälde näher besehen zu dürfen, und erhielt sie. „Mir ist's," sagte er, indem er es betrachtete, „als wäre das Blatt da ein Spiegel, in dem sich der Wasserfall, nebst Felsen und Bäumen, im Kleinen abspiegelte. Wie silberhell das Wasser aus dem gespaltenen Felsen hervorschießt und wie schön sich der weiße Schaum unten zwischen den bemoos'ten Steinen kräuselt! Wie frisch und grün das zarte Moos an diesem Steine da ist; man meint, man könne es wegrupfen. Wie keck diese rauhen Tannen emporstarren; Und da haben Sie noch überdieß einen Hirsch hergemalt, der aus dem Bache trinkt. Wie leicht der auf den Füßen steht! Man sieht es ihm an, wie flüchtig er über Stock und Stein wegsetzen kann. Die Hirsche, die ich male, stehen so lahm da, als wollten sie alle Augenblicke umfallen. Ich weiß kein rechtes Leben in sie hinein zu bringen."

Der Maler hatte an den ungeheuchelten Lobsprüchen des Knaben und noch mehr an dessen Gefühl für Kunst ein großes Wohlgefallen. Er sagte lächelnd: „Du bist also, so

viel ich merke, auch ein kleiner Maler?" — „Ach," sagte Anton, „bisher meinte ich gar wohl, ich sei kein kleiner, sondern ein großer Maler. Jetzt sehe ich aber wohl, daß ich gar keiner bin." Der Maler sagte: „Ich wünsche, Deine Malereien doch zu sehen. Ich werde Dich nächstens besuchen, und da mußt Du mir sie zeigen. Wer sind Deine Eltern und wo bist Du zu Hause?" — „Ach," sprach Anton, „ich bin ein armer Waisenknabe. Der Herr Förster Grünewald hat mich aber an Kindesstatt angenommen." — „Nun," sagte der Maler, „da bist Du wohl mit ihm verwandt, ein Bruderssohn oder ein Schwestersohn?" — „Nein," sagte Anton, „ich kam ganz landesfremd in sein Haus; er und seine Frau nahmen mich aber sogleich auf und hielten mich wie ihr eigenes Kind." — „Das ist viel, sehr viel," sagte der Maler. „Doch wie kam denn dies?" Anton erzählte seine Geschichte ausführlich. Der Maler hörte ihm aufmerksam zu und sagte am Ende: „Der Förster und seine Frau müssen sehr edle Menschen sein. Grüße sie mir und sage ihnen, morgenden Tages werde ich sie besuchen, um ihnen im Namen der Menschheit für die Liebe, die sie Dir erweisen, zu danken."

Der Maler hieß Riedinger und war vor ein paar Tagen auf dem fürstlichen Jagdschlosse angekommen, um da einige alte Gemälde aufzufrischen. Er benützte diese Gelegenheit, eine und die andere Waldgegend, die ihm besonders gefiel, abzuzeichnen. Sogleich am Abende des folgenden Tages besuchte er den Förster. Beide biedere Männer fanden bald, daß sie eines Sinnes waren, und wurden Freunde. Der Maler wollte nun Anton's Zeichnungen sehen. Die Försterin lobte sie ausnehmend. „Glauben Sie mir," sagte sie, „sie sind unvergleichlich." Allein Anton stand erröthend an der Thüre und sagte: „Herr Riedinger, Sie werden sehen, daß sie ganz und gar nichts heißen." Der Maler ermunterte ihn aber, sie zu zeigen, und Anton brachte sie. Herr Riedinger betrachtete eine nach der andern sehr bedachtsam und lächelte einige Male. Wiewohl er Vieles

daran auszustellen hatte, so gefielen sie ihm dennoch sehr. „Wahrhaftig,“ sagte er, „es steckt ein Maler in dem Knaben. Herr Grünewald, überlassen Sie ihn mir. Sie sollen Freude an ihm erleben.“ — „Topp!“ sagte der Förster, und schlug ein. „Ich habe schon lange nachgesonnen, was der Knabe werden solle. Er ist nun bereits in dem vierzehnten Jahre, und in der Schule zu Aeschenthal ist für ihn weiter nichts mehr zu lernen. Zu einem Jäger ist er zu zart und zu mitleidig. Er artet mehr seiner sanften Mutter nach als seinem tapfern Vater. Wenn Sie also meinen, er gebe einen guten Maler ab, so nehmen Sie ihn immerhin in die Lehre. Wie viel verlangen Sie Lehrgeld?“ — „Lehrgeld?“ sagte der Maler. „Davon kann keine Rede sein. Sie gaben mir zuerst ein Beispiel, wie man sich armer Waisen annehmen müsse. Eine edle That zieht immer andere nach sich, wie eine Kerze andere anzündet. Das ergibt sich alles ganz natürlich. Lassen Sie es also gut sein. Sobald ich mit meiner Arbeit auf dem Schlosse fertig bin, fährt Anton, wenn er anders Lust hat, mit mir in die Stadt, und ich werde keine Mühe sparen, ihn zu einem Künstler zu bilden.“ Anton hüpfte fast vor Freude. Als indessen nach einigen Tagen der Maler in einer Kutsche vor das Haus gefahren kam, ihn mitzunehmen, weinte der gute Knabe doch recht herzlich. Allein der Förster sprach: „Weine nicht, Anton. Es ist ja nur ein Sprung in die Stadt. Wir besuchen Dich öfter, und auch Du kannst uns an Sonn- und Feiertagen leicht besuchen. Ja, das bedinge ich mir noch aus,“ sprach er zu Herrn Riedinger, „daß Anton uns manchmal besuchen, die Weihnachtsfeiertage aber alle Mal ganz bei uns zubringen dürfe; Sie müssen ihm das erlauben.“ — „O recht gern,“ sagte der Maler, „recht gern; und wenn Sie und die Frau Försterin nichts dagegen haben, so komme ich alle Mal mit.“ Sie gaben sich darauf die Hand. Anton dankte seinen Pflegeeltern. Sie ermahnten ihn, seinen Lehrmeister, der so vieles aus lauter Güte für ihn thun wolle, als seinen Vater zu ehren. Un-

ter den besten Segenswünschen seiner Pflegeeltern und Geschwister stieg Anton in die Kutsche und fuhr mit dem Maler fort.

Der treffliche Maler hielt in allen Stücken Wort. Es war ihm eine Herzenslust, einen so fähigen Schüler zu unterrichten. Auch kam er mit ihm zu dem Förster öfter auf Besuch; ja manchmal blieben sie mehrere Tage, um in dem gebirgigen Walde schöne Gegenden abzuzeichnen. Der Meister konnte seinen Schüler jedes Mal nicht genug loben. „Unter uns gesagt," sprach er zum Förster, „er wird ein Künstler, dem ich das Wasser nicht bieten darf."

Nach einigen Jahren kam Herr Riedinger mit Anton, der nunmehr ein blühender Jüngling war, wieder einmal zu dem Förster in die Weihnachtsfeiertage. Herr Riedinger blieb nach dem Abendessen mit dem Förster und der Försterin etwas länger auf. Anton und die Kinder des Försters hatten sich längst zur Ruhe begeben. Der Förster und die Försterin merkten wohl, daß der Maler etwas auf dem Herzen habe und es ihnen sagen möchte. Endlich fing er an: „Was Anton bei mir lernen konnte, hat er gelernt. Er muß nun reisen; er muß Italien sehen. Allerdings wird das nicht wenig kosten; allein es lohnt sich der Mühe. Kein Kapital könnte besser angelegt werden. Ich stehe Ihnen dafür, es wird auch reichliche Zinsen tragen und seiner Zeit wieder ersetzt werden. Was eine solche Reise kostet, übersteigt freilich das Vermögen eines Privatmannes; allein ich habe mir die Sache so ausgedacht: Es versteht sich, daß Anton nicht ganz auf fremde Kosten reise; er muß selbst etwas verdienen. Indeß braucht er doch immer ansehnlichen Zuschuß; denn er muß auch für sich noch freie Zeit behalten, um in der Kunst weiter zu kommen. Was nun mich betrifft, so werde ich das Meinige redlich dazu beitragen. Ich habe mir es, von Ihrem Beispiele ermuntert, nun einmal in den Kopf gesetzt, den Anton umsonst zu einem Maler zu bilden. Seine Arbeiten, die er bisher lieferte, sind mir sehr gut bezahlt worden. Dieses Geld habe ich

zurückgelegt und werde es zu seiner Reise verwenden. Allein es reicht bei weitem nicht zu. Wären Sie nun nicht geneigt, das noch Fehlende, das freilich eine nicht geringe Summe betragen kann, darauf zu legen? Ein gutes Werk, das man angefangen hat, muß man auch vollenden." Er bot dem Förster die Hand hin, erwartend, er werde einschlagen. Der Förster hatte an Anton's Wohlverhalten und seinen Fortschritten in der Kunst hohe Freude. Er besaß ein ziemliches Vermögen. Er blickte seine Hausfrau an. Sie nickte. Der Förster schlug ein und sagte: „Nun wohl, wenn die Summe mein Vermögen nicht übersteigt, so will ich sie ausbezahlen." Es wurde ein Ueberschlag gemacht, was die Reise kosten könnte, und einmüthig beschlossen, Anton sollte künftigen Frühling die Reise antreten.

Der Maler fuhr am nächsten Morgen mit Anton im Schlitten zurück in die Stadt. Der Förster und die Försterin machten aber den Winter über Anstalten zu Anton's bevorstehender Reise. Der Förster kaufte Tuch ein, um seinen Pflegesohn hinreichend mit wohl anständiger Kleidung auszustatten. Auch suchte er seinen eigenen Reisekoffer hervor und ließ ihn mit Rehfell neu überziehen. Die Försterin und ihre zwei Töchter nähten und strickten sehr emsig, den Anton reichlich mit Leinenzeug zu versehen. Zu Anfang des Frühlings mußte Anton noch einige Tage bei seinen Pflegeeltern zubringen. Sein Pflegevater gab ihm in dieser Zeit noch viele gute Ermahnungen und Klugheitslehren und war gegen ihn ganz ungemein liebreich. Der gute Mann nahm sich selbst die Mühe, den Koffer zu packen. So oft ihm die Försterin ein neues Kleidungsstück hinreichte, wurde Anton auf's Neue gerührt. „Ach, wie Vieles, wie gar so Vieles thun Sie an mir!" sagte er. „Meine eigenen Eltern, wenn sie noch lebten, könnten nicht mehr für mich thun." Der Koffer wurde an einen berühmten Maler, dem der Herr Riedinger den Anton empfohlen hatte, voraus geschickt; denn Anton wollte die ganze Reise zu Fuß machen. Christian, Anton's Herzensfreund, hatte aber

noch für ein kleines Felleisen gesorgt, in dem Anton das Nothwendigste zum täglichen Gebrauche mitnehmen konnte.

Endlich kam der Abschiedstag; Anton wollte nach Tische zu Herrn Maler Riedinger in die Stadt gehen und von da aus dann weiter reisen. Die Försterin bereitete ein Abschiedsmahl und Alle speis'ten noch ein Mal mit einander zu Mittag. Es war ein freundliches, rührendes Familienfest. Der Förster blickte in dem kleinen Kreise umher. Es herrschte eine wehmüthige Stille. „Nicht doch, meine Söhne und Töchter," sprach er, „seid nicht so traurig; und auch Du, gute Mutter, trockne diese Thränen da ab! Es ist nun einmal so. Die Söhne, zumal, wenn sie bereits erwachsen sind, müssen hinaus in die Welt; und auch Ihr, meine Töchter, seid bald in dem Alter, wo Ihr vielleicht das väterliche Haus verlassen werdet. Doch, wenn uns auch Berg und Thal dem Leibe nach trennen, im Geiste bleiben wir immer vereinigt, und so traurig der Abschied immer sein mag, das Wiedersehen, das uns hier oder dort nie ausbleibt, ist dann desto freudiger." Der edle Mann wußte durch fröhliche Gespräche Alle wieder zu erheitern. Er ließ eine Flasche guten Wein bringen, von dem er sonst nur an Festtagen trank. Er schenkte der Mutter und den beiden Töchtern, obwohl alle Drei sich weigerten, davon ein. „Den Traurigen gib Wein!" sagte er lächelnd. Anton und Christian boten ihre Gläser her, ohne sich lange nöthigen zu lassen. Am Ende der Mahlzeit nahm der Förster sein Glas und sagte: „Nun Anton, stoß' an — auf eine glückliche Wanderschaft und ein fröhliches Wiedersehen!" — „Das gebe Gott," sagte die Försterin, stieß an und trank ein klein wenig. Christian, Katharine und Luise stießen auch mit an. Allen standen die Thränen in den Augen. Anton war am gerührtesten; er konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten und sagte: „O meine liebsten Eltern, wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig! Was wäre ich ohne Sie! Ach, ewig kann ich es Ihnen nicht vergelten, was Sie an mir gethan haben. Gott wolle Ihr Vergelter sein! Er wolle mich einst

in den Stand setzen, für das unaussprechlich viele Gute, das Sie an mir thaten, Ihnen und meinen lieben Geschwistern meinen Dank durch die That zu bezeugen!"

„Ja, lieber Anton," sagte der Förster, „ich kann es Dir nicht verhehlen, wir thun viel an Dir, und wenn ich Deine Geschwister hier so ansehe, so möchte ich fast sagen, zu viel. Denn was mich und meine geliebte Hausfrau betrifft, so brauchen wir wohl wenig mehr. Unsere Haare sind bereits grau. So lange wir noch leben, haben wir wohl noch Brod. Allein, mein lieber Anton, wenn eines oder das andere Deiner Geschwister einmal in Noth kommen sollte, so vergiß nicht, wie wir Dir aus der Noth geholfen haben, und laß sie nicht in der Noth stecken. Gib mir die Hand darauf, Anton! Nicht wahr, Du verläßt Deine Geschwister nicht?" — „O lieber Vater," rief Anton, indem er dem Förster die Hand reichte, „ich müßte ja der undankbarste Mensch von der Welt sein, wenn ich Ihrer Wohlthaten je vergessen könnte. O gewiß, Ihre Liebe ist mir ewig unvergeßlich. Meine größte Glückseligkeit auf der Welt soll es sein, Ihnen, lieber Vater, meiner besten Pflegemutter oder meinen lieben Geschwistern Gutes erweisen zu können."

„Ich glaube Dir, Anton," sagte der Förster; „doch nun ist es Zeit, daß wir scheiden." Er stand auf und sprach: „Kniee nieder, lieber Sohn, damit ich Dir noch den väterlichen Segen gebe." Anton knieete nieder. Der Förster erhob seine Augen zum Himmel; es war etwas Ehrwürdiges und Feierliches in seinem Angesichte und seiner Gestalt. Er segnete den Jüngling und sprach: „Gott begleite Dich auf allen Deinen Wegen, bewahre Dich vor Sünde und führe Dich gut und unverdorben wieder in unsere Arme zurück!" Die Mutter und die Kinder standen alle mit gefalteten Händen und weinenden Augen andächtig umher und sagten mit gerührten Herzen: „Amen." Der Förster hob den Anton auf, schloß ihn in die Arme und sagte: „Nun zieh' hin und Gott sei mit Dir! Habe ihn stets vor Augen und vergiß nicht, daß sein allsehendes Auge

Dich überall sehe! Halte Dich für zu gut, etwas Böses zu thun! Die Güter und Lüste dieser Erde sind es nicht werth, daß wir ihrenthalben unser Gewissen beschweren. Gedenke, daß wir nicht für diese kurze Zeit, die wir auf Erden zu leben haben, geschaffen sind, und daß eine Ewigkeit sei! Meide nicht nur das Böse, sondern auch jede Gelegenheit, Böses zu thun! Besonders fliehe solche Menschen, die über den frommen Glauben unserer Voreltern spotten und sich über reine Sitten lustig machen! Noch ein Mal — lebe wohl und Gott sei mit Dir!"

Die Försterin sagte mit Augen voll Thränen: „Anton, sieh' diese meine rothgeweinten Augen, diese meine nassen Wangen! Um dieser Thränen willen bleibe Gott ergeben, gut und rechtschaffen! Gedenke dieser Thränen, wenn Du in Versuchung kommst, Böses zu thun! Bisher hast Du uns nur Freude gemacht; betrübe uns nie! So herzlich ich jetzt weine, so fühle ich dabei doch vielen Trost. Aber wenn wir je etwas Unrechtes von Dir hören sollten, dann würden ich und wir Alle die bittersten Thränen weinen. Vergiß unserer treuherzigen, väterlichen und mütterlichen Ermahnungen und der letzten Ermahnung Deiner seligen Mutter in Deinem Leben nicht und lebe wohl!"

Die ganze Familie begleitete den tief gerührten, traurigen Jüngling noch eine weite Strecke Weges, fast bis zu Ende des Waldes. Endlich sagten sie ihm Alle noch ein Mal Lebewohl. Anton ging, sie aber blieben stehen. Er sah noch sehr oft um und winkte ihnen mit dem Hute. Der Förster und Christian winkten ihm auch mit ihren Hüten und die Försterin und die zwei Töchter mit ihren weißen Tüchern, bis er endlich mit seinem Wanderstab in der Hand und seinem Felleisen auf dem Rücken hinter einem waldigen Hügel verschwand.

Fünftes Kapitel.

Ein Weihnachtsgeschenk.

Der heilige Weihnachtsabend war seit Anton's Abreise bereits das dritte Mal wieder angebrochen. Der Förster kam heute mit seinem Sohne Christian früher aus dem Walde nach Hause. Es war sehr kalt. Der Abendhimmel strahlte glühendroth durch die Fenster in die Stube. Die runden Scheiben fingen schon an zu gefrieren und schimmerten in dem röthlichen Abendschein wie Edelsteine. Der Förster setzte sich in seinen Lehnsessel neben dem großen Ofen. Er legte mehr Holz zu; denn der Ofen war so eingerichtet, daß man ihn auch in der Stube öffnen konnte. Die Flamme loderte bald hoch auf, verbreitete einen wallenden Schimmer durch die Stube, spiegelte sich in den Fenstern und vermehrte das Funkeln der gefrornen Fensterscheiben.

Jetzt kam die Försterin in die Stube. „Ist kein Brief von Anton da?" fragte der Förster. „Nein," sagte sie mit betrübtem Angesicht. „Wunderlich," sprach der Förster, und schüttelte den Kopf. „Auf den Weihnachtsabend war sonst alle Mal richtig ein Brief von ihm da. Er schrieb immer sehr ausführlich, und seine Briefe waren mir immer die angenehmste Weihnachtsfreude. Was treibt der Junge, daß er nicht schreibt?"

Kaum hatte der Förster dieses gesagt, so trat ein Bote mit weiß angeduftetem Haare in die Stube. Er hatte einen Brief in der Hand und eine neue Kiste von Tannenholz auf dem Rücken, die zwar nur ganz flach, aber ziemlich breit und so hoch war, daß der Mann sich bücken mußte, um in

die Stube zu kommen. „In dem Kistchen wird wohl ein Spiegel sein,“ sagte Katharine. Der Bote überreichte dem Förster den Brief und lud die Kiste ab. „Der Brief ist von dem Herrn Maler Riedinger,“ sagte der Förster. „Wie kommt das? Nun glaube ich bald, daß dem armen Anton ein Unglück begegnete.“ Er riß den Brief eilig auf und durchlief ihn im Glanze des Feuers, das aus dem Ofen strahlte, mit begierigen Blicken. „Denkt nur,“ rief er freudig, „Anton schickt uns von Rom aus ein Gemälde zum Weihnachtsgeschenk. Er hat es zusammengerollt an Herrn Riedinger übermacht, und ihn ersucht, es in eine reiche goldene Rahme fassen zu lassen und dafür zu sorgen, daß wir es auf den heiligen Abend sicher bekämen. Das Gemälde sei ein wahres Meisterstück, schreibt Herr Riedinger. Der Anton ist doch ein trefflicher Junge, ich möchte ihn sogleich umarmen.“

„Katharine,“ rief er jetzt, „bring' doch dem ehrlichen Boten, bis das Essen kommt, einstweilen ein Glas Wein. Das wird ihm gut thun; denn es ist draußen wirklich grimmig kalt.“ Der Bote nahm den Wein mit Dank an, verbat sich aber das Abendessen. Er habe, sagte er, „zu Aeschenthal Anverwandte und wolle bei diesen den Weihnachtsabend und den heiligen Tag zubringen. „Auch gut!“ sprach der Förster, hieß den Boten austrinken, beschenkte ihn reichlich und entließ ihn.

„Nun,“ sprach der Förster, „sitzt alle um mich her! Da ist in des Herrn Riedinger's Brief auch noch ein Brief von Anton eingeschlossen; den will ich Euch vorlesen.“ Luise sagte: „Ich will nur noch zuvor ein Kerzenlicht holen.“— „Wohl,“ sprach der Förster, „ich kann dann den Brief mit mehr Bequemlichkeit lesen. Aber eile! Luise brachte die brennende Kerze sogleich auf einem glänzenden Leuchter von Messing. Alle saßen bereits begierig im Kreise umher. Der Förster las:

„Liebste beste Eltern und Geschwister! Sie erhalten hier ein Weihnachtsgeschenk, ein Gemälde, das ich mit vielem

Fleiße gemalt habe. Es stellt den neugebornen Heiland in der Krippe vor. Mehrere Künstler versicherten mich, das Bild sei mir sehr gut gelungen. Ich wünsche, daß es Ihnen nur halb so viel Freude machen möchte, als mir die Vorstellung des Kindes Jesu in der Krippe machte, da ich das erste Mal in Ihr Haus trat. Gewiß würden Sie dann keine geringe Freude daran haben.

Ach, daß ich doch mit dem Bilde selbst zu Ihnen reisen und es Ihnen überreichen könnte! Es ist zwar dahier ein herrliches Land. Jetzt, im Monate November, da ich dieß schreibe, ist es bei Ihnen wohl schon längst Winter und Ihr Dach und die Tannen und Eichen umher seufzen unter der Last des Schnees; aber hier prangen die Zitronen- und Pomeranzenbäume noch mit silberhellen Blüthen und goldenen Früchten. Dennoch sehne ich mich unter all diesen Herrlichkeiten nach Ihrem ländlichen Kaminfeuer zurück, an dem ich die seligsten Stunden meines Lebens zugebracht habe.

Ihrer Güte habe ich es zu danken, daß ich unter dem milden Himmel Italiens lebe, daß ich, wenn ich je diesen Namen verdiene, ein Künstler bin. Jene gemüthliche Vorstellung der Krippe Jesu für Kinder, so unvollkommen sie auch sein mochte, weckte mein Talent zuerst. Immer steht sie mir noch vor Augen, und was ich auch, allerdings ohne Vergleich Herrlicheres, von Kunstwerken sehe, so werde ich doch nicht so, wie damals davon entzückt. Ach, die seligen Jahre der Kindheit gehen doch über Alles! Da erblicken wir Alles umher wie verklärt im goldenen Glanze der Morgenröthe. Schade, daß sie so schnell vorüber sind!

Jetzt, in diesem Augenblicke, da Sie diesen Brief lesen und meine Malerei betrachten, bin ich im Geiste unter Ihnen zugegen. Ich erinnere mich mit gerührtem Herzen, wie ich halb erstarrt unter ihr ländliches Dach kam, wie mich die gute Mutter mit warmen Speisen erquickte, wie Sie mich zu ihrem Kinde aufnahmen, wie Christian, Katharine und Luise ihre Weihnachtsgeschenke so freudig mit mir theilten. O, liebster Vater, ich küsse dankbar Ihre und meiner Pflege-

mutter ehrwürdige Hände; ich umarme alle meine Geschwister; ich freue mich jetzt schon im Voraus, Ihnen nach einigen Jährchen nicht blos im Geiste und aus weiter Ferne, sondern von Angesicht zu Angesicht sagen zu können, wie von ganzem Herzen ich sei — Ihr dankbarer, Sie innigstliebender Anton. Rom, den 25. November 1756."

„Das ist ein Brief," sagte der Förster und wischte sich die Augen; „was wir auch an den Jungen gewendet haben, es ist Alles noch zu wenig. Ich setzte zwar immer keine kleinen Hoffnungen auf ihn; allein er übertrifft sie alle bei weitem. Niemals hätte ich geglaubt, eine solche Freude an ihm zu erleben. Doch," sagte er jetzt lächelnd, „ich denke, das Nachtessen wartet auf uns; nach Tische wollen wir das Gemälde besehen." — „O nein," riefen Alle einmüthig, „jetzt gleich!" — „Das geht uns über das Essen," fügte Luise noch bei; „ich will nur geschwind noch eine Kerze holen, damit wir das Gemälde besser betrachten können."

Christian brachte Stemmeisen und Hammer und öffnete die Kiste. „O, wie schön, wie lieblich!" riefen Alle. „Welche himmlische Gestalten, welche unvergleichliche Farben!" Der Förster stellte das Gemälde auf ein Wandtischchen und die zwei hellleuchtenden Wachskerzen darneben. Aller Augen waren auf das schöne Bild gerichtet. Die Försterin faltete andächtig die Hände und sagte: „Wahrhaftig, man kann nichts Schöneres sehen. Mir wird es, als wäre ich wirklich bei der Krippe Jesu zugegen. Wie freundlich, wie holdselig das göttliche Kind uns anblickt, als wollte es bei seinem Eintritte in die Welt uns alle willkommen heißen! Wie Maria an der Krippe knieend, so zärtlich und liebreich auf das Kind niederblickt, es mit einem Arme umfaßt, die andere Hand auf ihr tiefgerührtes Herz legt und über dem holden Kinde aller Dürftigkeit des armen Stalles vergißt! Wie ehrwürdig Joseph da steht und wie fromm er mit gefalteten Händen zum Himmel aufschaut! Wie den Hirten die Redlichkeit aus den Augen sieht; wie ehrerbietig und andächtig sie auf die Kniee gesunken sind!

Und die Engel oben, wie himmlisch schön, wie leicht und schwebend! Und welch' ein heller Glanz das Kind umgibt, Alles umher erleuchtet und selbst den Schimmer der Engel überglänzt! Wahrhaftig, wer sich da der Geburt des Erlösers nicht freuen und mit den Engeln Gott loben und preisen wollte, der müßte ein Herz von Stein haben."

Der Förster hatte das Bild bisher mit unverwandten Augen stillschweigend betrachtet, ohne ein Wort zu sagen. Endlich sprach er, wie aus einem Traume erwachend: „Ja, Du hast recht. Wenn wir diese heilige Geschichte so schön gemalt und in eine Rahme gefaßt vor Augen haben, so macht sie einen neuen, ganz eigenen Eindruck auf unser Herz. Ich will es einmal versuchen, ob ich es Euch sagen kann, was ich alles darin finde und wie es mir um das Herz ist." Er schob seinen Lehnsessel herbei, setzte sich in einer kleinen Entfernung von dem Bilde, in der es sich am besten ausnahm, und sprach dann:

„Wir wollen, meine lieben Kinder, unsere Augen zuerst auf das göttliche Kind in der Krippe richten; wir wollen aber jetzt auf einige Augenblicke seiner göttlichen Abkunft noch nicht gedenken; wir wollen es zuerst nur als ein Menschenkind betrachten. Schwach und hülflos, in arme Windeln eingewickelt, liegt es auf ein wenig Heu und Stroh. Aber die liebevolle Mutter begrüßt es mit freundlichem Lächeln und voll der zärtlichsten Sorgfalt, es wohl zu verpflegen, und der treue Nährvater steht theilnehmend dabei, bereit, mit seinem stärkern Arm Mutter und Kind zu schützen, mit seiner arbeitsamen Hand Beide zu ernähren. Ein treuer Vater, eine liebevolle Mutter und ein Kind, das diese treue Liebe, sobald es zur Besinnung kommt, dankbar erwiedert, ist der schönste Anblick auf Erden, über den sich Engel erfreuen müssen. Dieses liebliche Drei — Vater, Mutter und Kind — hat Gott so zusammen gefügt.

O meine Kinder, denkt daher bei diesem Kinde in der Krippe: als ein schwaches Kind bin auch ich einst so da gelegen, wo man mich hinlegte. Ich hätte verschmachten

müssen, wenn meine Eltern sich meiner nicht liebreich angenommen hätten. Allein mit Freude und Jubel wurde der kleine fremde Gast aufgenommen, und Alles war schon zu seiner Ankunft bereitet. Meine Mutter hüllte mich in meine erste Bekleidung, die Windeln, die sie wohl selbst gesponnen, gebleicht und genäht hatte. All' ihr Sinnen und Trachten Tag und Nacht ging nur darauf, daß mir nichts abgehen möge. Sorgsam wachte sie an meiner Wiege, wenn ich schlief; manche Nacht brachte sie schlaflos zu, aus zärtlicher Liebe zu mir. Der treue Vater theilte ihre Sorge und arbeitete für Beide. So denket, und danket Gott, daß er Euch gute Eltern schenkte! Denn er ist es, der aus Liebe zu Euch etwas von seiner unaussprechlichen Liebe in das Herz Eurer Mutter pflanzte und Eurem Vater von seinem treuen Vatersinne mittheilte und ihm das Vaterherz gab. Seid aber auch nicht undankbar gegen Euere Eltern! Ein Sohn, eine Tochter, die es vergessen könnten, was die Mutter mit ihnen ausstand, was der Vater für sie that, sie zu ernähren, zu kleiden, zu erziehen, wären ohne alles menschliche Gefühl.

Laßt uns nun, meine Kinder, nachdem wir die heilige Familie betrachtet, zu den heiligen Engeln, die dort oben schweben, hinaufblicken und einen Blick auf die Thiere des Stalles werfen. Da wird uns die Würde und die Bestimmung des Menschen klar. Schaut erst noch ein Mal der heiligen Jungfrau in das milde Angesicht voll himmlischer Unschuld und unaussprechlicher mütterlicher Zärtlichkeit! Betrachtet die aufrechte Gestalt des ehrwürdigen Joseph's, wie er so voll Geist und Andacht die Augen zum Himmel erhebt! Sehet das holde Kind an, dessen Angesicht so lieblich lächelt, dessen Augen wie Sterne leuchten! Und nun schauet auf die rauhen haarigen Thierköpfe — des Ochsen und des Esels hin. Wie dumm und vernunftlos sie darein sehen! Wie das Maul hervorsteht und uns zu erkennen gibt, daß sie nur auf Futter bedacht sind und von nichts Höherm und Besserm wissen. Sie sind nicht einmal eines freundlichen

Lächelns fähig. O wem erscheint bei dieser Vergleichung der Mensch nicht als ein höheres Wesen? Wahrhaftig, er gehört einer höhern Reihe von Geschöpfen an. Der roheste Mensch hielte sich ja für beschimpft, wenn man zu ihm sagte: Du bist um nichts besser als der Ochs, der Deinen Pflug zieht, als der Esel, der Deine Säcke zur Mühle trägt und dann verfault. Nein, der Mensch gleicht vielmehr den heiligen Engeln Gottes, die ihren Schöpfer erkennen, sich seiner freuen und ihm lobsingen. Der Mensch ist das einzige Geschöpf auf Erden, das dies auch kann. Sei es, daß er einige Aehnlichkeit mit den Thieren hat, er ist doch den Engeln des Himmels näher verwandt. Sei es, daß er weinend und wimmernd zur Welt kommt, daß er vieles ausstehen, vieles leiden muß, bis er in seiner vollen Blüthe da steht, daß er dann nach einer kurzen Zeit wieder gleich einer Blume dahin welkt, gleich den Thieren dahin modert — nur seine Erdengestalt zerfällt zu Staub. Es ist ein unsterblicher Geist in ihm; er ist ein Engel, in schwaches Fleisch und Blut verhüllt. Sobald diese Hülle abfällt, ist der Engel vollendet, wenn anders der Mensch seine Bestimmung auf Erden erfüllt und dem Willen des Schöpfers gemäß gelebt hat.

Sehr gut hat der Maler außer den größern Thieren noch ein Lamm und ein Körbchen voll Früchte angebracht, die man als ein Geschenk für das neugeborne Kind am Fuße der Krippe erblickt. Dem Menschen sind alle übrigen Geschöpfe der Erde unterworfen; er bezähmt die stärksten Thiere und sie müssen ihm dienen. Ihm gibt das Schaf Milch und Wolle; ihm bringt die Erde ihre schönsten Früchte hervor. Nur um ein Weniges hat Gott den Menschen den Engeln nachgesetzt, hat ihn mit Ehre und Hoheit gekrönt, hat ihn zum Herrn seiner Werke gemacht und Alles ihm zu Füßen gelegt.

Auch der Ort, an dem wir dieses Kind und seine Eltern erblicken, die arme Krippe und der dürftige Stall, sind nicht ohne Bedeutung. Der Mensch bedarf keines Palastes, um

hier auf Erden seine Bestimmung zu erreichen. Er kann in der elendesten Strohhütte zufrieden leben und selig sterben. Wir erblicken in dem Stalle nur Armuth und Mangel. Allein um wahrhaft glücklich, aller wahren Ehre würdig und von ächtem Menschenadel zu sein, braucht der Mensch weder Sammet noch Seide, weder Gold noch Silber. Gerade im Wichtigsten hat Gott keinen Unterschied gemacht. Ein armer Stall beherbergt hier die heiligsten, die seligsten, die ehrwürdigsten Menschen, die je auf Erden gelebt haben.

Doch, meine Kinder, was ich Euch bisher gesagt habe, ist für uns wohl sehr erfreulich und tröstlich; allein es gilt nur von dem Menschlichschönen dieser Geschichte. Die göttliche Abkunft und die hohe Bestimmung dieses göttlichen Kindes ist erst das Allerwichtigste. Denn Jesus Christus, der Mensch gewordene Sohn des Allerhöchsten, ist in diese Welt gekommen, die Menschen, die von Gott und ihrer ursprünglichen Würde abgefallen und deßhalb verloren waren, zu retten. In ihm erschien uns die Menschenfreundlichkeit Gottes sichtbar; in ihm erblicken wir Gott in Menschengestalt. Er ward zwar in tiefster Armuth geboren, lag als ein Kind in einer Krippe, hatte in dieser Welt nicht so viel Eigenes, wo er nur sein Haupt hinlegen konnte, und starb gleich einem Uebelthäter am Kreuze. Allein ohne alle irdische Hülfsmittel, ohne Reichthümer und bewaffnete Macht, hat er durch seine göttliche Weisheit, Liebe und Allmacht die Gestalt der Erde verändert, das Menschengeschlecht erleuchtet, veredelt, dem Verderben entrissen und so seine göttliche Abkunft bewährt. Darauf wird in diesem Gemälde, so wie in der Geschichte, sehr schön gedeutet.

Seht, ringsumher ist es Nacht; tiefes Dunkel deckt die nächtliche Gegend; nur das Licht, das von dem göttlichen Kinde ausgeht, erhellt Alles mit seinem Glanze. So bedeckten bei der Geburt Jesu die Finsternisse der Unwissenheit und des Heidenthums die Erde; in Jesus Christus ist aber der Welt ein Licht aufgegangen, das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt. Die Menschen waren in

Sünde und Laster versunken; viele glichen an Rohheit den Thieren des Stalles; manche hatten sich durch Lasterhaftigkeit sogar unter das Vieh herabgewürdigt; allein durch Christus wurden Alle, die wahrhaft an ihn glaubten, zu bessern Menschen, zu Heiligen, zu Engeln in Menschengestalt neu umgeschaffen. So unwissend und sündig die Menschen waren, so elend waren sie auch. Allein seht, wie selig sind schon die Menschen, die seine Krippe umgeben und sich seiner Geburt freuen! Maria, Joseph, die Hirten fühlen im Anblicke des neugebornen Erlösers sich über allen Erdenjammer erhoben. Er, der in die Welt gekommen, die Menschen von allem Elende zu erlösen, ihnen wahre Freude und den göttlichen Frieden vom Himmel zu bringen, machte schon bei seiner Geburt damit den Anfang. Die Worte des Engels erschallen noch immer an alle Menschen: Ich verkünde Euch große Freude; es ist Euch ein Erlöser geboren, der da ist Christus, der Herr.

Zu ihm steht jedem Menschen der Zutritt offen. Er offenbarte sich zuerst armen, einfältigen Landleuten, den Hirten; auch seine Mutter ist arm, sein Nährvater ein Handwerker, der mit harter Arbeit sein Brod erwirbt. Schon bei der Krippe Jesu wird uns gezeigt, daß Reichthum, hoher Rang und Erdenweisheit vor ihm nichts gelten. Er will nur Menschen um sich sammeln, die eines guten Willens sind, wie Maria, die heiligste Jungfrau, wie Joseph, der Gerechte, wie die Hirten, diese frommen Männer voll Gottesfurcht und Rechtschaffenheit. Doch weiset er auch den größten Sünder nicht zurück, der seine Sünden bereut und sich ernstlich bessern will. Darauf deutet schon der Name des göttlichen Kindes. Deßwegen verkündete der Engel Maria den göttlichen Befehl: „Ihm sollst Du den Namen Jesus geben." Deßhalb wiederholte er diesen Befehl dem Joseph: „Jesus, das heißt Erlöser, sollst Du ihn nennen; denn er wird sein Volk von Sünden erlösen." Das sündige Menschengeschlecht sollte sein Volk, ein heiliges Volk Gottes werden; deßwegen sehen wir über der Krippe Jesu

den offenen Himmel. Er wollte den Menschen den verschlossenen Himmel wieder öffnen, ein Himmelreich auf Erden gründen und so Himmel und Erde wieder vereinigen. Darüber freuen sich die heiligen Engel Gottes, jubeln und frohlocken, preisen Gott in der Höhe und wünschen den Menschen Glück zu dem Heile, das ihnen durch Christus bereitet ward.

Was uns bei der Krippe Jesu verkündet wird, das hat Jesus Christus erfüllt, so große Hindernisse ihm auch der Unglaube und die Hartnäckigkeit der Menschen entgegen setzte, an so vielen seine Geburt und sein Tod verloren waren. Er gründete ein Himmelreich auf Erden, und sein Werk bestand. Manche Welteroberer stifteten indessen Weltreiche; allein sie überlebten ihre Reiche nicht lange, oder sahen wohl noch lebend sie in Trümmer zerfallen. Das Reich Jesu allein, das wahre Christenthum, breitete sich immer weiter aus und bestand bis auf diese Stunde. Ganze Völker kamen zum Glauben an ihn und Könige zierten ihre Kronen mit seinem Kreuze. Die alten heidnischen Gräuel, Menschenopfer und dergleichen verschwanden aus den christlichen Ländern der Erde. Eine Menge von Tempeln und Kirchen erhoben sich, in denen der wahre Gott angebetet und göttliche Wahrheit gelehrt wird. Unzählige Schulen, Armenanstalten, Krankenhäuser kamen durch die christliche Liebe zu Stande. Wie viele Kinder, Arme und Kranke müßten ohne diese milden Stiftungen in Unwissenheit, Lasterhaftigkeit und Elend umkommen! Millionen von Menschen haben im Glauben an Christus Beruhigung über begangene Sünden gefunden und sind durch ihn edle Menschen geworden. Und noch jetzt, so sehr auch der Unglaube und das Verderben überhand nehmen, schlagen ihm unzählige Herzen und finden in ihm Trost in Noth und Tod. Noch immer wird das Evangelium, die Freudenbotschaft von ihm, den Heiden verkündet, und wilde Völker bekehren sich zum Glauben an ihn, freuen sich der himmlischen Wahrheit und nehmen sanftere Sitten an. Der Geburtstag Jesu ist da-

her der wichtigste in der Weltgeschichte, und mit Recht fingen die weisen Alten von diesem Tage eine neue Zeitrechnung an. Jede Jahreszahl soll uns daran erinnern, der Geburtstag Jesu sei der Geburtstag des Lichtes und Heiles für alle Menschen, die ihm Augen und Herzen öffnen wollen, der Geburtstag des wahren Menschenglückes, der Erleuchtung und Veredlung des Menschengeschlechtes. Laßt uns denn, meine Kinder, an diesem Abende und am morgenden Tage dem Erlöser auf's Neue huldigen und in den Lobgesang der Engel mit einstimmen."

So sprach der Förster. Die Försterin sagte gerührt: „Ja, Kinder, das wollen wir. Das schöne Gemälde, das Anton uns schickte, ist das schönste Weihnachtsgeschenk, das Anton oder irgend ein Mensch — ja wohl ein Fürst — uns hätte machen können. Die Andacht, mit der Ihr die frommen Bemerkungen Euers Vaters angehört habt, ist die schönste Weihnachtsfeier, mit der wir den heiligen Abend feiern können. Wir wollen das Heil, das uns Gott durch den neugebornen Heiland bereitete, dankbar annehmen. Dann ist der Geburtstag des Erlösers auch der Geburtstag unsers Heils."

Sechstes Kapitel.

Widerwärtige Schicksale des Försters.

Der treffliche Förster hatte mit den Seinigen seit Anton's Abreise mehrere Jahre in Ruhe und Zufriedenheit verlebt. Seine Kinder waren erwachsen, der Sohn ein rüstiger junger Mann, die Töchter blühende Jungfrauen, alle sehr gut erzogen und von untadelicher Aufführung. Allmälig empfand der gute Vater aber die Beschwerden des herannahenden Alters. Er war darauf bedacht, seinen Dienst dem Sohne abzutreten. Der Fürst des Landes besuchte jährlich im Herbste auf einige Tage das fürstliche Jagdschloß Felseck; denn die Jagd war ihm bei seinen vielen Geschäften

immer einige Erholung. Er war ein sehr leutseliger Herr; jeden seiner Unterthanen, auch den geringsten, hörte er liebreich an und redete freundlich mit ihm. Als der Fürst wieder auf dem Jagdschlosse angekommen und die Jagd in dem Walde des alten Försters besonders gut ausgefallen war, näherte sich ihm der Fürst, klopfte ihm sehr zufrieden auf die Schulter und sagte: „Nun, wie geht's, mein lieber Förster?"

„Euere Durchlaucht," sprach der Förster, „diesen alten Schultern will die Last des Tages zu schwer werden; ich wünschte sie jüngern Schultern übertragen zu dürfen." „Nun," sprach der Fürst, „doch wohl Euerm Sohne, dem Christian dort? Es ist ein braver Jäger, und, was ich ohne Vergleich mehr schätze, ein sehr guter Forstmann. Die Waldungen sind, wie ich auf der Jagd gar wohl bemerkte, im besten Zustande. Verlaßt Euch darauf, kein Anderer bekommt den Dienst. Er mag ihn auch einstweilen versehen. Indeß ist mir's lieb, wenn Ihr noch einige Zeit die Oberaufsicht und den Förstertitel beibehaltet. Auch die besten jungen Leute werden leicht übermüthig und nachlässig, wenn ihr Rockkragen zu frühe mit goldenen Börtchen verbrämt wird. Es ist mein und Euer Vortheil, wenn Ihr noch einige Zeit Förster bleibt."

Der Förster bezeigte dem Fürsten für die gnädige Zusicherung seinen Dank und sagte dann: „Es ist aber noch ein anderer Umstand dabei. Mein Sohn könnte sich eben jetzt gut verheirathen — mit der Tochter meines Jugendfreundes, des längst verstorbenen Försters Busch. Das Mädchen hat erst kürzlich auch ihre Mutter verloren und weiß nun nicht wohin. Sie ist arm, aber sehr fromm, fleißig und die lautere Unschuld, Güte und Bescheidenheit." — „Nun wohl," sprach der Fürst, „ich lobe es sehr, daß ein braver Mann bei seiner Wahl mehr auf Unschuld und Tugend als Geld und Gut sehe. Ich gebe ihm die Erlaubniß, zu heirathen, mit Vergnügen, und die Anwartschaft auf den Försterdienst dazu. Ich werde so-

gleich Befehl geben, damit das Dekret ausgefertigt werde."

Der Förstersohn, der voll banger Erwartung in einiger Entfernung stand, kam auf den Wink seines Vaters herbei und dankte dem Fürsten. Die Heirath kam zu Stande Mit der jungen sanften Frau kam neuer Segen in das Haus; Friede und Eintracht wohnten unter dem Dache des guten Försters. Dem alten Manne wurde noch die Freude, seine Enkel auf seinem Schooße zu sehen, und die alte Försterin wurde wie verjüngt, nun ihre kleinen Enkel pflegen und tragen zu können. Die Töchter des Hauses lebten mit der jungen Försterin wie mit einer Schwester. Alle waren sehr glücklich.

Allein bald kam über dieses glückliche Haus eine große Widerwärtigkeit. Sie entspann sich aus einer alten Geschichte, die der alte Förster beinahe vergessen hatte. Jener junge Herr von Schilf, der ehemals mit dem Förster öfter auf die Jagd gegangen war, hatte bald darauf sich herausgenommen, allein und ohne Erlaubniß des Försters in den Wald zu gehen und Alles, was ihm zu Gesichte kam, ohne Erbarmen niederzuschießen. Der Förster traf ihn im Walde und sagte: „Das Wildschießen ist sehr strenge verboten. Haben Sie, mein lieber junger Herr, Lust zur Jagd, so kommen Sie, wie bisher, zu mir. Ich nehme Sie dann gern mit mir und weise Ihnen die besten Plätze an, wo Sie dann nach Herzenslust schießen können. Allein das darf ich nicht zugeben, daß Sie eigenmächtig in dem mir anvertrauten Forste schalten und walten." Wer aber nach wie vor auf die Jagd ging, war der junge Herr. Der Förster traf ihn wieder, nahm ihm das Gewehr und sagte: „Gott weiß es, ich thue es ungern; allein ich muß. Die Befehle sind streng; ich kann nicht anders. Wenn ich Sie nochmals treffe, muß ich weitere Anzeige machen, und dann geht es Ihnen nicht gut." Der brave Förster ging überdies noch zu dem alten Herrn von Schilf und bat ihn, dem jungen Herrn das Jagen zu verbieten. Der alte Herr ließ zwar

sonst seinem Sohne Alles hingehen; allein dieses Mal ward er doch sehr aufgebracht; er fürchtete die fürstliche Ungnade. Er drohte seinem Sohne mit der Enterbung, wenn er noch ein einziges Mal auf die Jagd gehen würde, es sei denn, der Förster gehe mit ihm. Allein, der junge Herr war es schon gewohnt, seinem Vater nicht zu gehorchen. Bald darauf hörte der Förster einen Schuß, eilte hin und traf den jungen Herrn bei einem erlegten Hirsch. Der Förster machte die Anzeige. Der alte Herr von Schilf reis'te selbst zum Fürsten und flehte um Gnade. Der Fürst sagte: „Nach den Gesetzen sollte der junge Herr in das Zuchthaus wandern. Ich will ihn zwar begnadigen, allein läßt er sich noch ein Mal treffen, so schicke ich ihn sicher dahin, und da begreifen Sie wohl, daß ich mir denn einmal keinen Rath oder andern Diener aus dem Zuchthause nehmen kann." Die Sache wurde so beigelegt; der junge Herr von Schilf faßte aber einen grimmigen Haß gegen den ehrlichen Förster und glühte, wiewohl indeß viele Jahre verflossen waren, noch immer von Rache gegen ihn.

Jetzt starb der Fürst sehr unerwartet; der Erbprinz war noch minderjährig und befand sich eben auf Reisen. Es wurde eine Vormundschaft angeordnet und in dem Lande ging manche Veränderung vor. Der junge Herr von Schilf, der sehr reich war und angesehene Verwandte hatte, wurde Oberförster. Mit großer Pracht zog er in das fürstliche Jagdschloß Felseck ein, von dem ihm ein Theil zur Wohnung angewiesen wurde. Er war nunmehr der Vorgesetzte des guten Försters und quälte den alten Mann unsäglich. Des Tadelns war kein Ende. Der Förster konnte ihm nichts recht machen.

Der Erbprinz hatte zwar nunmehr die Regierung angetreten; allein der Oberförster von Schilf, der sehr abgeschliffen, gewandt und beredt war, wußte den obersten Forstmeister, der bei dem neuen Fürsten sehr viel galt, ganz für sich einzunehmen, und war nun gegen den guten Förster noch übermüthiger und feindseliger als zuvor. „Ihr taugt

nicht mehr zum Dienste," sagte er einmal zu ihm, „ich werde darauf antragen, einen brauchbarern Mann für den schönen Forst zu bekommen." Der Förster sagte: „Herzlich gerne lege ich mein Amt nieder. Ich hätte es schon längst gethan, wenn der hochselige Fürst es zugegeben hätte. Es ist also mein Sohn Förster?" — „Das wäre!" sagte Herr von Schilf, höhnisch lächelnd; „da müßte ich auch etwas davon wissen." Der Förster berief sich auf jenes fürstliche Dekret, dem zu Folge sein Sohn geheirathet hatte. „Pah," rief Herr von Schilf, „ich kenne es wohl." Er wußte es sehr künstlich auszulegen. „Es ist," sagte er, „blos ein Versprechen auf Wohlverhalten; nichts weiter. Der Junge taugt aber nichts. Ich werde meinen Mann besser zu wählen wissen."

Der alte, graue Förster bemühte sich vergebens, eine Thräne zu verhehlen, und sagte: „Seien Sie nicht ungerecht, Herr Oberförster! Sie glaubten sich einmal von mir beleidigt; deßhalb sollten Sie sich zweifach in Acht nehmen, mir wehe zu thun." — „Was," rief Herr von Schilf, und seine Augen funkelten vor Zorn, „Ihr selbst erinnert mich an Euere Grobheiten? Ihr selbst mahnt mich daran, daß Ihr mir mein einziges Jugendvergnügen geraubt und mich bei Hofe angeschwärzt habt? Ihr seid ein ungeschliffener, übermüthiger Kerl. Von jeher hattet Ihr keine Achtung für höhere Stände und hieltet Euch nur an Bettlergesindel. Euerm Sohne habt Ihr gestattet, ein Mädchen ohne Heller und Pfennig, eine wahre Bettlerin, zum Weibe zu nehmen. Euer hübsches Vermögen habt Ihr an den Bettelbuben, den Anton, weggeworfen. Ihr wußtet Euer eigenes Vermögen nicht zu verwalten, wie solltet Ihr fremdes Eigenthum und das Interesse des Fürsten gut besorgen? Geht, geht, mit Euch ist nichts anzufangen. Ich hoffe, wir werden bald wenig mehr mit einander zu thun haben, und Ihr sollet mir bald gar nicht mehr unter die Augen kommen."

Der Förster ging. „Hum," dachte er auf dem Heim=

wege, „der Oberförster mag sagen, was er will; meine Waldungen sind in der besten Ordnung. Er kann, so abgeneigt er mir auch ist, mir nichts anhaben; ich lasse es darauf ankommen.“ Er sagte indessen zu Hause den Seinigen von Allem, was der Oberförster gesagt hatte, nichts, um sie nicht ohne Noth zu betrüben.

Allein bald darauf, da der alte Mann eben aus dem Walde zurückgekommen war und in seinem Lehnstuhl ausruhte, trat ein Bote in die Stube und überreichte ihm ein Schreiben vom Oberforstamte. In dem Schreiben stand, der bisherige Förster Grünewald sei vermöge höchsten Befehls, wegen Altersschwäche und davon herrührender Unfähigkeit seines Dienstes entlassen und der Forst bis zur Wiederbesetzung einstweilen dem benachbarten Förster zu Waldenbruch zur Verwaltung übergeben worden. Von einem Ruhegehalt für den verdienten alten Mann, von einer andern Anstellung seines Sohnes war keine Rede. Nur wurde noch bemerkt, der abgekommene Förster solle sich von dem Augenblicke an, da er dieses Schreiben erhalte, nicht mehr unterstehen, im Walde einen Schuß zu thun oder sich auch nur mit einem Gewehre blicken zu lassen, bei Strafe, daß es ihm abgenommen werde.

Der alte Förster öffnete das Schreiben und ward sehr bestürzt; seine Hand zitterte, in der er es hielt. Indessen faßte er sich wieder und las den Seinigen, die in der Stube mit allerlei Arbeiten beschäftigt waren, das Schreiben laut vor. Die alte Försterin und ihre zwei Töchter wurden bleich vor Schrecken. Der junge Förster glühte vor Zorn über die Bosheit des Oberförsters. Die junge Försterin stand eine Weile sprachlos da und fing an, laut zu weinen. Ihre Kinder, die in der Stube spielten und die Mutter weinen sahen, weinten auch. Es entstand ein allgemeiner Jammer. Nur der alte, ehrwürdige Förster stand ruhig in ihrer Mitte und sprach: „Vergeßt nicht, daß der alte Gott noch lebt. Du, Großmutter, höre zuerst auf, zu weinen, und gib unsern Kindern und Enkeln ein Beispiel von Vertrauen auf

Gott. Gegen seinen Willen können böse Menschen uns nicht schaden. Diese Prüfung kommt von ihm; sie wird uns einmal zu unserm Besten gereichen. Also Muth gefaßt! Gott ist unser mächtiger Beschützer; er verstoßt uns nicht, wenn uns auch alle Welt verstoßen sollte. Er, der gute reiche Vater, wird es uns, seinen Kindern, nie an Brod fehlen lassen. Auf ihn wollen wir vertrauen und unverzagt und getrost sein."

„Indeß," fuhr er fort, „will ich nichts von dem unterlassen, was ich thun kann. Ich reise morgenden Tages zum Fürsten. Er ist so edelmüthig als sein hochseliger Vater. Er wird mich hören, so überhäuft er auch jetzt, nach dem Antritte seiner Regierung, mit Geschäften sein mag. Er ist gerecht; er wird nicht zugeben, daß man einen alten Diener, der dem Fürstenhause über vierzig Jahre treu und redlich diente, so ohne weiters mit Weib, Kindern und Enkeln dem Mangel und dem Hungertode preis gebe. Du, Christian, mußt mich begleiten. Wir können ja jetzt Beide abwesend sein, ohne den Oberförster um Urlaub zu bitten. Wir machen die Reise zu Fuß; das Reiten oder Fahren wäre für unsere jetzigen Umstände zu kostbar, ist auch gar nicht nothwendig. Die nöthigen Kleidungsstücke für die Reise finden in unsern Jagdtaschen wohl Platz. Macht nur Anstalt, daß Morgen frühe Alles bereit sei.

Der alte Förster war am folgenden Morgen schon vor Anbruch des Tages aufgestanden und weckte seinen Sohn. „Es wird mir zu lange, auf den Tag zu warten," sagte er; „es ist ja Mondschein und wir kennen alle Wege. Laß uns gehen!

Die alte Försterin legte die grüne, goldbordirte Uniform hübsch zusammen und schlug ein reines Leinentuch darüber, um sie bequemer in die Jagdtasche zu packen. Katharina brachte Weißzeug und einige Lebensmittel für die Reise. Die junge Försterin und Luise machten das Frühstück zurecht und kamen damit in die Stube. Die Kleinen schliefen noch. „Und bis wann gedenkst du denn wieder zurück zu

kommen? fragte die alte Försterin ihren Mann. „Das weiß ich selbst noch nicht genau," sprach er; vor acht Tagen schwerlich." — „Morgen über vierzehn Tage ist der heilige Weihnachtsabend," sagte die alte Försterin; „bis dahin kommst du doch gewiß?" — „Will's Gott, morgen über acht Tage," sagte der Förster. „Uebrigens gehe es, wie es will, den heiligen Weihnachtsabend muß ich mit Euch feiern." — „Gott gebe, in Freuden!" sagte die Försterin. „Betet indessen," sagte der Förster noch, „und vertrauet auf Gott. Er wird machen, daß die Sachen gehen, wie es heilsam ist." Alle begleiteten die zwei Männer unter die Hausthüre. Es war noch völlig Nacht und man sah noch nicht das geringste von der Morgenhelle. Sie gingen indessen in der kalten, schauerlichen Dezembernacht getrost weiter.

Alle im Hause waren nun um die lieben Reisenden, besonders um den alten Vater sehr besorgt. Die ersten acht Tage wußten sie sich zwar immer zu trösten; als aber weiterhin ein Tag nach dem andern verging und die Witterung höchst unfreundlich und stürmisch wurde und es fast unaufhörlich regnete, wurden sie sehr unruhig. „Ach," sprachen sie, „der Christian, so rüstig er ist, wird genug auszustehen haben; wie aber wird der alte Vater durchkommen?" Die zwei Kinder des jungen Försters liefen alle Augenblicke vor die Hausthüre, um zu sehen, ob der Vater und der Großvater denn nicht kämen.

So verflossen zu den ersten acht Tagen noch acht Tage in Kummer und Sorgen. Ueberdieß hatte bald nach der Abreise der beiden Förster ein Jägerbursch des Oberförsters ein amtliches Schreiben gebracht. Die Försterin getraute sich zwar nicht, es zu öffnen; allein sie fürchtete, daß es nichts Gutes enthalte. Denn der Jägerbursch hatte noch mündlich und mit höhnischer Miene gesagt: „Es ist toll, daß der alte Mann mit seinem jungen Brausekopf in die Residenz lauft. Der Herr Oberförster ist seiner Sache gewiß; sie richten nichts aus und kehren mit Schande und Spott zurück." Alle im Hause beteten indeß täglich, Gott wolle die beiden

Reisenden bei dem Fürsten ein gnädiges Gehör finden lassen und sie glücklich wieder nach Hause führen; auch die Kinder beteten ungeheißen mit.

Siebentes Kapitel.

Wie es dem Förster weiter gegangen.

Unter diesen Umständen brach der heilige Weihnachtsabend an. Es wurde heute früher Nacht als sonst; denn der ganze Himmel war mit schweren Wolken bedeckt. Der Sturmwind braus'te durch die alten Eichen und die schwankenden Tannen des Waldes. Es schneite und regnete sehr heftig, und die Dachrinne rauschte gleich einem Regenbach, der von einem Felsen stürzt. „Ach, Du mein Gott," sagte die alte Försterin, nachdem sie lange zum Fenster hinaus gesehen hatte, „sie kommen noch nicht. Wenn sie heute, am heiligen Christabende, ausbleiben, so ist ihnen sicherlich ein Unglück begegnet. Mir ist ganz unaussprechlich bange. Es ist ja ein Wetter, man sollte keinen Hund vor die Thüre jagen, und die Wege sind zum Versinken schlecht. Ach, wenn sie nur wieder da wären, gehe dann alles Uebrige, wie es wolle!"

Sie öffnete wieder das Fenster, sah hinaus und rief: „O, Gottlob, nun kommen sie!" Alle eilten ihnen vor die Hausthüre entgegen; Alle fragten: „Nun, wie ist es in der Stadt gegangen?" — „Ich hoffe, es soll noch Alles gut gehen," sagte der alte Förster. „Ihr werdet aber unsertwegen Kummer gehabt haben. Wir blieben lange aus; allein ich war auf der Reise nicht ganz wohl und konnte nicht mehr weiter und da es wieder besser ging, waren von dem vielen Regen die Flüsse und Bäche so angeschwollen, daß wir noch einige Tage aufgehalten wurden. Nun, Gottlob, daß wir wieder da sind." Er trat in das Haus, kleidete sich um und setzte sich in seinen Lehnsessel an den wärmenden Ofen. Die alte Försterin brachte eine Flasche

Wein, zwei Gläser und die brennende Oellampe. „Erquickt Euch doch Beide ein wenig," sagte sie, indem sie einschenkte; „Ihr werdet es Beide sehr nöthig haben. Das Essen wird bald fertig sein." — „Wohl," sprach der Förster, beim Scheine des hellen Oellichtes umher schauend; „es ist doch gut, wieder zu Hause zu sein, unter den lieben Seinigen, wo man lauter freundliche und fröhliche Gesichter um sich erblickt."

Der junge Förster hatte indeß seiner Frau im Vertrauen gesagt: „O es steht gar nicht gut; wir kommen wahrscheinlich um den Dienst." Diese erschrack sehr und sagte es heimlich den Uebrigen. Der alte Förster sah, wie sich auf einmal alle Gesichter verfinsterten und voll Schrecken und Angst zeigten. „Hat Christian schon geplaudert?" sagte er; „je nun, es ist da nichts zu verhehlen. Ihr sollet Alles hören; doch werdet mir nicht zu traurig. Es ist uns ja heute Nacht ein Erlöser geboren; über dieser großen Freude müssen wir unsere kleinen Erdensorgen vergessen, wenigstens sie uns nicht zu sehr zu Herzen nehmen.

Als wir," sprach er hierauf, „Abends spät in der Residenz ankamen, ging ich noch zu dem alten Forstrath Müller. Er ist ein sehr biederer Mann, dachte ich; er war vor alten Zeiten mein Oberförster und immer mein Freund. Die übrigen Räthe, die mich kannten, sind alle todt oder in Ruhe versetzt. Wiewohl auch er sich Alters halber von Geschäften zurück gezogen hat, so kann er mir doch den besten Rath geben. So dachte ich. Der edle Mann nahm mich in der That mit großer Herzlichkeit auf. Ich sagte ihm mein Anliegen. Er sprach: „Sie haben an dem Oberförster einen sehr schlimmen Feind, der dahier mächtige Freunde hat. Er will Ihren Dienst einem jungen Menschen, der sein Bedienter war, zuschanzen und sendet immer die nachtheiligsten Berichte über Sie und Ihren Sohn ein. Ich fürchte sehr, er dringe durch und bringe den guten Christian um das väterliche Brod." Ach, sagte ich, es wird ja nicht so weit kommen! Indeß bin ich Willens, selbst zum Fürsten zu gehen.

„Thun Sie das,“ sagte der Forstrath; „ich gehe mit. Indeß kommen Sie eben jetzt zu der ungelegensten Zeit. Der Herr hat zu viele Geschäfte; Sie werden kaum vorkommen. Auch zu dem obersten Forstmeister und den Forsträthen müssen Sie gehen. Allein ich fürchte, da finden Sie keine gute Aufnahme. Herr von Schilf hat sie alle ganz verblendet.“ Ich fand auch, daß der Forstrath vollkommen recht hatte. Ich machte manchen sauern Gang. Der oberste Forstmeister nahm mich sehr kalt auf und fertigte mich kurz ab. Die andern Räthe behandelten mich nicht viel besser; ich sah nur finstere Gesichter und mußte manche harte Rede anhören. Bei dem Fürsten aber wurde ich, da der oberste Forstmeister eben um ihn war, gar nicht vorgelassen. Der Oberförster wußte mich und den Christian sehr schlau zu verleumden. Ich mag Euch dieß jetzt nicht ausführlich erzählen; es betrifft ohnehin Geschäfte, die Ihr nicht versteht. Alles, was wir hoffen können, ist eine Untersuchung; allein es ist zu fürchten, daß sie in solche Hände kommen werde, von denen wir wenig Gutes zu erwarten haben. — Doch diese Gespräche machen uns zu traurig, und heute Abend sollten alle Menschen in der ganzen Christenheit fröhlich sein. Es ist ja der heilige Weihnachtsabend; wir wollen der Geburt unsers Erlösers gedenken. Das wird unsern trüben Sinn erheitern.“

Er richtete seine Blicke auf das Gemälde von der Geburt Jesu, das Anton einst geschickt hatte. Es hing in der Stube an jener Stelle, wo vorhin der Spiegel gehangen, und war, damit es nicht Schaden nehme, mit einem Flor verhüllt. Die kleinen Enkel des alten Försters, zwei liebliche Kinder, Franz und Klara, hatten sich schon seit mehrern Wochen auf die Feier des heiligen Weihnachtsabend gefreut. Sie sprangen auf und trockneten sich schnell die Thränen von ihren erheiterten Gesichtchen. „Großmutter,“ sagte der kleine Franz, „nimm den Flor weg von dem Bilde und zünde, wie im vorigen Jahre, die Kerzen an, damit man es auch recht sehe.“ — „Und Du, Großvater,“ sagte die kleine

Klara, „hole Deine Harfe; wir wollen unser Weihnachtsliedchen singen, das uns die Mutter gelehrt hat.“

„Nun wohl,“ sprach der Förster, „wir wollen ein Weihnachtslied singen. Doch, sagt zuvor noch, hat sich, während wir fort waren, nichts besonderes ereignet?“ — „Nichts,“ sagte die alte Försterin; „nur ist leider bald nach Euerer Abreise wieder ein Schreiben von dem Oberforstamte angekommen. Was es wohl sein mag?“ Sie reichte ihm das Schreiben verschlossen hin. Er öffnete es, erblaßte und sagte mit einem Blick zum Himmel: „Nun, Herr, Dein Wille geschehe!“ Alle schauten erschrocken und erwartungsvoll auf ihn. „Was ist es denn?“ fragte die Großmutter. „Wir sollen aus diesem Hause fort,“ sagte er; „ja wir sollten schon fort sein. Der Oberförster befiehlt in diesem Schreiben, das Försterhaus müsse längstens bis zum Weihnachtsabende geräumt und gereinigt sein, damit der neue Förster auf die Weihnachtsfeiertage einziehen könne. Er droht, wenn wir ihm nicht gehorchen würden, uns durch die Amtsdiener abführen zu lassen. Mich wundert, daß sie noch nicht da sind; wir sind keinen Augenblick sicher, daß sie uns aus dem Hause werfen.“

„Ach Gott,“ rief die junge Försterin, „jetzt in dieser fürchterlich stürmischen Nacht! Hört Ihr, wie draußen der Sturmwind braus't, wie es regnet? Wo werden wir gegen Sturm und Regen ein Obdach finden?“ Sie sank auf einen Sessel und umfaßte ihre zwei Kinder. „Guter Gott,“ seufzte sie, „ach, erbarme Du Dich dieser Unschuldigen!“ Der junge Förster stand mit gefalteten Händen sprachlos vor ihr und blickte sie und seine zwei Kinder mit Augen voll Thränen an.

„O, Du mein Gott,“ sagte die Großmutter schluchzend und die Hände ringend, „in unsern alten Tagen mit Kindern und Enkeln aus dem Hause vertrieben zu werden, in dem ich geboren bin, in dem mein Vater und Großvater lebten — ach, es ist schrecklich! Guter Gott, laß mich in diesem Hause, in dem ich geboren ward, vollends absterben.“

Katharine weinte stille Thränen; Luise stand zitternd und bebend da, wie ein Lamm, das man schlachten will. Der alte Förster aber mit seinem ehrwürdigen Angesichte, der hohen, kahlen Stirne und den grauen Seitenlocken, blickte lange schweigend zum Himmel und sprach dann ruhig und gefaßt: „Ja, meine liebsten Kinder, es ist an dem, daß wir dieses Haus verlassen müssen. Ich weiß keinen Menschen, der uns alle zugleich in sein Haus aufnehmen könnte. Wir werden jetzt wohl von einander getrennt werden. Ich hoffte zwar, in Euerer Mitte ein ruhiges Alter zu genießen, hoffte, Ihr würdet, so wie Ihr jetzt um mich versammelt seid, in diesem Hause einst Alle an meinem Sterbebette stehen. Gott beschloß es anders; wir wollen uns in seinen heiligen Willen ergeben.

Er blickte auf seine Enkel und sprach weiter: „Unser Herz regt sich, wenn wir diese weinenden Kinder betrachten. Gott hat noch ein liebevolleres Vaterherz gegen uns. Schickt er ein so schweres Leiden über uns, so hat er gewiß die weisesten Absichten dabei. Auch diesen Jammer wird er zu unserm Besten lenken. Wenn es einmal auf das Aeußerste gekommen, muß es wieder besser gehen. Die Alten sagten ja aus wohlbewährter Erfahrung: Ist die Noth am höchsten, so ist Gottes Hülfe am nächsten. — Wir haben in dieser Stube viele Weihnachtsabende in Freuden zugebracht, laßt uns auch den einen traurigen von Gottes Hand willig annehmen."

„Du hast recht, liebster Mann," sagte die alte Försterin; „wir wollen Gott Alles überlassen und in unserm großen Jammer getrost sein. Ach, ich dachte oft daran, wie es Maria sein mußte, als sie nicht nur in dem Stalle bei dunkler Nacht übernachten mußte, sondern bald darauf ihre Wohnung — wie wir jetzt — gar verlassen, und mit ihrem göttlichen Kinde fortziehen sollte in ein anderes Land. O, so groß ihr Glauben, ihr Vertrauen war, ich denke doch, daß ihr, wo nicht um ihrer selbst, doch um ihres Kindes willen Thränen in die Augen traten. Ich weiß, was es um ein

Mutterherz ist. Ihre Leiden waren gewiß herzzerschneidend. Jeder Mensch auf Erden aber muß in ähnliche Lagen kommen; Gott läßt keines seiner Kinder ungeprüft. Jene alten Geschichten werden auf eine gewisse Art an uns erneuert. Allein Derjenige, der Maria in dem armen Stalle und auf ihrer traurigen Flucht tröstende Freunde und leitende Engel zuschickte, wird auch uns nicht ohne Trost lassen; er wird zu rechter Zeit Hülfe schicken.

Nun wurde mit einem Male an der Hausthüre geklopft. „Jetzt kommen sie," sagte der alte Förster, „und werden uns aus dieser Stube vertreiben." Der Förstersohn fuhr auf, blickte nach seinem Gewehr und rief: „Das sollen sie sich nicht unterstehn, meine grauen Eltern, mein liebes Weib, meine Kinder, meine Schwestern aus dem Hause zu werfen. Den Ersten, der an sie Hand anlegt, den —

„O nein, nein, mein Sohn," sprach der alte Vater, „sprich diese schrecklichen Worte, die Du auf der Zunge hast, nicht vollends aus. Keine Widersetzlichkeit, nichts von unrechtmäßiger Gewalt! Gott ist über uns und Allen; er allein ist unser Schutz und unsere Zuflucht. Wenn unsere Bitten und Vorstellungen über diese Männer, die uns zu vertreiben kommen, nichts vermögen, so gehen wir willig aus dem Hause und flüchten uns, bis die Nacht vorüber ist, in jene Höhle des Waldes, in der wir bei stürmischer Witterung auf der Jagd oft eine Zuflucht gefunden. Ach," sprach er, indem er aus seinem Lehnsessel aufstand, „ich wollte, ein jedes von Euch könnte mit mir altem, vielgeprüftem Manne sagen:

„Um mich hab' ich mich ausbekümmert
Und alle Sorg' auf Gott gelegt;
Würd Erd' und Himmel auch zertrümmert,
So weiß ich doch, daß er mich trägt,
Und hab' ich meinen treuen Gott,
So frag' ich nichts nach Noth und Tod."

Achtes Kapitel.

Ein unerwarteter Besuch.

Indessen wurde wiederholt geklopft, und noch stärker als zuvor. „Geh', Christian," sagte der alte Förster, „und öffne die Thüre." Christian ging. Nach einigen Augenblicken trat ein schöner, ansehnlicher Herr, den sie nicht kannten, in einen dunkelgrünen Mantel gehüllt und mit einer Pelzmütze bedeckt, zur Thüre herein. „Das ist der neue Förster!" dachten alle mit erschrockenem Herzen. Der Unbekannte schien aber selbst erschrocken, so viele rothgeweinte Augen und schreckenblasse Angesichter zu sehen. Er nahm seine Mütze ab, stand einige Augenblicke still und sagte: „Kennen Sie mich denn nicht mehr?" — „Ach Gott," rief Luise, „es ist Anton!" — „Anton!" rief Katharine; „ist's möglich?" — „Was fällt Euch ein?" sagte die alte Mutter; „dieser Herr da ist ja viel größer und stärker als Anton." — „Wahrhaftig, er ist es," sprach Christian; „es ist Anton. Um des Himmels willen, Bruder, wie kommst Du hierher? Ich hätte Dich in Rom gesucht, mehrere hundert Stunden von hier." Der alte Vater rieb sich die Augen, als traute er ihnen nicht, trat langsam näher, eilte aber plötzlich mit weit ausgestreckten Armen auf Anton zu, schloß ihn in die Arme und konnte nichts mehr sagen, als: „O, mein Sohn Anton!" Sie umarmten sich lange und innig. Nun grüßte Anton seine ehrwürdige Pflegemutter, seine Geschwister Christian, Katharine und Luise, voll der herzlichsten Freude des Wiedersehens. Auch die junge Försterin und ihre Kinder, die er das erste Mal sah, grüßte er mit

großer Freude und Herzlichkeit. So tief betrübt Alle noch vor wenigen Augenblicken waren, so hoch erfreut waren jetzt Alle. Die unerwartete Freude hatte alle Traurigkeit verscheucht, wie die aufgehende Sonne die nächtlichen Schatten zerstreut.

Jetzt aber fing die alte Mutter an: „Ach, Anton, Du findest uns in sehr traurigen Umständen. Du hast ja unsere Thränen noch gesehen, als Du in die Stube herein kamst. Ach, laß Dir unsern Jammer doch erzählen.“ — „Ich weiß Alles,“ sprach Anton; „seien Sie aber vollkommen ruhig, liebste Eltern! Ihre Angelegenheiten stehen auf's beste. Ich komme eben vom Fürsten. Er grüßt Sie, liebster Vater, auf das freundlichste.“

„Mich?“ rief der alte Vater. „Wie kamst Du zum Fürsten? Das begreife ich nicht. Wahrhaftig, ich fürchte, dieses alles ist nur ein glücklicher Traum.“

„Nein,“ sprach Anton, „nichts weniger als ein Traum, sondern die gewisse Wahrheit. Setzen Sie sich einmal in Ihren Lehnsessel, liebster Vater, und Sie, liebste Mutter, nehmen Sie hier Platz und lassen Sie sich Alles ausführlich erzählen.“ Er legte seinen Mantel ab und holte noch ein paar Sessel herbei. Die erfreuten Pflegeeltern nahmen ihn in ihre Mitte. Alle Uebrigen standen umher und sahen voll Verwunderung und Erwartung auf ihn. Anton erzählte:

„Unser jetziger gnädigster Fürst war, wie Sie wissen, noch vor Kurzem als Erbprinz in Italien. Da wurden nun einmal zu Rom die Gemälde junger Künstler zur Schau ausgestellt. Er ging hin, und unter den vielen Gemälden gefiel ihm eines ganz vorzüglich. Man sagte ihm, ein junger Maler aus seinem Fürstenthum, Anton Kroner, habe es gemalt. Der Prinz ließ mich rufen, lobte mich sehr und war gegen mich ganz ungemein gnädig. Er fragte mich, was ich für das Gemälde fordere, und bezahlte mir mit fürstlicher Großmuth viel mehr, als ich verlangt hatte. Da er die berühmtesten Gemälde zu Rom sehen wollte, so mußte ich

ihn öfter begleiten, durfte neben ihm in seinem Wagen sitzen, ja sogar einige Male bei ihm speisen. Nun wurden zu Rom mehrere alte Gemälde von ganz vorzüglicher Schönheit zum Verkauf ausgeboten. Der Prinz fuhr mit mir hin, sie zu besehen. Er fragte mich bei jenen Stücken, die ihm besonders gefielen, um meine Meinung, und beschloß, sie zu kaufen. Es war ein Tag bestimmt, an dem sie öffentlich sollten versteigert werden. Der Prinz konnte aber nicht mehr so lange bleiben; er mußte nach Hause reisen und die Regierung übernehmen. Er gab mir daher den Auftrag, die Gemälde zu kaufen und dafür zu sorgen, daß sie ihm sicher und unbeschädigt überliefert würden. Er bestimmte, wie viel ich im äußersten Falle für die Gemälde geben dürfte, und wies mir eine Summe Geldes an. Dieser für mich so ehrenvolle Auftrag lag mir nun sehr am Herzen. Ich war auch so glücklich, die Gemälde für eine bedeutend geringere Summe, als er mir gestattet hatte, zu erhalten. Da ich bereits Alles, was für einen Maler in Italien vorzüglich sehenswerth ist, gesehen hatte, und da eben ein Schiff zum Absegeln bereit lag, so schiffte ich mich sammt den Gemälden ein. Ich kam mit meinem kostbaren Schatze glücklich an das Land. Da miethete ich nun für die Gemälde einen besondern Wagen und fuhr, damit sie ja keinen Schaden nehmen möchten, selbst mit, bis wir auf dem Wagen zusammen in der Residenz anlangten. Ich eilte sogleich nach Hofe und ließ mich melden. Der Fürst war eben von der Mittagstafel aufgestanden und befand sich in seinem Kabinette. Ich kam sogleich vor. „Nun, willkommen in Deutschland!“ sprach der Fürst sehr freundlich; „was bringen Sie mir Gutes aus Italien?“ — „Die Gemälde,“ sagte ich, „die ich Euerer Durchlaucht höchstem Befehl gemäß gekauft habe.“ — „Nun,“ sprach der Fürst, „und wie viele davon?“ — „Alle,“ sagte ich. „Alle!“ rief er sehr erfreut; „das ist ja ganz vortrefflich.“ Er gab sogleich Befehl, daß die Bilder ausgepackt und aufgestellt würden. Ich legte auch mit Hand an. Alle waren

vollkommen unbeschädigt. Der Fürst war in seinem größten Vergnügen. Denn er ist nicht nur ein Liebhaber, sondern auch ein Kenner von Gemälden. Ich überreichte ihm die Quittungen für die bezahlten Gemälde. „Die Summe,“ sprach er, „beträgt ja ein Merkliches weniger, als ich Ihnen gestattete.“ Ich sagte: „Euere Durchlaucht wollen befehlen, wo ich das übrige Geld abzugeben habe.“ — „Nun,“ sagte er sehr gnädig, „davon kann keine Rede sein. Ich bin Ihnen Dank schuldig. Wenn Sie mit mir zufrieden sind, so bin ich es mit Ihnen noch viel mehr. Doch Sie sind müde von der Reise und haben sich mit Auspacken noch mehr abgemattet, Sie bedürfen der Ruhe.“ Er befahl, mir ein Zimmer in der Residenz anzuweisen.

Als ich Abends in meinem Zimmer saß, fiel mir plötzlich ein, den alten Forstrath Müller zu besuchen. Er war ja außer dem Fürsten der einzige Mann, den ich in der Residenz kannte, und ich erinnerte mich sehr wohl, wie er ehemals als Oberförster Sie, bester Vater, öfter besuchte und mit Ihnen in der herzlichsten Freundschaft lebte. Er fragte mich, wie ich hierher komme. Ich sagte es ihm. „Sie kommen zur glücklichsten Stunde,“ sprach er, und fing nun sogleich an, mir zu erzählen wie es Ihnen, liebster Vater, gehe, wie viel Verdruß Ihnen der Oberförster mache, wie Sie deßhalb in die Residenz gekommen, wie Sie aber einige Tage vor meiner Ankunft unverrichteter Sache wieder abgereiset wären. Ich wollte sogleich wieder zum Fürsten. „Nicht doch,“ sagte der Forstrath, „das geht nicht. Morgen frühe müssen Sie um eine besondere Audienz bitten. Ich werde Sie begleiten. Die Sache ist jetzt schon so vorbereitet, daß wir ein geneigtes Gehör finden werden.“ Wir wurden am folgenden Morgen sehr bald vorgelassen. Ich fing sogleich von Ihnen an und redete mit großem Eifer. Ich erzählte, wie ich in Ihr Haus gekommen und was Sie alles an mir gethan haben. Ich war sehr ausführlich. Der Forstrath sagte einige Male: „Zur Sache, zur Sache.“ Der Fürst aber lächelte nur und sagte: „Lassen Sie! Die

Dankbarkeit des guten Sohnes gegen seine alten Pflegeeltern gefällt mir. Wir werden ja am Ende finden, wo das alles hinaus will." Ich kam nun auf den Herrn von Schilf und sagte es geradezu, warum er Ihnen so auffässig sei, und daß er als ein Wilddieb in das Zuchthaus gekommen wäre, wenn der hochselige Fürst nicht zu gnädig gewesen wäre. „Nicht doch," sagte der Forstrath ernsthaft zu mir, „Sie vergessen den schuldigen Respekt. Fürsten können kaum zu gnädig sein. Der Oberförster war damals ein junger Mensch, und es konnte deßhalb immer einige Schonung eintreten." — „Nur weiter, nur weiter!" sagte der Fürst zu mir. Ich zeigte ihm nun die Briefe, die Sie, liebster Vater, mir nach Italien geschrieben. Ich hatte sie noch in der Nacht aus meinem Koffer hervorgesucht. Da ist auch nicht ein einziger darunter, in dem nicht für den durchlauchtigsten Erbprinzen, der mit mir damals in einem Lande lebte, die besten Segenswünsche enthalten wären. Der Fürst las nicht nur die Stellen, die ich ihm zeigte, sondern, nachdem er mich zuvor, mit zu vieler Gnade, um Erlaubniß gefragt hatte, die ganzen Briefe. „Nun wohl," sprach er, „ich erinnere mich jetzt, daß Sie mir schon in Italien von dem wackern Manne gesagt haben; ein Mann, der so schreibt und einen so guten Sohn erzog, kann kein schlechter Mann sein." — „Deßhalb," sagte ich, „müssen Euere Durchlaucht den Oberförster bestrafen und dem Sohne des Försters den väterlichen Dienst geben." Der Forstrath blickte mich unwillig an und sagte: „Spricht man denn auch einmal so mit dem gnädigen Herrn?" Der Fürst sprach aber mit Lächeln: „So schnell geht es freilich nicht, wie Sie meinen, junger Mann. Ich muß den Oberförster erst auch hören." Er winkte dem Forstrath an ein Fenster und redete einige Zeit besonders mit ihm. Der Forstrath setzte sich hierauf und schrieb. Der Fürst sagte aber zu mir: „Seien Sie ruhig, es wird recht werden."

Er redete nun, während der Forstrath schrieb, mit mir von Gemälden. „Mein seliger Vater," sagte er, „hat mir

eine ganz artige Sammlung hinterlassen. Ich bin begierig, was Sie dazu sagen. Indessen müssen alle Gemälde wieder in bessern Stand gesetzt werden. Diese Arbeit übertrage ich hiermit Ihnen. Wollen Sie das Geschäft übernehmen?" — „Mit dem größten Vergnügen," sagte ich, „aber erst nach den Weihnachtsfeiertagen. Am heiligen Weihnachtsabende habe ich meine ehrwürdigen Pflegeeltern das erste Mal gesehen, an dem Weihnachtsabende muß ich sie wieder sehen; besonders da sie in einer so traurigen Lage sind und ich ihnen erfreuliche Nachrichten bringen kann." — „Das ist nicht mehr als billig," sagte der Fürst, „der Dankbarkeit gegen Eltern will ich gerne nachstehen."

Der Forstrath war indessen mit Schreiben fertig geworden und überreichte dem Fürsten das Blatt. Der Fürst unterzeichnete es. „Grüßen Sie mir Ihren guten Pflegevater," sprach er zu mir, „und sagen Sie dem braven alten Manne, er soll außer Sorgen sein."

„Aber wie frei Sie doch mit dem Fürsten sprachen," sagte der Forstrath, indem er mich auf mein Zimmer begleitete. „Ich wehrte Ihnen immer, aber Sie achteten nicht darauf. Nun, Ihrer Liebe zu Ihren Pflegeeltern ist dieses zu verzeihen. Auch finde ich, der geradeste Weg ist immer der kürzeste." Ich fragte nun den Forstrath, was der Fürst mit ihm gesprochen und was er ihm zu schreiben befohlen. Nach vielem Bitten gestand er mir endlich, der Fürst habe gesagt: „Bald hätte man mich zu einer Ungerechtigkeit verleitet. Dort liegt ein Dekret, in dem an die Stelle des alten Försters ein anderer Mann ernannt wird. Ich fand jedoch einige Bedenklichkeiten dabei und habe, so sicher man auch darauf rechnete, es noch nicht unterzeichnet. Ich werde nun die Sache zuvor noch gründlicher untersuchen." Was der Forstrath schreiben mußte, war ein besonderer Befehl an den Oberförster, ungefähr dieses Inhalts: Seine Durchlaucht hätten mit allergrößtem Mißfallen vernommen, wie unwürdig der Oberförster den würdigen Förster Grünewald behandle; der Oberförster erhalte hiermit die geschärfteste

Weisung, bis auf weiteres weder den alten Förster noch dessen Sohn im geringsten zu beunruhigen. Den Befehl mußte der Forstrath sogleich durch eine Staffete absenden. „Denn," hatte der Fürst gesagt, „es liegt mir sehr daran, dem alten ehrlichen Manne so bald möglich Ruhe zu verschaffen." Der Forstrath gab mir nun noch auf, Sie zu grüßen und Ihnen zu sagen, die Untersuchung, die der Fürst anordnen werde, falle zuverlässig zu Ihrem Besten aus und Ihr Sohn erhalte sicher den Försterdienst."

Der alte Förster wischte sich, so wie alle Uebrigen, während dieser Erzählung öfter die Augen. Jetzt stand er auf, umarmte Anton, nahm den Flor von dem Gemälde der Geburt Jesu hinweg, blickte dankend zum Himmel und rief: „Nun laßt uns in den Lobgesang der Engel einstimmen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!"

Neuntes Kapitel.

Der Weihnachtsbaum.

Nachdem Anton seine Erzählung geendet hatte, erkundigte er sich sehr angelegentlich nach dem Befinden seiner lieben Eltern. Er hatte nicht ohne Schmerz bemerkt, wie sehr Beide seit seiner Abreise gealtert hatten. Ihre grauen Haare und ihre vielen Falten preßten ihm beinahe Thränen aus. Indeß ließ er sich davon nichts merken, um sie nicht zu betrüben. Gar sehr mußte er sich hingegen verwundern, seine Geschwister, Christian, Katharine und Luise, nun in der vollen Blüthe des Lebens zu erblicken. Er rief Christian's beide Kinder freundlich herbei. „Mein Gott," sagte er, „so verfließt die Zeit! Ach, vor achtzehn Jahren waren Christian und Katharine Kinder wie diese hier, Luise noch kleiner. Jetzt sind diese Kinder in unsere Stelle eingerückt." Er betrachtete die zwei Kinder mit Wohlgefallen. „Nun," sprach er, „habt Ihr auch Euere Weihnachtsgeschenke schon

bekommen?" — „Ach nein," sagte der kleine Franz; „der Oberförster hat uns den Spaß verdorben; er ist ein rechter Herodes." Die Mutter verwies ihm diese Rede. Die kleine Klara sagte: „Anton, Dich hat gewiß ein Engel hierher geschickt. Hast Du uns aber auch ein Weihnachtsgeschenk mitgebracht?" — „O ja wohl," sagte er, „ich habe Euerer nicht vergessen. Nur müßt Ihr warten, bis meine Kutsche nachkommt. In dieser ist Alles." Die Kinder gaben sich zufrieden.

Hierauf wurde das Abendessen aufgetragen. Es wurde aber mehr geredet als gegessen. Nach Tische verlangten die Kinder in das Bett. Alle Uebrigen blieben aber noch bei einander auf. „Den lieben Kleinen," sagte Anton, „müssen wir morgen frühe noch eine besondere Freude machen. Wir müssen ihnen einen Weihnachtsbaum zurichten. Denn wie in einigen Gegenden die Krippe, so ist in andern der Weihnachtsbaum Sitte. Christian muß sich aus Liebe zu seinen Kindern schon bequemen, noch diese Nacht aus dem nahen Walde eine junge Tanne zu holen. Das Nöthige, den Baum zu schmücken, bringe ich mit. Ich habe meinen Kutscher, dessen Pferde fast erlegen waren, in Aeschenthal zurückgelassen und bin auf dem Fußsteig über alle Berge hierher geeilt; morgen frühe aber vor Anbruch des Tages wird die Kutsche mit meinem Koffer und übrigem Gepäcke hier eintreffen."

Am folgenden Morgen, sehr frühe, da die Kinder noch süß und sanft schliefen, waren schon alle Erwachsene im Hause mit Aufstellung und Ausschmückung des Weihnachtsbaumes beschäftigt. Ein junger schöner Tannenbaum mit dichten grünen Aesten wurde in der Stubenecke zwischen den Fenstern angebracht. Anton öffnete, nachdem die Kutsche abgepackt war, eine große Schachtel, die fast mit Allem, was Kinder freuen kann, gefüllt war. Er hängte die kleinen Geschenke, schönes Obst, allerlei buntes Zuckerwerk, niedliche Körbchen voll verzuckerter Mandeln, Kränze von künstlichen Blumen, mit rosenfarbenen oder himmelblauen Bändern ge-

ziert, nebst allerlei flimmernden Spielzeugen an den Baumzweigen auf. Er wußte Alles sehr malerisch zu ordnen. Nun nahm er auch ein paar Dutzend kleine blecherne Lampen hervor, die mit Wachs eingegossen waren. Er hängte sie vorsichtig, damit sie den Baum schön beleuchten, aber nicht anbrennen konnten, an den Zweigen auf. Da Alles fertig war, gingen Katharina und Luise, die Kinder zu wecken. „Sie dürfen aber nicht früher kommen,“ sagte Anton, „als bis ich mit dem Anzünden der Lampen fertig bin und bis die Mutter ruft.“

Als die Kinder von den Weihnachtsgeschenken hörten, verging ihnen sogleich aller Schlaf. Man konnte sie nicht schnell genug ankleiden. Endlich rief die Mutter: „Jetzt kommt!“ Die Kinder sprangen eilig in die Stube, blieben aber, von Glanz und Schimmer geblendet, plötzlich stehen. Vor Erstaunen und Entzücken über den unerwarteten Anblick konnten sie Anfangs nicht reden. Sie staunten den wundersam schimmernden Baum mit starren Augen und offenem Munde unverwandt an. Der grüne Glanz der Zweige, die Lichter, die dazwischen wie Sterne schimmerten, die hochroth strahlenden Aepfel, die goldgelben Birnen, die vielen bunten und funkelnden Sachen kamen ihnen wie Zauberei vor. Sie wußten nicht, ob sie wachten oder träumten. Endlich riefen sie höchst entzückt: „O wie schön, o wie herrlich!“ Franz sagte: „Einen solchen Baum, der so schön ist und im Winter so vielerlei Früchte trägt, gibt's in unserm ganzen Walde nicht.“ — „Ei,“ sagte Klara, „solche Bäume wachsen nur im Paradiese, oder gar nur im Himmel. Nicht wahr, Mutter, das Christuskindlein hat uns den Baum geschickt?“ — „So, wie er da ist,“ sprach die Mutter, „nun eben nicht. Indeß hat doch Christus, der einst als ein Kind in der Krippe lag und nun im Himmel ist, Euch diese Freude beschert. Denn wäre er uns nicht geboren, so wüßten wir nichts von Weihnachtsfreuden und Weihnachtsgeschenken.“ — „Nun gut,“ sagten die Kinder, „wir wollen ihn schon recht lieb haben und ihm recht folgen. Er ist doch gar so gut

und hat die Kinder gar so lieb. Eine solche Freude, wie er uns macht, hatte noch kein Mensch in der Welt."

Die Großmutter sprach: „Es ist wohl wahr, ein erwachsener Mensch kann kaum eine solche Freude empfinden wie Ihr Kinder. Schuldlose Kinder sind die seligsten Geschöpfe auf Erden; ihre Freuden sind rein und lauter. Gott erhalte Euch unschuldig und gut!" — „Ach," sagte sie zu den Uebrigen, „die Freuden der Erwachsenen werden nur zu oft von Kummer und Sorge, von Ehrsucht, Geiz und andern bösen Leidenschaften, wohl gar von Gewissensbissen verbittert. Darum ist es ein schönes, wahres Wort unsers göttlichen Erlösers: „Wenn Ihr Euch nicht bekehret und nicht werdet, wie die Kinder, so könnet Ihr nicht in das Himmelreich eingehen."

Der Großvater sagte: „Der Gebrauch mit dem Weihnachtsbaume gefällt mir sehr wohl. Es war klug und weise von unsern Voreltern, daß sie darauf bedacht gewesen, die schönen christlichen Freudenfeste auf mancherlei Weise den Kindern zu Tagen der Freude zu machen. Diese kindliche Freude macht ihnen die Festtage des Herrn lieb und werth und bereitet ihr Herz vor, an der höhern Festfreude, dem Heile, das uns Allen geworden, Theil zu nehmen. Von nun an soll in diesem Hause an jedem Weihnachtsfeste den lieben Kleinen immer ein Weihnachtsbaum grünen. Wenn er auch nicht so prächtig geziert sein sollte, wie dieser, so wird er ihnen doch nicht weniger Freude machen. Es braucht wenig, Kinder zu erfreuen; einige Aepfel, Birnen, vergoldete Nüsse reichen schon hin, wenn man etwa nichts Besseres hat. Auch wird wohl Niemand knickern wollen, wenn es darauf ankommt, Kindern eine schuldlose und heilsame Freude zu machen. Ich denke auch, der Weihnachtsbaum kann uns bei der Kinderzucht große Dienste leisten; er kann uns, wenigstens sehr oft, die Ruthe ersparen. Kinder, die ein Mal einen Weihnachtsbaum gesehen haben, freuen sich gewiß das ganze Jahr wieder darauf und werden gewiß mehr auf die Worte achten: Wenn Ihr nicht gehorcht, bekommt

Ihr keinen Weihnachtsbaum! — als wenn man ihnen mit Schlägen drohte."

Die Eltern und Großeltern dankten nun dem Anton für die viele Freude, die er ihren Kindern und Enkeln gemacht hatte. „Es ist eine Kleinigkeit," sagte er, „die nicht der Rede werth ist. Indeß muß ich Sie bitten, daß auch Sie einige kleine Weihnachtsgeschenke von mir nicht verschmähen." Er schloß seinen Koffer auf, der in einer Ecke der Stube stand. „Diesen Koffer," sagte er, „haben Sie mir einst reichlich gefüllt mit auf die Reise gegeben; es ist nicht mehr als billig, daß sie ihn nicht ganz leer wieder zurück erhalten." Er überreichte der alten Försterin kostbares Pelzwerk und Seidenzeug. „Es ist ja die Pflicht guter Kinder," sagte er, „ihre alten Eltern bei der rauhen Jahreszeit warm zu halten." Der jungen Frau und den zwei Jungfrauen gab er grünen Taffet zu Kleidern, seidene Halstücher aus Mailand und andern Frauenzimmerputz. Der junge Förster bekam eine vortreffliche Doppelflinte, deren Schaft von Nußbaumholz sehr schön mit Silber eingelegt war. „Sie, liebster Vater," sagte Anton zu dem alten Förster, „müssen nun nicht mehr auf die Jagd gehen; Sie müssen nun von ihren Beschwerden ausruhen. Sie brauchen Stärkung in Ihren alten Tagen. Der Korb dort ist mit Flaschen vom besten alten Rheinwein gefüllt, und hier ist ein Becher dazu." Anton überreichte ihm einen silbernen Becher, der innen prächtig vergoldet war. Außen auf dem Becher waren in einem Kranze von Eichenlaub die Worte eingegraben: „Meinem lieben Vater Friedrich Grünewald zur Erinnerung an den Weihnachtsabend 1740, überreicht am Weihnachtsfeste 1758 von dessen dankbarem Sohne Anton Kroner." Der alte Förster umarmte Anton mit Thränen in den Augen. Allein Anton übergab ihm überdieß noch eine Rolle Gold. „Sie, liebster Vater," sagte er, „haben große Summen auf mich verwendet; es wäre nicht recht, wenn Ihre übrigen Kinder und Ihre Enkel dadurch sollten verkürzt werden." Der edle Greis erstaunte und wollte das

Geschenk nicht nehmen. Allein Anton sagte: „Es ist nichts weniger als ein Geschenk von mir. Der gnädigste Fürst hat mich so reichlich beschenkt, und sein Geschenk freute mich zweifach, weil ich dadurch in den Stand gesetzt wurde, Ihnen an einer alten Schuld, die ich nie werde ganz bezahlen können, wenigstens Einiges abzutragen." Alle Umstehenden waren höchst erstaunt. Die alte Försterin aber sagte: „Ach, Anton, wie hätten wir an jenem Weihnachtsabende, an dem Du das erste Mal in unser Haus kamst, denken können, daß Du uns dereinst einen so fröhlichen Weihnachtsabend bereiten, uns durch die Verwendung bei Seiner fürstlichen Durchlaucht aus so großer Noth retten und uns Alles, was wir an Dir thaten, so reichlich vergelten würdest!" — „Das hat Gott gethan," sprach Anton. „Er führte mich in Ihr Haus, um Sie und mich reichlich zu segnen. Sein Name sei gepriesen!"

„Doch," sprach jetzt Anton, „erlauben Sie nun, daß ich sogleich abreise." — „Was, wie, warum?" riefen Alle erstaunt. Allein Anton sagte: „Ich fahre jetzt zu Herrn Riedinger. Ich hoffe, dort noch dem Gottesdienste beiwohnen zu können, meinem vortrefflichen Lehrmeister durch meinen Besuch eine unerwartete Freude zu machen und ihn auf den Abend hierher zu bringen. Dann wollen wir die übrigen Weihnachtsfeiertage und alle Tage des noch übrigen Jahres recht fröhlich beschließen." Alle begleiteten Anton an die Kutsche. Am Abende kam Anton mit seinem Lehrmeister an, und das alte Försterhaus in dem düstern Walde beherbergte in diesen Tagen so selige Menschen, als je auf Erden gelebt haben.

Was von Anton's Geschichte noch weiter bemerkt zu werden verdient, ist kurz dieses. Anton bat den alten Förster und dessen Hausfrau, ihm ihre Tochter Luise zur Ehe zu geben. Beide bewilligten es mit Freuden. „Ach, Luise," sprach die alte Großmutter, „damals, als Du dem Anton jenes Aepfelein zum Weihnachtsgeschenk gegeben hast, dachte ich wohl nicht daran, daß er dich dereinst als seine Braut

zum Altare führen würde.“ Das Hochzeitfest war erst noch das freudigste Fest, das je in dem Försterhause gefeiert wurde. Anton aber kaufte sich in der Residenz ein eigenes Haus, hatte als ein sehr geschickter Maler immer sehr viel zu malen und lebte mit Luise in der seligsten Eintracht.

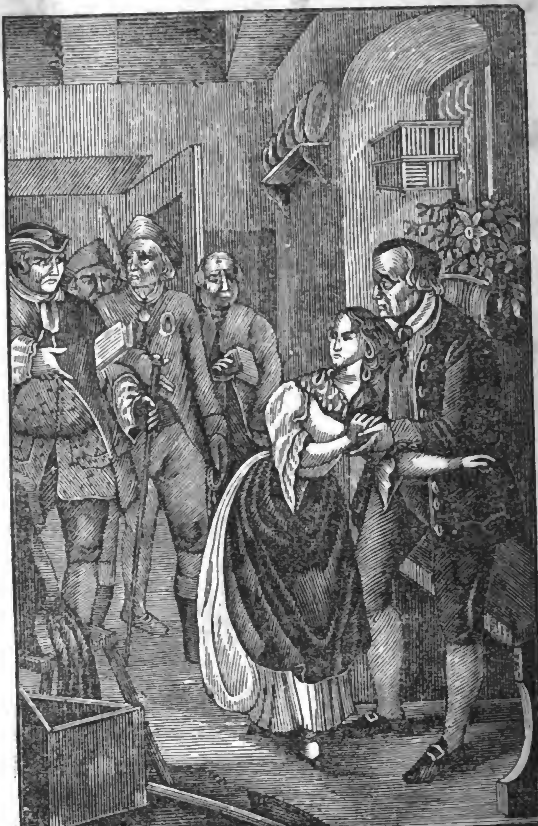
Im folgenden Frühlinge kam der Fürst ganz unerwartet auf dem fürstlichen Jagdschlosse Felseck an und brachte den alten Forstrath Müller und einen auswärtigen forstverständigen Mann mit sich. Der Oberförster war sehr bestürzt und versprach sich von diesem gnädigen Besuche wenig Gutes. „Sie haben meine Befehle überschritten,“ sagte der Fürst zu ihm. „Ich hatte zwar, durch Ihre Berichte verleitet, den alten Förster seiner Geschäfte überhoben und war Willens, den jungen Förster auf einen sehr geringen Försterdienst zu versetzen, allein die ganze Familie so unmenschlich aus dem Försterhause zu verstoßen, wie Sie es im Sinne hatten, war nie mein Wille. — Doch wir wollen vorerst die Waldungen in Augenschein nehmen.“

Des Oberförsters eigener Bezirk befand sich in einem kläglichen Zustande. „Auf den Papieren, die er einschickte,“ sprach der Fürst, „fand ich Alles vortrefflich. Da war Alles so schön geschrieben und linirt, wie gestochen. Allein im Walde finde ich es anders. Auf manchem Platze ist offenbar ohne Vergleich mehr Holz gestanden, als in den Rechnungen steht. Er hat mich betrogen.“ Der Oberförster hatte, wie sich's in der Folge zeigte, an eine benachbarte Eisenschmelze nach und nach einige tausend Klafter Holz mehr abgegeben, als er in Rechnung brachte. Er hatte, um seinen großen, beinahe fürstlichen Aufwand zu bestreiten, nicht nur sein eigenes Vermögen verschwendet und sich in Schulden gesteckt, sondern sich überdies noch Untreue gegen seinen Fürsten erlaubt. Der Fürst setzte ihn ab und verurtheilte ihn, den Schaden zu vergüten. Der arme Herr von Schilf lebte von nun an auf seinem kleinen Landgute in sehr dürftigen Umständen.

Den Waldbezirk des alten Försters fand der Fürst im

trefflichsten Zustande. Er kam in eigener Person zu ihm in das Haus, bezeugte dem alten Manne seine Zufriedenheit, ließ sich dessen ganze Familie vorstellen und redete mit Allen sehr freundlich. Bevor er seinen Schimmel bestieg, den ein Reitknecht vor dem Försterhause am Zaume hiele, sagte er zu dem Förstersohne: „Er ist hiermit Förster; mache Er seine Sache ferner so gut!“ — „Sie,“ sprach der Fürst zu dem alten Förster, „Sie sind nun wohl etwas alt, aber noch lange nicht der abgelebte Greis, für den Herr von Schilf Sie ausgab. Sie sind trotz Ihres Alters noch sehr wohl bei Kräften; ich kann Sie meiner Dienste noch nicht entlassen. Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage: Leben Sie wohl, Herr Oberförster.“

Hürte, Norb., Volksbücher. Abellino, der große Bandit. 12 Cts.
— Des Pfarrers Tochter von Taubenheim, wie sie verführt wurde und elendiglich umkam. 12 Cts.
— Der böse Geist Lumpaci Vagabundus oder das liederliche Kleeblatt. 12 Cts.
Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Mit mehr als hundert Holzschnitten, theils von demselben, theils unter dessen Leitung verfertigt. Berlin 1857. 25 Cts.
Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung für 1854. Mit sechs schönen Stahlstichen. 19 Cts.
Jean Paul. Schönes und gediegenes aus seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen. 12 Cts.
Kalender („Illustrirter Kalender," — „Stadt= und Landkalender" — „Receptkalender" und „Der reitende Bote.") à 6 Cts. Beim Groß bedeutend billiger.
Käthchen von Heilbronn. Eine wunderbare und anmuthige Historie. 12 Cts.
Konstanzer Hans, der. Merkwürdige Geschichte eines schwäbischen Gauners. 12 Cts.
Marbach, Volksbücher. Eulenspiegel, der wiedererstandene. 12 Cts.
— Faust, Leben, Thaten und Höllenfahrt. 12 Cts.
— Geschichte von König Eginhard in Böhmen, oder die Riesengeschichte. 12 Cts.
— Geschichte von der heil. Pfalzgräfin Genoveva. 12 Cts.
— Geschichte von Griseldis und dem Markgrafen Walther. 12 Cts.
— Geschichte von den vier Heymonskindern. 12 Cts.
— Geschichte von Kaiser Octavianus. 12 Cts.
— Geschichte vom gehörnten Siegfried. 12 Cts.
— Herzog Ernst. 12 Cts.
— Hirlanda. 12 Cts.
— Anmuthige Geschichte v. Prinz Gerbino u. Prinzessin Rosina. 12 Cts.
— Geschichte von der geduldigen Helena. Nebst der Geschichte von dem edlen Finkenritter Polykarpus von Clarissa. 12 Cts.
— Geschichte von der schönen Magelone und dem Ritter Peter mit den silbernen Schüsseln. 12 Cts.
— Der wegen seiner kurzweiligen Possen merkwürdige schlesische Rübezahl oder der schalkhafte Berggeist. 12 Cts.
— Das unschätzbare Schloß in der afrikanischen Höhle Xa Xa. 12 Cts.
— Die wunderbare und merkwürdige Geschichte vom Zauberer Virgilius, seinem Leben, seinen Thaten und seinem Ende. 12 Cts.
THE ADVENTURES of Tyll Eulenspiegel. Translated from the German. 12 Cts.
THE ROBBER of the Rhine: or the biography of Schinderhannes the notorious Brigand Chief. 12 Cts.
Nieritz, Gustav. Wie Gott will! oder die Batzen=Noth. 12 Cts.
Punktirbuch, Erneuertes und vielvermehrtes, oder des Schicksals Antwort auf jede unsere Zukunft betreffende Frage. Für ernste und scherzhafte Stunden aufs Neue herausgegeben von Wilhelm Baible. 10 Cts.
Rache, die. Erzählung von Aloys Schreiber. 12 Cts.
Rinaldo Rinaldini, der große Räuberhauptmann. 19 Cts.



Das Blumenkörbchen.

„Vertrau' auf Gott, und sei unverzagt."

Das

Blumenkörbchen.

Eine Erzählung,

dem blühenden Alter gewidmet

von dem

Verfasser der Ostereier.



Mit einem Titelkupfer.

New-York:
Wilhelm Radde, 322 Broadway.
C. L. Rademacher, Philadelphia.
Frankfen und Wesselhoeft, St. Louis, Mo.
1856.

Erstes Kapitel.

Vater Jakob und seine Tochter Marie.

In dem gräflichen Marktflecken Eichburg lebte vor mehr als hundert Jahren ein sehr verständiger und rechtschaffener Mann, Namens Jakob Rode. Als ein armer Knabe war er einst nach Eichburg gekommen, um in dem gräflichen Schloßgarten die Gartenkunst zu erlernen. Seine trefflichen Geistesgaben, sein gutes Herz, die Geschicklichkeit, mit welcher er Alles anfing, und seine edle Gesichtsbildung gewannen ihm das Wohlwollen der Herrschaft. — Es wurden ihm mancherlei kleine Geschäfte in dem Schloß übertragen, und als der Graf, damals noch ein junger Herr, auf Reisen ging, war Jakob unter seiner Begleitung. Auf diesen Reisen hatte Jakob seinen Verstand mit vielen Kenntnissen bereichert, sich eine gebildete Sprache und einen feinen Anstand erworben, und — was noch weit mehr ist — sein edles, redliches Herz unverdorben aus der großen Welt wieder mit zurück gebracht. Der Graf war darauf bedacht, Jakobs treue Dienste zu belohnen und ihm eine einträgliche Anstellung zu verschaffen. Jakob hätte in dem Palaste, den der Graf in der Hauptstadt besaß, Hausmeister werden können; allein der gute Mann sehnte sich immer nach dem stilleren Landleben zurück, und da um eben diese Zeit ein kleines Gütchen zu Eichburg, das bisher verpachtet war, dem Grafen zurückgestellt wurde, so bat Jakob, es ihm in Pacht zu geben. Der edle Graf überließ es ihm auf Lebenszeit unentgeldlich und bewilligte ihm noch jährlich so viel an Getreide

und Holz, als für seine künftige Haushaltung nöthig sein möchte. Jakob verheirathete sich zu Eichburg, und nährte sich von dem Ertrage des Gütchens, das, außer einem kleinen freundlichen Wohnhause, in einem großen schönen Garten bestand, der zur Hälfte mit den besten Obstbäumen bepflanzt, und zur Hälfte zum Gemüsebau bestimmt war.

Nachdem Jakob mit seiner Gattin, die in jeder Hinsicht eine vortreffliche Frau war, mehre Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte, ward sie ihm durch den Tod entrissen. Sein Schmerz war unaussprechlich. Der gute, bereits etwas betagte Mann alterte zusehends und seine Haare bleichten sich merklich. Seine einzige Freude in der Welt war nun seine einzige Tochter, die ihm von mehren Kindern allein am Leben geblieben war und bei dem Tode der Mutter erst fünf Jahre zählte. Sie hieß, wie die Mutter, Marie, und war in Allem ihr treues Ebenbild. — Schon als Kind war sie ungemein schön; allein, so wie sie heran wuchs, gaben ihr frommer Sinn, ihre Unschuld, ihre Bescheidenheit, ihr ungeheucheltes Wohlwollen gegen alle Menschen ihrer Schönheit eine ganz eigene Anmuth. Es blickte so etwas unbeschreiblich Gutes aus ihrem Angesichte, daß es einem war, als blickte einen ein guter Engel an. Marie hatte das fünfzehnte Jahr noch nicht zurückgelegt, als sie die kleine Haushaltung schon auf das Beste besorgte. In dem heitern Wohnstübchen erblickte man nirgends ein Stäubchen, in der Küche glänzten alle Geschirre fast wie neu; das ganze Haus war ein Muster von Reinlichkeit. Ueberdieß half sie ihrem Vater bei den Gartenarbeiten mit unermüdetem Fleiße, und die Stunden, in denen sie so um ihn beschäftigt war, gehörten unter die vergnügtesten ihres Lebens. Denn der weise Vater wußte durch erheiternde und belehrende Gespräche die Arbeit zum Vergnügen zu machen.

Marie, die unter Kräutern und Blumen aufwuchs, und deren Welt der Garten war, hatte von Kindheit an eine große

Freude an schönen Blumen. Der Vater ließ daher jedes Jahr einige Saamen, Zwiebeln und Ableger von Blumen kommen, die sie noch nicht kannte, und erlaubte ihr, den Rand der Gartenbeete mit Blumen zu bepflanzen. — So hatte Marie in ihren freien Stunden fortwährend eine angenehme Beschäftigung. Sie pflegte die zarten Pflänzlein auf das sorgfältigste, betrachtete fast jede fremde Knospe nachsinnend und berathend, was für eine Blume sie wohl enthalte; konnte kaum erwarten, bis sie aufbrach, und hatte dann, wenn die sehnlich erwartete Blume in ihrer Pracht da stand, eine ganz unbeschreibliche Freude. „Das ist eine reine, schuldlose Freude," sagte dann der Vater lächelnd. „Mancher giebt mehr Gulden für Gold und Seide aus, als ich Kreutzer für Blumensaamen, und macht seiner Tochter doch lange kein so großes und unschuldiges Vergnügen damit." In der That blühten für Marie jeden Monat, ja, jede Woche neue Freuden auf. Sie sagte oft in ihrem Entzücken: „Das Paradies könnte kaum schöner sein, als unser Garten!" Es ging auch nicht leicht Jemand an dem Garten vorbei, ohne stehen zu bleiben und die schönen Blumen zu bewundern. Die Kinder aus dem Orte guckten täglich durch das Gitter, und Marie reichte ihnen immer einige Blumen hinaus.

Der weise Vater wußte aber die Freude der Tochter an den Blumen zu einem höhern Ziele zu leiten. Er lehrte sie in der Schönheit der Blumen, ihren mancherlei Formen, der reinen Zeichnung, dem richtigen Ebenmaaße, den herrlichen Farben, den lieblichen Wohlgerüchen die Weisheit, Güte und Allmacht Gottes bewundern. Er war es gewohnt, die erste Morgenstunde der Andacht zu widmen, und er stand deßhalb immer früher auf, als es seine Arbeit erforderte. Er glaubte, das Leben habe wenig Werth, wenn der Mensch bei allen seinen Geschäften, welche er verrichten muß, nicht ein paar Stunden oder wenigstens halbe Stunden des Tages heraus zu bringen wisse, in denen er sich

ungestört mit seinem Schöpfer unterhalten, und sich mit seiner hohen Bestimmung der Zukunft beschäftigen könne. An den herrlichen Frühlings- und Sommermorgen nahm er deßhalb Marie mit in die Gartenlaube, wo man unter dem lieblichen Gesange der Vögel, den blühenden, von Thau funkelnden Garten und eine reiche Landschaft in den goldenen Strahlen der Morgensonne übersehen konnte. Hier redete er mit ihr von Gott, der die Sonne so freundlich scheinen läßt, Thau und Regen giebt, den Vogel in der Luft ernährt, und die Blumen so herrlich kleidet. Hier lehrte er sie den Allmächtigen als den liebevollen Vater der Menschen kennen, der sich uns noch unendlich liebevoller und freundlicher, als in der ganzen Schöpfung — in seinem geliebten Sohne offenbart. Hier lehrte er sie beten, indem er selbst mit ihr aus seinem Herzen betete. Diese Morgenstunden trugen vieles dazu bei, die kindlichste Frömmigkeit in ihr zartes Herz zu pflanzen.

In ihren liebsten Blumen zeigte er ihr die schönen Sinnbilder jungfräulicher Tugenden. Als sie ihm einst sehr früh im März voll Freude das erste Veilchen brachte, sprach der Vater: „Das holde Veilchen sei dir, liebe Marie, ein Bild der Demuth, der Eingezogenheit, der Wohlthätigkeit im Stillen. Es kleidet sich in die sanfte Farbe der Bescheidenheit, es blüht am liebsten im Verborgenen, es erfüllt, unter Blättern versteckt, die Luft mit dem lieblichsten Wohlgeruche. Sei auch Du, liebe Marie, ein stilles Veilchen, das einen bunten, prahlenden Anzug verschmäht, nicht bemerkt sein will, und bis es verblüht ist, im Stillen Gutes thut.“

Als die Rosen und die Lilien in voller Blüthe standen und der Garten in seiner schönsten Pracht erschien, sprach der Vater zu der hocherfreuten Marie, indem er mit dem Finger auf eine Lilie deutete, die von der Morgensonne erleuchtet war: „Die Lilie sei Dir, liebe Tochter, das Bild der Unschuld! Sieh, wie schön, wie hell und rein sie dasteht! Der weißeste

Atlas ist nichts gegen ihre Blätter; sie gleichen dem Schnee. Wohl der Jungfrau, deren Herz so rein von allem Bösen ist! Die reinste aller Farben ist aber auch am schwersten rein zu erhalten. Leicht ist ein Lilienblatt verletzt; man darf es nicht rauh anfassen, oder es bleibt ein Flecken zurück. So kann auch ein Wort, ein Gedanke, die Unschuld verletzen! Die Rose aber, sprach er, indem er auf eine hinzeigte, sei Dir, liebe Marie das Bild der Schamhaftigkeit. Schöner als die Rosenfarbe ist die Farbe der Schamröthe. Heil der Jungfrau, die über jeden unanständigen Scherz erröthet, und sich von der Gluth, die sie auf ihren Wangen fühlt, vor Gefahr der Sünde warnen läßt. — Wangen, die leicht erröthen, bleiben lange schön und roth; Wangen, die nicht mehr erröthen können, werden bald bleich und gelb, und modern vor der Zeit im Grabe." Der Vater pflückte einige Lilien und Rosen, fügte sie in einen Strauß zusammen, gab ihn Marien, und sprach: „Lilien und Rosen, diese schönen Schwesterblumen, gehören zusammen, und stehen auch in Sträußen und Kränzen unvergleichlich schön neben einander; so sind Unschuld und Schamhaftigkeit auch Zwillingsschwestern und können nicht getrennt werden. — Ja, Gott gab der Unschuld, daß sie leichter bewahrt werde, die Schamhaftigkeit zur warnenden Schwester. Bleibe schamhaft, liebe Tochter, und du wirst auch unschuldig bleiben. Dein Herz sei immer rein gleich einer reinen Lilie, und deine Wangen werden immer den Rosen gleichen.

Die schönste Zierde des Gartens war ein kleines Apfelbäumchen, nicht größer als ein Rosenstock, das auf einem kleinen, runden Beetchen mitten im Garten stand. Der Vater hatte es an dem Tage, da Marie geboren wurde, gepflanzt, und das Bäumchen trug alle Jahre die schönsten goldgelben und purpurgestreiften Aepfel. Einmal blühte es vorzüglich schön, und war ganz mit Blüthen bedeckt. Marie betrachtete

es jeden Morgen. „O, wie schön, rief sie entzückt, wie herrlich roth und weiß! Es ist, als ob das ganze Bäumchen nur ein einziger Blumenstrauß wäre! — Eines Morgens kam sie wieder — da hatte der Reif die Blüthen vernichtet. Sie waren bereits gelb und braun, und schrumpften an der Sonne zusammen. Marie weinte über den traurigen Anblick. Da sprach der Vater: so verderbt die sündliche Lust die Blüthe der Jugend. O, Kind, zittre vor Verführung! Sieh', wenn es dir auch so gehen sollte — wenn die schönen Hoffnungen, die du mir machst, nicht nur für ein Jahr, sondern für das ganze Leben so dahin schwinden sollten; ach, dann würde ich noch schmerzlichere Thränen weinen als du jetzt weinst. Ich würde keine frohe Stunde mehr haben und noch mit Thränen in den Augen in das Grab sinken.“ Wirklich standen ihm Thränen in den Augen — und seine Worte machten auf Marien den tiefsten Eindruck. Unter den Augen eines so weisen und liebevollen Vaters wuchs Marie zwischen den Blumen ihres Gartens heran; blühend wie eine Rose, schuldlos wie eine Lilie, bescheiden wie ein Veilchen, und hoffnungsvoll wie ein Bäumchen in der schönsten Blüthe.

Mit zufriedenem Lächeln hatte der alte Mann jederzeit seinen lieben Garten betrachtet, dessen Früchte seinen Fleiß so schön belohnten; eine noch innigere Zufriedenheit empfand er bei dem Anblick seiner Tochter, an der die gute Erziehung die er ihr gab, viel schönere Früchte brachte.

Zweites Kapitel.

Marie im gräflichen Schlosse

Einmal an einem lieblichen Morgen zu Anfang des Maies, hatte Marie in dem nahen Wäldchen Weidensprossen und Haselzweige geschnitten, aus denen ihr Vater, wenn es im Garten nichts zu thun gab, die niedlichsten Körbchen flocht.

Da fand sie die ersten Maiblümchen. Sie pflückte einige davon und machte zwei Sträußchen daraus, eines für ihren Vater und eins für sich. Als sie auf dem schmalen Fußsteig durch den blumigen Wiesengrund nach Hause ging, begegneten ihr die Gräfin von Eichburg und deren Tochter Amalia, die sich gewohnlich in der Residenz aufhielten, vor einigen Tagen aber auf ihrem Schlosse Eichburg angekommen waren.

Marie trat, sobald sie die beiden weißgekleideten Frauenzimmer mit grünen Sonnenschirmchen erblickte, etwas seitwärts, um ihnen Platz zu machen, und blieb ehrerbietig an dem Fußwege stehen.

„Ei, giebt es denn schon Maiblümchen! rief die junge Gräfin, die diese Blümchen mehr als alle andere Blumen liebte. Marie bot sogleich jeder der beiden Gräfinnen ein Sträußchen an. Sie nahmen es mit Vergnügen, und die Mutter zog ihre Goldbörse von purpurrother Seide heraus, und wollte Marien beschenken.

Allein Marie sagte: „O, nicht doch; es ist ganz und gar nicht deßwegen geschehen! Gönnen Euer Excellenz einem armen Mädchen die Freude, ihrer gnädigen Herrschaft, von der sie schon so viel gutes empfing, auch eine kleine Freude zu machen, ohne an eine Belohnung zu denken.“

Die Gräfin lächelte freundlich, und sagte, Marie sollte Amalien noch öfter Maiblümchen bringen. Marie that es jeden Morgen, und so kam sie jeden Morgen in das Schloß. Amalia fand an Mariens gutem, natürlichem Verstande, ihrem heiteren, fröhlichen Sinne, ihrem bescheidenen, ungekünstelten Betragen täglich mehr Wohlgefallen. Marie mußte noch manche Stunde in Amaliens Gesellschaft zubringen, nachdem alle Maiblümchen schon längstens verblüht waren. Ja, die junge Gräfin ließ es sich öfter nicht undeutlich merken, daß sie Marien immer um sich zu haben wünsche, und sie deßhalb noch in ihre Dienste zu nehmen gedenke.

Nun näherte sich Amaliens Geburtstag. Marie war auf ein kleines ländliches Geschenk bedacht. Einen Blumenstrauß hatte sie ihr schon oft gebracht. Sie verfiel daher auf einen andern Gedanken. Ihr Vater hatte im vorigen Winter einige ganz ungemein schöne Arbeitskörbchen für Frauenzimmer verfertigt. Das schönste aus allen hatte er Marien geschenkt. Er hatte die Zeichnung dazu aus der Stadt erhalten, und die Arbeit war ihm ganz vorzüglich gelungen. Marie beschloß, dieses Körbchen mit Blumen zu füllen, und es Amalien zum Geburtstage zu verehren. — Der Vater gab das auf ihre Bitte sehr gerne zu, und er verzierte das niedliche Körbchen noch mit Amaliens Namenszug und Familienwappen, die er sehr künstlich hineinflocht.

Am Morgen von Amaliens Geburtstag pflückte nun Marie die vollsten Rosen, die schönsten, weißen, rothen und blauen Levkojen, bräunlichen Goldlack, hochrothe, hellgelbe und dunkelbraune Nelken, und andere schöne Blumen von allen Farben, brach schön belaubte grüne Zweige, und ordnete die Blumen und das grüne Laubwerk so in das Körbchen, wie die Farben am schönsten von einander abstachen. Die Seiten des Körbchens umschlang sie mit einem leichten Gewinde von Rosenknospen und Moose; Amaliens Namen aber umgab sie mit einem Kränzchen von Vergißmeinnicht. Die frischen Rosenknospen, das zarte grüne Moos und die blauen Vergißmeinnicht nahmen sich auf dem feinen weißen Gitterwerke des Körbchens ungemein gut aus. Das ganze Blumenkörbchen war wirklich überaus schön. Selbst der ernste Vater lobte Mariens Einfall mit zufriedenem Lächeln und sagte, als sie es forttragen wollte: „Laß es noch ein wenig da, daß ich es noch länger betrachten kann.“

Marie trug das Körbchen in das Schloß und überreichte es, mit den herzlichsten Glückwünschen, der Gräfin Amalia. Die junge Gräfin saß eben an ihrem Putztische. — Ihr Kam-

mermädchen stand hinter ihr, und war mit Amaliens Kopfschmucke für das heutige Fest beschäftiget. Amalia hatte eine ganz ungemeine Freude, und konnte nicht Worte genug finden, bald die schönen Blumen, — bald das nette Körbchen zu rühmen. „Gutes Kind, sagte sie, du hast ja dein ganzes Gärtchen geplündert, um mich so reichlich zu beschenken! Und dein Vater macht ja eine Arbeit, so schön und so geschmackvoll, daß ich nie etwas Schöneres sah. O, komm doch sogleich mit mir zu meiner Mutter.“ Sie stand auf, nahm Marien freundlich bei der Hand und führte sie die Treppe hinauf in das Zimmer ihrer Mutter.

O, sehen Sie doch, Mama, rief sie schon unter der Zimmerthür, was für ein unvergleichliches Geschenk mir Marie brachte! Ein schöneres Körbchen haben Sie wohl nie gesehen, und schönere Blumen giebt es wohl auch nicht. Das Blumenkörbchen gefiel auch der Gräfin sehr wohl. „In der That, sagte sie, es ist sehr schön! Ich wünschte es gemalt zu besitzen. Das Körbchen mit den Blumen, auf denen noch der Morgenthau liegt, gäbe ein so schönes Blumenstück, als je der größte Maler eines gemalt hat. Es macht Mariens gutem Geschmacke sehr viel Ehre und noch mehr ihrem guten Herzen.“

Warte indeß hier ein wenig, liebes Kind! sprach sie zu Marien, und winkte Amalien, ihr in das Nebenzimmer zu folgen.

Unbeschenkt, sagte die Gräfin in dem Nebenzimmer zu ihrer Tochter, dürfen wir Marien nicht gehen lassen. Was meinst du, was sich wohl am besten für sie schickt?

Amalia sann einige Augenblicke nach. Ich denke, sagte sie hierauf, ein Kleid von mir wäre wohl das Beste, etwa, wenn Sie, liebste Mama, es erlauben wollen, das mit den niedlichen rothen und weißen Blümchen auf dunkelgrünem Grunde. Es ist zwar noch so gut, wie neu. Ich hatte es kaum einige Male an. Allein ich bin aus demselben herausgewachsen. Für Marie aber giebt es noch ein schönes Festkleid. Zurechtmachen

kann sie sich es selbst; sie ist dazu geschickt genug. Wenn es Ihnen also nicht zu viel wäre —

Ganz und gar nicht, sagte die Gräfin. Wenn man den Leuten etwas geben will, so muß man ihnen etwas geben, womit ihnen gedient ist. Das grüne Kleid mit den niedlichen Blümchen wird der kleinen Blumengärtnerin recht gut stehen. Geht jetzt, guten Kinder, sagte die gütige Gräfin, indem sie mit Amalia aus dem Nebenzimmer trat, und sorgt für die Blumen, damit sie bis zur Tischzeit nicht welken. — Da wir heute Gäste bekommen, so soll das Körbchen die schönste Zierde sein, und statt des Aufsatzes dienen. Dir zu danken, liebe Marie, überlaß' ich Amalien!

Amalie eilte mit Marie in ihr Zimmer, und befahl ihrem Kammermädchen, das Kleid zu holen. Jettchen — so hieß das Mädchen — blieb stehen und sagte: Das Kleid werden Ihro Gnaden heute ja wohl nicht anziehen? Nein, sagte Amalie, ich werde es Marien schenken. Das Kleid? rief Jettchen schnell. Weiß das die gnädige Mama? — Bringe das Kleid, sagte Amalie ernst, und für das Uebrige laß mich sorgen.

Jettchen wandte sich schnell um, ihren Verdruß zu verbergen, und ging. Ihr Angesicht glühte vor Zorn. Zornig riß sie die Kleider der jungen Gräfin aus dem Kasten. Wenn ich nur alle gleich zerreißen dürfte! sagte sie. Das verwünschte Gärtnermädchen! Um einen Theil von der Gunst meiner Herrschaft hat sie mich ohnehin schon gebracht, und nun stiehlt sie mir noch obendrein dieses Kleid ab; denn die abgetragenen Kleider gehören von Rechtswegen mir. O, die Augen könnte ich der verhaßten Blumenkrämerin auskratzen! Indeß verbiß Jettchen ihren Zorn, so gut als sie konnte, stellte sich, wie sie in das Zimmer trat, freundlich an und übergab Amalien das Kleid.

„Liebe Marie,“ sagte Amalie, „es sind mir zwar heute reichere Geschenke gemacht worden, als dein Körbchen; aber kein

angenehmeres. Die Blumen in dem Kleide da sind freilich nicht so schön, als die deinigen; aber ich denke, du werdest sie aus Liebe zu mir doch nicht verschmähen. Trage das Kleid zum Andenken an mich, und grüße mir deinen Vater." Marie nahm das Kleid, küßte der jungen Gräfin die Hand und ging.

Jettchen setzte voll Aerger, Neid und geheimen Ingrimm ihre Arbeit stillschweigend fort. Es kostete sie in der That keine geringe Ueberwindung, es Amaliens Haaren beim Frisiren nicht ein wenig empfinden zu lassen, wie aufgebracht sie war. „Bist böse, Jettchen?" sagte Amalie sanft. — Das wäre ja dumm, sagte Jettchen, wenn ich böse wäre, weil Sie so gut sind. Das war sehr vernünftig gesprochen," sagte Amalia; „ich wünsche, du möchtest auch so vernünftig denken."

Marie eilte indeß mit dem schönen Kleide voll Freude nach Hause. Der kluge Vater aber hatte über das schöne Geschenk keine besondere Freude. Er schüttelte den grauen Kopf und sagte: „Du hättest mir das Körblein lieber nicht in das Schloß getragen. Das Kleid ist mir, als ein Geschenk von unserer gnädigen Herrschaft, zwar sehr schätzenswerth; allein ich fürchte, es möchte Andere auf uns neidisch machen. Sei daher doch recht auf deiner Huth, liebe Marie, daß wenigstens das Schlimmste unterbleibe. Bescheidenheit und Sittsamkeit kleiden ein Mädchen besser, als der schönste, auserlesenste Anzug."

Drittes Kapitel.

Der entwendete Ring.

Kaum hatte Marie das schöne Kleid anprobirt, es dann wieder sorgfältig zusammengelegt und in den Kasten verschlossen, so kam die junge Gräfin blaß und zitternd und fast außer Athem in das kleine Stübchen.

„Um Gottes Willen, Marie,“ sprach sie, „was hast du gemacht? Der Diamantring meiner Mutter ist weg! — Niemand kam in das Zimmer, wie du. O, gieb ihn doch geschwind her, sonst giebt das eine schreckliche Geschichte. — Gieb schnell; dann läßt sich die Sache noch vermitteln.

Marie erschrack, daß sie todtenbleich wurde. Ach, Gott, sagte sie, was ist das! Ich habe den Ring nicht. Ich habe in dem Zimmer nicht einmal einen Ring gesehen. Ich kam nicht von dem Plätzchen, auf dem ich stand.

„Marie,“ sagte die Gräfin Amalia wieder, „ich bitte dich um deiner Wohlfahrt willen, gieb mir den Ring. Du weißt nicht, was der Ring allein für einen Werth hat. Der Ring kostete bei tausend Thaler. Wenn du das gewußt hättest, so würdest du ihn sicher nicht genommen haben. — Du sahst ihn wohl nur als eine Kleinigkeit an. Gieb ihn mir, und Alles soll dir als ein jugendlicher Unverstand verziehen werden!

Marie fing an zu weinen. Wahrlich, sagte sie, ich weiß nichts von einem Ringe. Ich habe mich nie getraut, etwas Fremdes auch nur anzurühren, viel weniger es zu stehlen. Mein Vater hat es mir zu sehr eingeschärft, Niemandem etwas zu nehmen.

Jetzt trat der Vater in das Stübchen. Er hatte in dem Garten gearbeitet, und die junge Gräfin in das Haus gehen sehen. Gott im Himmel, was ist das? rief er, als er vernommen hatte, wovon die Rede sei. Der gute Mann hatte einen solchen Schrecken, daß er sich an der Tischecke halten und auf die Bank niedersetzen mußte.

„Kind,“ sagte er, „einen solchen Ring zu stehlen, ist ein Verbrechen, auf das der Tod gesetzt ist. Das ist noch das Wenigste. Denke an das Gebot Gottes: Du sollst nicht stehlen. Für eine solche That sind wir nicht nur den Menschen — wir sind dafür noch einem größern Herrn verantwortlich — dem höchsten Richter, der in alle Herzen blickt, und vor dem

kein Längnen und keine Ausflucht gilt. Hast du Gottes und seiner heiligen Gebote vergessen, und dich meiner väterlichen Ermahnungen in dem Augenblicke der Versuchung nicht mehr erinnert; hast du deine Augen von dem Glanze des Goldes und der Edelsteine verblenden und dich zu dieser Sünde verleiten lassen, so längne es nicht, bekenne es und gieb den Ring zurück. Das ist der einzige Weg, den Fehler gut zu machen, so viel er noch kann gut gemacht werden."

Marie sagte weinend und schluchzend: O, Vater, gewiß, gewiß — ich habe nichts von einem Ringe gesehen. Ach, wenn ich einen solchen Ring auf der Straße gefunden hätte, ich würde keine Ruhe mehr haben, bis ich ihn dem Eigenthümer wieder zurückgestellt hätte. Gewiß, ich hab' ihn nicht!

Sieh, fing der Vater wieder an, der Engel, die gute Gräfin Amalia, die nur aus Liebe zu dir herunter kam, um dich noch aus den Händen des Gerichts zu erretten, die es so gut mit dir meint, die dich diesen Augenblick so reich beschenkte, verdient es nicht, daß du sie belügest — und sie zu deinem eigenen Verderben zu hintergehen suchest! Hast du den Ring, so sag' es, und die gnädige Gräfin hier wird durch ihre Fürbitte die verdiente Strafe von dir abwenden. Marie, sei aufrichtig und lüge nicht.

Vater, sagte Marie, Ihr wißt es ja selbst, in meinem ganzen Leben habe ich nicht eines Hellers werth gestohlen! Nicht einmal einen Apfel von einem fremden Baume, oder eine Hand voll Gras von der Wiese eines Andern würde ich mich z[illegible]men getrauen; wie viel weniger etwas so Kostbares. [illegible] es doch, lieber Vater, ich habe Euch in meinem ganzen Leben ja nie belogen!

Marie, sagte der Vater noch einmal, sieh meine grauen Haare an! Bring' sie nicht mit Herzeleid unter die Erde! Erspar' mir diesen Jammer! Sag' es vor Gott, zu dem ich bald zu kommen hoffe, und der keine Diebin zu sich eingehen

läßt — hast du den Ring? Um deiner eigenen Seligkeit willen bitte ich dich, sage die Wahrheit!

Marie blickte mit weinenden Augen zum Himmel, erhob die gefalteten Hände und rief: Gott weiß es, ich habe den Ring nicht! So gewiß ich selig werden will, so gewiß habe ich ihn nicht!

Nun, sagte der Vater, so glaube ich es auch, du hast ihn nicht. Denn so würdest du vor Gottes Angesicht, vor der edlen Gräfin hier und vor deinem alten Vater nicht lügen. Und da du, wie ich fest glaube, unschuldig bist, so bin ich ruhig. Sei es auch, Marie, und fürchte nichts. Es giebt nur ein einziges wahres Uebel in der Welt, das wir zu fürchten haben, und das ist die Sünde. Kerker und Tod sind nichts dagegen. Was nun auch über uns kommen mag, und wenn uns auch alle Menschen verlassen und wider uns sein werden; so haben wir doch Gott zum Freunde, — und der rettet uns gewiß, und bringt unsere Unschuld hier oder dort an den Tag.

Die junge Gräfin wischte sich eine Thräne ab und sagte: „Wenn ich Euch, Ihr lieben Leute, so reden höre, so glaube ich es freilich auch, daß ihr den Ring nicht habt. Allein wenn ich wieder alle Umstände überlege, so scheint es mir doch nicht anders möglich — Ihr müßt ihn haben! Meine Mutter weiß das Plätzchen auf ihrem Arbeitstische, wo sie den Ring hinlegte, gerade als ich mit Marien in das Zimmer trat. Bestimmt, keine Seele kam sonst in das Zimmer. Daß ich nicht an das Tischchen hinkam, wird Marie selbst bezeugen. Marie war, während meine Mutter mit mir in dem Nebenzimmer redete, allein in dem Zimmer; vor und nach ihr kein Mensch. Nachdem wir fort waren, schloß meine Mutter die Thür, um sich anders anzukleiden. — Da sie angekleidet ist, und nur noch den Ring anstecken will — weg ist er. Zum Ueberflusse durchsuchte meine Mutter noch selbst das ganze Zimmer. Sie brauchte noch die Vorsicht und ließ niemand

von unsern eigenen Leuten, nicht einmal mich in das Zimmer, bis sie Alles zwei, drei Mal durchsucht hatte. Allein vergebens! Wer kann den Ring haben?

Das begreife ich auch nicht, sagte der Vater, Gott hat uns eine schwere Prüfung zugedacht. Doch, was da auch über uns verhängt sein sollte — sagte er mit einem Blicke zum Himmel — sieh, Herr, hier bin ich! Nur deine Gnade, o Gott, und es ist mir genug!

Wahrhaftig, sagte die Gräfin, ich gehe mit recht schwerem Herzen nach Hause. Das ist mir ein trauriger Geburtstag! Es wird eine böse Geschichte geben. Meine Mutter hat zwar noch keiner Seele ein Wort davon gesagt, wie mir, um Marien nicht unglücklich zu machen. Allein länger läßt sich die Sache nicht mehr verheimlichen. Meine Mutter muß den Ring heute tragen. Mein Vater, den wir heute auf Mittag aus der Residenz erwarten, würde ihn sogleich vermissen. Er hat ihn ihr an dem Tage verehrt, da ich zur Welt kam. Sie trug ihn noch jedesmal an ihrem Geburtstage. Sie erwartet, daß ich ihn gewiß bringe! — — Lebt wohl! sagte Amalie noch. Ich will es wohl sagen, daß ich Euch für unschuldig halte; aber wird man mir es auch glauben? Sie ging traurig und mit Thränen in den Augen zur Thür hinaus. Vater und Tochter waren zu bestürzt, als daß einer sie hätte begleiten können.

Der Vater saß auf der Bank, stützte den Kopf auf die Hand, sah nachdenkend zur Erde, und Zähren flossen über seine bleichen Wangen. Marie fiel vor ihm auf die Kniee, blickte weinend zu ihm auf und sagte: O, Vater, gewiß! ich bin an der ganzen Geschichte unschuldig. Gewiß, ich bin unschuldig.

Der Vater hob sie auf, blickte ihr lange in die blauen Augen und sagte dann: Ja, Marie, du bist unschuldig. So redlich und treuherzig kann einen die Schuld nicht anblicken.

O, Vater, fing Marie wieder an, was kann dies für ein Ende nehmen? Wie wird es uns ergehen! O, wenn das, was da kommen wird, nur mich allein träfe, ich wollte es gerne tragen, aber daß Ihr, Ihr wegen meiner leiden sollet, das ist mir das Schrecklichste.

Vertrau' auf Gott, sagte der Vater, und sei unverzagt. — Gegen seinen Willen kann uns kein Haar gekrümmt werden. Was da kommen wird, ist alles von Gott — also gut und zu unserem Besten, und was wollen wir mehr? — Laß dich nur nicht schrecken, und bleibe immer genau bei der Wahrheit. Wie man dir drohen, was man dir auch versprechen wird, weiche nur kein Haar breit von der Wahrheit ab und verletze dein Gewissen nicht. Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Hauptkissen — auch im Kerker.

Wir werden jetzt wohl von einander getrennt werden; — dein Vater wird dich nicht mehr trösten können, gute Marie! Halte dich also desto fester an deinem Vater im Himmel. Er, der mächtige Beschützer der Unschuld, kann dir nicht genommen werden!

Jetzt ward plötzlich die Thür aufgerissen — der Justizamtmann, der Actuar und mehre Gerichtsdiener traten in das Stübchen. Marie that einen lauten Schrei und umfaßte ihren Vater mit beiden Armen. „Reißt sie auseinander!' rief der Amtmann, und seine Augen funkelten vor Zorn. „Die Tochter legt in Ketten,und werft sie in das Gefängniß. Auch den Vater bringt einstweilen in sichere Verwahrung. Haus und Garten haltet wohl besetzt und bewacht, und laßt Niemanden herein, bis ich und der Actuar Alles selbst genau durchsucht haben."

Die Gerichtsdiener rissen Marie, die ihren Vater fest umschlungen hielt, ihm mit Gewalt aus den Armen und fesselten sie. Sie fiel in Ohnmacht, und ward ohnmächtig fortgeschleppt. Als man Vater und Tochter auf die Straße heraus

brachte, waren schon eine Menge Leute zusammengelaufen. Die Geschichte von dem Ringe hatte sich sogleich durch den ganzen Flecken verbreitet. Es war ein Auflauf, ein Gedränge um das kleine Gärtnerhaus, als stände es im Brande. Man hörte die verschiedensten Urtheile. So gut Jakob und Marie gegen alle Menschen waren, so fehlte es doch nicht an Leuten, die voll Schadenfreude die boshaftesten Anmerkungen machten. Weil Jakob und Marie durch Fleiß und Sparsamkeit sich sehr gut fortbrachten, so wurden sie von manchen beneidet. Nun weiß man doch, sagten sie, woher ihr Vermögen kommt. Vorher konnten wir es nicht begreifen. So aber ist es keine Kunst, besser zu leben und sich schöner zu kleiden, als andere ehrliche Leute im Flecken.

Die meisten Einwohner von Eichburg hatten ein aufrichtiges Mitleiden mit dem ehrlichen Jakob und seiner guten Tochter, und mancher Hausvater und manche Hausmutter sprachen unter einander: Ach, Gott, es ist doch ein Elend mit uns Menschen. Der Beste ist nicht sicher vor dem Fall. Wer hätte das von den wackern Leuten gedacht? — Doch, vielleicht ist es nicht so, und dann wolle Gott ihre Unschuld an den Tag kommen lassen! Und wäre es auch, nun so wolle Gott ihnen beistehen, daß sie ihren Fehler bekennen, sich bessern und dem großen Unglücke, das ihnen droht, entgehen. Er wolle uns alle in Gnaden vor Sünden bewahren, vor denen wir an keinem Tage ganz sicher sind.

Von den Kindern des Ortes standen da und dort einige beisammen und weinten. Ach, sagten sie, wenn man sie einsperrt, so kann uns ja der ehrliche Jakob kein Obst, und die gute Marie keine Blumen mehr geben. Man sollte es nicht thun.

Viertes Kapitel.

Marie im Gefängnisse.

Man hatte Marien noch halb ohnmächtig in das Gefängniß gebracht. Sie kam zu sich selbst, weinte, schluchzte, rang die Hände, betete und sank dann, von Schreck, Traurigkeit und dem vielen Weinen ganz erschöpft, auf ihr Lager von Stroh, und ein sanfter Schlaf schloß ihr die müden Augenlieder. Als sie wieder erwachte, war es bereits Nacht. — Alles um sie her war dunkel und sie konnte nichts unterscheiden. Sie wußte lange nicht, wo sie war. Die Geschichte mit dem Ringe kam ihr wie ein bloßer Traum vor, und sie meinte anfangs, sie befinde sich in ihrem Bette. — Sie fing schon an, sich zu freuen — allein da fühlte sie die Ketten an ihren Händen, und das Rasseln derselben klang fürchterlich in ihren Ohren. Erschrocken fuhr sie von ihrem Strohlager auf. O, was kann ich anders thun, rief sie und sank auf die Kniee, als diese gefesselten Hände zu Dir emporheben, lieber Gott! O, blicke in dieses Gefängniß, und sieh mich auf meinen Knien. Du weißt es, daß ich unschuldig bin! Du bist der Retter der Unschuld! Rette mich! Erbarme dich meiner — erbarme dich meines armen alten Vaters! O, gieb doch nur wenigstens ihm Trost in das Herz und laß mich alle Leiden doppelt fühlen! —

Ein Strom von Thränen floß bei dem Gedanken an ihren Vater aus ihren Augen; Schmerz und Mitleiden erstickten ihre Stimme. Sie weinte und schluchzte lange so fort.

Jetzt schien der Mond, den bisher schwere Gewitterwolken bedeckt hatten, durch das kleine, schwarze Eisengitter in ihren Kerker und bildete das Gitter auf dem Boden des Gefängnisses ab. Marie konnte am Wiederscheine des hellen Mondlichtes die vier Wände des engen Kerkers, die rauhen Ziegelsteine, aus denen sie aufgeführt waren, die weißen Kalkfugen zwischen den

rothen Steinen, das kleine Mäuerlein, das in einer Ecke statt eines Tisches angebracht war, den irdenen Krug und das irdene Schüsselein, die auf dem Mäuerchen standen, und jedes Hälmlein des Strohes, das ihr zum Lager diente, deutlich erkennen. So wie die dichte Finsterniß um Marie verschwunden war, wurde es ihr etwas leichter um das Herz. Es war ihr bei dem Anblicke des Mondes nicht anders, als erblickte sie einen alten Freund. Kommst du, sagte sie, lieber Mond, und siehst dich nach deiner Freundin um! O, damals, als du noch durch die grünen Rebenblätter am Fenster in mein kleines Schlafkämmerlein schienest, damals glänztest du viel schöner und heller, als jetzt durch dieses dichte, schwarze Eisengitter. — Trauerst du etwa auch mit mir? Ach, ich hätte freilich nie geglaubt, dich einmal so zu sehen! Was macht wohl jetzt mein Vater? Wacht er jetzt vielleicht auch, und weinet und jammert er, wie ich? Ach, daß ich ihn doch nur einen Augenblick sehen könnte! Du, lieber Mond, blickest jetzt vielleicht auch in seinen Kerker! O, könntest du doch reden, könntest du ihm doch sagen, wie seine Marie um ihn weine und jammere!

Aber, wie thöricht rede ich in meiner Trauer! Verzeih' mir diese eitlen Reden, lieber Gott! Du, o Gott, blickest in das Gefängniß meines Vaters. Du siehst ihn und mich. Du schauest in unser beider Herzen. Deine allmächtige Hülfe läßt sich durch keine Mauern und durch keine Eisengitter abhalten. O, sende du ihm Trost in seinen Leiden!

Marie merkte hierauf mit Verwunderung, daß ein lieblicher Geruch von Blumen ihr Gefängniß erfülle. Sie hatte am Morgen einige Rosenknospen und andere Blumen, die ihr von dem Blumenkörbchen übrig geblieben waren, in ein Sträuschen gebunden und es vor die Brust gesteckt. Diese Blumen hauchten die süßen Wohlgerüche aus. Seid ihr noch da, ihr lieben Blümchen, sagte sie, als sie das

Sträuschen erblickte, und mußtet ihr auch mit mir hieher wandern, ihr schuldlosen Geschöpfe? Womit habt denn ihr es verdient? Doch, das sei mein Trost, daß ich es so wenig verschuldet habe, wie ihr."

Sie nahm das Sträuschen ab und betrachtete es am Schimmer des Mondes. Ach, sagte sie, als ich am Morgen in meinem Garten diese Rosenknospen, und an dem nahen Bächlein diese Vergißmeinnicht pflückte, wer hätte da geglaubt, daß ich den Abend in diesem Kerker liegen würde! Als ich jene Blumenkette flocht, wer hätte es gedacht, daß ich heute noch diese eisernen Ketten tragen würde? So veränderlich ist Alles auf Erden! So weiß kein Mensch, wie schnell es mit ihm anders werden kann — und zu welchen traurigen Ereignissen seine schuldlosesten Handlungen Anlaß geben können. Der Mensch hat also wohl Ursache, sich jeden Morgen dem Schutze Gottes zu empfehlen.

Sie weinte auf's neue; ihre Thränen tröpfelten auf die Rosenknospen und Vergißmeinnicht, und schimmerten im Mondlichte daran, wie Thau. Der die Blumen nicht vergißt, und sie mit Thau und Regen tränkt, sagte sie, kann ja auch meiner nicht vergessen. Ja, Du lieber Gott! tröpfele Trost in mein Herz und in das Herz meines Vaters, wie Du die Kelche durstender Blumen mit reinem Thau des Himmels füllest!

Mit Thränen gedachte sie jetzt ihres Vaters. O, Du guter Mann! sagte sie, wenn ich dieses Sträuschen da so betrachte — wie viele Deiner Worte, die Du mir über die Blumen sagtest, kommen mir da wieder zu Sinne.

Diese Rosenknospen da blühten aus den Dornen hervor; so werden auch aus diesen meinen Leiden Freuden hervorblühen! Wer diese halbaufgeblühte Rose früher hätte aus der fest verschlossenen Knospe hervorziehen wollen, der hätte sie nur zerstört. Gott enthüllte sie nach und nach,

gleichsam mit sanftem, leisem Finger, diese zarten Purpurblättchen und hauchte in ihr Innerstes den lieblichen Wohlgeruch. Er wird auch mein Leiden wenden, und den Segen, den es in sich schließt, enthüllen! Ich will also geduldig warten, bis die rechte Zeit dazu da ist.

Diese Vergißmeinnicht erinnern mich an ihren Schöpfer. Ja, Du lieber Gott, ich will Deiner nicht vergessen, wie Du meiner nicht vergissest! Sie sind blau, diese Blümchen, wie der Himmel. Der Himmel sei mein Trost bei allen Leiden dieser Erde!

Das ist eine wohlriechende Wicke mit den zarten weißen und rothen Blättchen! Wie dieses schlanke Gewächs sich an dem nahen Stabe, ohne den es im Staube kriechen würde, aufschwingt, und so — freudig blühend — wie mit Schmetterlingsflügeln über dem Staube der Erde schwebt, so will ich mich fest an Dich halten, o Gott, und mich so über den Staub und die Leiden der Erde fröhlich emporschwingen.

Diese Reseda hier ist es vorzüglich, die den ganzen Kerker mit lieblichen Gerüchen erfüllt. Sanftes, mildes Kraut, auch den, der dich abbricht, erfreuest du mit deinem Wohlgeruch. Dir will ich auch gleichen — auch denen gut sein, die mich, ohne daß ich ihnen etwas zu leid that, aus meinem Garten rissen und in diesen Kerker warfen.

Hier ist ein Zweiglein Sinngrün. Dieses bleibt auch im Winter frisch, und behält auch in der rauhen Jahreszeit die schöne, grüne Farbe der Hoffnung. Ich will auch jetzt zur Zeit des Leidens die Hoffnung nicht aufgeben. Gott, der dieses kleine Gewächs mitten unter den Stürmen des Winters, unter Eis und Schnee, frisch und grün erhalten kann, der wird auch mich erhalten — mitten unter den Stürmen des Leidens.

Da sind noch ein paar Lorbeerblätter. Diese erinnern mich an den unverwelklichen Lorbeerkranz, der Allen, die hier

auf Erden geduldig und heldenmüthig leiden, im Himmel hinterlegt ist.

O, mir ist es, ich sähe ihn schon, von goldenen Strahlen umgeben, diesen herrlichen ewiggrünen Siegeskranz. Ihr Blumen der Erde seid wie ihre Freuden vergänglich, und welket alle bald dahin. Aber dort droben wartet nach den kurzen Leiden dieser Erde eine Seligkeit, eine Herrlichkeit auf uns, die ewig und unvergänglich ist.

Eine finstere Wolke verdunkelte jetzt plötzlich den Mond. Marie sah nichts mehr von ihren Blumen, und schauerliches Dunkel erfüllte den Kerker. Es ward ihr auf's neue bange um das Herz. Allein bald ging die Wolke vorüber und der Mond schien wieder hell und schön, wie zuvor. So wirst Du, o Gott, auch meine Unschuld, auf der jetzt eine schwere Wolke bösen Verdachtes ruht, am Ende gegen alle falsche Beschuldigungen siegen lassen.

Marie legte sich jetzt wieder auf ihr Bund Stroh nieder und schlief ruhig und getrost ein. Ein lieblicher Traum tröstete und erheiterte sie noch im Schlafe. Sie träumte, sie wandle beim Mondenscheine in einem ihr ganz fremden Gärtchen, das mitten in einer rauhen Wildniß voll finsterer Tannen lag, und ihr unbeschreiblich lieblich und freundlich vorkam. So hell und schön hatte sie den Mond noch nie gesehen. Alle die bunten Blumen des Gärtchens blühten und dufteten, von seinem sanften Schimmer erhellt, schöner und lieblicher. Auch ihren Vater erblickte sie in dem wunderschönen Gärtchen. Der Mond erleuchtete sein ehrwürdiges, heiter lächelndes Angesicht. Sie eilte auf ihn zu und weinte an seinem Halse die süßesten Zähren, von denen, als sie erwachte, ihre Wangen noch ganz naß waren.

Fünftes Kapitel.

Marie vor Gericht.

Marie war kaum erwacht, so trat ein Gerichtsdiener in das Gefängniß und führte sie vor Gericht. Ein Schauder überlief sie, als sie in die düstere, hochgewölbte Gerichtsstube mit den alterthümlichen Fenstern voll kleiner sechseckiger Scheiben hineintrat. Der Amtmann saß in einem großen, mit blutrothem Tuche überzogenen Armsessel; der Actuar mit der Feder in der Hand an einem ungeheuern Schreibtische, der von Alter ganz schwarz aussah. Der Richter legte ihr eine Menge Fragen vor; Marie beantwortete sie alle der Wahrheit gemäß. Sie weinte, jammerte, betheuerte ihre Unschuld. Allein der Richter sprach: Mich betrügest du nicht, das Unmögliche für möglich zu halten. Niemand kam in das Zimmer, als du; niemand kann den Ring haben, als du; also bekenne!

Marie wiederholte unter Thränen: Ich kann und weiß es einmal nicht anders zu sagen! Ich weiß gar nichts von einem Ringe; ich sah ihn nicht, und ich hab' ihn nicht!

Man hat den Ring in deinen Händen gesehen! fuhr der Richter fort. Was sagst du nun dazu? Marie betheuerte, das sei unmöglich. Der Richter klingelte hierauf, und — Jettchen wurde hereingeführt.

Jettchen hatte in ihrem grimmigen Zorne wegen des Kleides und in der bösen Absicht, Marien um die Gunst der Herrschaft zu bringen, zu den Leuten im Schlosse gesagt: Den Ring hat niemand anders, als das liederliche Gärtnermädchen. Als ich sie die Treppe herabkommen sah, betrachtete sie in der Hand einen Ring mit Steinen; sie schob ihn aber, als sie mich merkte, den Augenblick erschrocken ein. Mir kam das sogleich verdächtig vor. Indeß wollte ich nicht voreilig sein und schwieg. Vielleicht, dachte ich, hat man

ihr den Ring wie manches Andere, geschenkt. Hat sie ihn aber gestohlen, so wird es schon Lärm werden, und dann ist es noch immer Zeit zu reden. Ich bin recht froh, daß ich heute noch nicht in das Zimmer der gnädigen Gräfin kam. Solche schlechte Leute, wie diese heuchlerische Marie könnten auch noch andere honette Personen in Verdacht bringen.

Man nahm Jettchen beim Worte; sie sollte jetzt ihre Aussage vor Gericht bestätigen. Als sie in die Gerichtsstube trat, und der Richter sie ermahnete, vor Gott die Wahrheit zu bekennen, da klopfte ihr freilich das Herz ein wenig, und die Kniee zitterten ihr. Allein das schlechte Mädchen gab den Worten des Richters und der Stimme ihres Gewissens kein Gehör. Sie dachte: Wenn ich jetzt bekenne, daß ich gelogen habe, so werde ich davon gejagt oder gar eingesperrt! Sie bestand daher auf ihrer Lüge und sagte es Marien frech unter das Gesicht: „Du hast den Ring; ich habe ihn bei dir gesehen."

Marie entsetzte sich über diese Falschheit. Allein sie lästerte und schmähte nicht. Sie weinte blos, und konnte vor Weinen kaum die Worte hervorbringen: Es ist nicht wahr; du sahest den Ring nicht bei mir. Wie magst du doch so lügen und mich, die dir kein Leid that, so unglücklich machen!

Allein Jettchen, die nur auf ihren eigenen zeitlichen Vortheil sah, und noch immer voll Haß und Neid gegen Marie war, kehrte sich gar nicht daran. Sie wiederholte ihre Lüge noch einmal mit allen erdichteten Umständen ausführlich und ward dann auf den Wink des Richters wieder abgeführt.

Du bist überwiesen! sagte der Richter hierauf zu Marien. Alle Umstände sind gegen dich. Die Kammerjungfer der jungen Gräfin hat den Ring sogar in deinen Händen gesehen. Nun sag' an, wo du ihn hingethan hast.

Marie blieb darauf, sie habe ihn nicht. Da ließ der Richter

sie schlagen bis auf's Blut. Marie schrie, weinte, flehte zu Gott, wiederholte immer und immer, sie sei unschuldig — allein Alles half nichts. Sie wurde grausam mißhandelt. Blaß, zitternd und blutend wurde sie endlich wieder in das Gefängniß geworfen. Ihre Wunden schmerzten sie entsetzlich; schlaflos lag sie die halbe Nacht auf ihrem harten Lager von Stroh; sie weinte, wimmerte, betete zu Gott — dieser sandte ihr endlich einen erquickenden Schlummer.

Des anderen Tages ließ der Richter Marien wieder vor Gericht bringen. Da alle Strenge nichts geholfen hatte, so versuchte er sie durch Milde und durch freundliche Versprechungen zum Geständniß zu bringen. Du hast das Leben verwirkt! sagte er. Du hast verdient, durch das Schwerdt hingerichtet zu werden. Wenn du aber bekennst, wo der Ring ist, so soll dir nichts weiter mehr geschehen. Die Schläge sollen für deine Strafe gelten. Du sollst mit deinem Vater wieder friedlich in deine Wohnung zurückkehren. Bedenke das wohl und wähle zwischen — Leben und Tod! Siehe, ich meine es mit dir gut. Was wird der gestohlene Ring dir nützen, wenn dein Haupt blutend zu deinen Füßen liegt? — Marie blieb bei ihrer ersten Aussage.

Der Richter, der ihre große Liebe zu ihrem Vater bemerkt hatte, fuhr fort: Wenn du denn verstockt bleiben und selbst dein junges Leben nicht achten willst, so denke an das graue Haupt deines Vaters! Willst du es blutend unter der Hand des Henkers fallen sehen? Wer als er kann dich beredet haben so hartnäckig zu läugnen? Meinst du nicht, daß es ihm auch den Kopf kosten könnte? Marie erschrack über diese Worte, daß sie fast umsank. Bekenne, sagte der Richter, daß du den Ring genommen hast. Ein Wort, eine einzige Silbe „Ja" kann dein und deines Vaters Leben retten!

Dies war für Marie eine harte Versuchung. Sie schwieg lange still. Es kam ihr wohl der Gedanke, sie könnte sagen,

sie habe den Ring genommen und unter Weges verloren. Allein sie sagte bei sich selbst: Nein, es ist doch besser, es durchaus mit der Wahrheit zu halten. Lügen wäre ja Sünde. Um keinen Preis will ich eine Sünde begehen, und könnte ich dadurch selbst mein und meines Vaters Leben retten. Dir, o Gott, will ich gehorchen, und alles Uebrige getrost Dir überlassen." Sie sagte hierauf mit lauter, bewegter Stimme: „Wenn ich sagen würde, daß ich den Ring habe, so wäre das eine Lüge, und wenn ich mich durch eine Lüge vom Tode befreien könnte, so wollte ich es doch nicht thun. Aber — fuhr sie fort — wenn einmal Blut fließen soll, o so schonet doch der grauen Haare meines guten Vaters! Für ihn will ich mit Freuden mein Blut vergießen."

Von diesen Worten waren alle, die zugegen, gerührt; selbst dem Richter, ein so ernster, strenger Mann er sonst war, gingen sie zu Herzen. Er schwieg — und winkte, Marien wieder in das Gefängniß zu führen.

Sechstes Kapitel.

Vater Jakob bei Marie im Gefängnisse.

Der Richter befand sich nun in nicht geringer Verlegenheit. „Es ist heute schon der dritte Tag," sagte er am folgenden Morgen zu seinem Aktuar, „und wir sind noch nicht weiter, als in der ersten Stunde. Wenn ich nur eine Möglichkeit vor mir sähe, daß jemand anders den Ring haben könnte, so wollte ich glauben, das Mädchen sei unschuldig. Eine solche Hartnäckigkeit in einem so zarten Alter ist etwas ganz Unerhörtes. Allein die Umstände sind zu klar gegen sie; es kann nicht anders sein, sie muß den Ring dennoch gestohlen haben."

Er ging noch einmal zur Gräfin und befragte sie noch einmal um die kleinsten Umstände. Er nahm Jettchen noch ein-

mal in das Verhör. Er saß den ganzen Tag über den Prozeßakten und überlegte ein jedes Wort, das Marie im Verhöre gesagt hatte. Er ließ endlich noch am späten Abende Marien's Vater aus dem Gefängnisse holen und auf sein Zimmer bringen.

„Jakob," fing er an, „ich bin zwar als ein strenger Mann bekannt. Aber das werdet Ihr mir doch nicht nachsagen können, daß ich in meinem Leben Jemandem mit Wissen Unrecht gethan habe. Ich denke, Ihr traut es mir zu, daß ich den Tod Eurer Tochter nicht will. Allein nach allen Umständen muß sie den Diebstahl begangen haben, und nach den Gesetzen muß sie sterben. Die Aussage der Kammerjungfer bringt die Sache zur völligen Gewißheit. Wenn indeß der Ring zum Vorschein käme und so der Schaden gut gemacht würde, könnte sie ihrer Jugend wegen begnadigt werden. Fährt sie aber fort, so hartnäckig und boshaft zu läugnen, so ersetzt die Bosheit, was ihr an Jahren abgeht, und sie ist ein Kind des Todes. Geht also zu ihr, Jakob; redet ihr zu, den Ring zurückzugeben, und ich gebe Euch meine Hand darauf, sie soll dann — aber nur dann, merkt das — nicht sterben, sondern mit einer gelinden Strafe davon kommen. Ihr seid Vater; Ihr vermögt alles über sie! Wenn Ihr nichts aus ihr herausbringt — was kann man anders denken, als daß Ihr mit ihr einverstanden seid, und an ihrem Verbrechen Theil genommen habt? Noch einmal! wenn der Ring nicht zum Vorschein kommt, so geht es nicht gut."

Der Vater sagte: Reden will ich wohl mit ihr; aber daß sie den Ring nicht gestohlen hat und es also auch nicht einbekennen wird, weiß ich schon zuvor. Ich will indeß alles versuchen und sehe es als eine große Gnade an, daß ich mein Kind, wenn es jedoch unschuldig hingerichtet werden sollte, zuvor noch einmal sehen darf!

Der Gerichtsdiener führte den alten Mann stillschweigend in Marien's Gefängniß, stellte die rauchende Oellampe auf das Mäuerlein im Kerker, auf dem das irdene Schüsselein mit Mariens Nachtessen und der irdene Wasserkrug noch unberührt dastanden, ging dann wieder hinaus und schloß die Thür hinter sich zu.

Marie lag, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, auf ihrem Stroh und schlummerte ein wenig. Als sie die Augen öffnete und den düsterrauhen Schimmer der Oellampe bemerkte, wandte sie sich um — erblickte ihren Vater, that einen lauten Schrei, fuhr, daß ihre Ketten rasselten, von ihrem Strohlager auf und fiel, halb ohnmächtig, ihrem Vater um den Hals. Er setzte sich mit ihr auf das Stroh, und schloß sie fest in seine Arme. Beide schwiegen lange, und ihre Thränen flossen in einander.

Endlich fing der Vater an, seinem Auftrage gemäß zu reden. „Ach, Vater“ fiel ihm Marie in das Wort, „ihr werdet ja doch nicht an meiner Unschuld zweifeln! Ach, Gott, fuhr sie weinend fort, so ist denn kein Mensch mehr in der Welt, der mich nicht für eine Diebin hält! selbst mein Vater nicht! — Vater, glaubt es doch, Ihr habt an mir keine Diebin erzogen.“

„Sei ruhig, liebes Kind, ich glaube dir!“ sprach der Vater. „Es ward mir blos so befohlen, dich zu fragen.“ Beide schwiegen wieder.

Der Vater betrachtete Marien. Ihre Wangen waren blaß und abgehärmt, ihre Augen vom Weinen roth und geschwollen, ihre dichten, blonden Haare, in die sie sich hätte ganz einhüllen können, aufgelöset und flogen zerstreut umher. „Armes Kind,“ sprach er, „Gott hat dir ein schweres Leiden auferlegt! Und ich fürchte — ich fürchte, das Allerschwerste, das Entsetzlichste kommt erst noch! Ach, vielleicht — vielleicht werden sie dir dieses jugendliche Haupt gar abschlagen!„ —

„Ach, Vater, sagte Marie, um mich ist es mir gar nicht. Aber Euer graues Haupt — o Gott! — wenn ich das unter dem Schwerte müßte fallen sehen!"

„Für mich fürchte nichts, liebes Kind," sagte der Vater. .Mir geschieht nichts! Aber mit dir — ich hoffe zwar noch das Bessere — aber mit dir könnte es wirklich so weit kommen, daß — —."

„O," rief Marie freudig, indem sie den Vater unterbrach, wenn dies ist, dann ist mir der schwerste Stein vom Herzen, dann ist alles gut. Vater, gewiß! Ich fürchte den Tod nicht. Ich komme ja zu Gott, zu meinem Erlöser! Auch meine Mutter werde ich im Himmel sehen! O, wie freue ich mich darauf!"

Diese Worte gingen dem alten Vater tief zu Herzen. — Er weinte wie ein Kind. „Nun, Gottlob, sagte er endlich und faltete die Hände, Gottlob, daß ich dich so gefaßt finde. Zwar ist es hart — sehr hart — für einen alten, abgelebten Mann, für einen leidenden Vater, sein einziges, sein inniggeliebtes Kind, den einzigen Trost, die letzte Stütze, die Krone, Freude seines Alters so zu verlieren! — Doch, schluchzte er mit gebrochener Stimme, Herr, dein Wille geschehe. Du verlangest ein schweres Opfer von dem Vaterherzen. Allein Dir bring' ich es willig. Nimm sie hin! In Deine Hände übergebe ich sie, mein Liebstes auf Erden: da ist sie am besten aufgehoben. Deinem unendlich liebevollen Vaterherzen empfehle ich sie; da ist sie am besten versorgt. — Ach, es ist doch besser, liebe Marie, du stirbst unschuldig auf der Richtstätte unter dem Schwerte des Scharfrichters, als daß ich es hätte erleben müssen, daß du in dieser verderblichen Welt verführt, deiner Unschuld beraubt und zu Sünde und Laster wärest verleitet worden. Verzeih', daß ich so rede. Du bist wohl noch gut, sehr werth, unter die Engel des Himmels versetzt zu werden; aber die Welt ist böse; alles ist möglich, und

selbst Engel fielen. Stirb denn, wenn es Gottes heiliger Wille so sein sollte, getrost, meine Tochter. — Noch stirbst du in deiner Unschuld. Das ist der schönste Tod, so blutig er auch sein mag. Du wirst dann als eine reine, unbefleckte Lilie aus einem rauhen Boden in das bessere Land — in's Paradies versetzt!"

Ein Strom von Thränen unterbrach seine Worte. — „Doch, noch Eines!" sagte er über eine Weile. „Jettchen hat gegen dich gezeugt. Sie betheuerte es eidlich, sie habe den Ring in deiner Hand gesehen. Ihr Zeugniß ist dein Tod, wenn du solltest hingerichtet werden. Aber, nicht wahr, du verzeihest ihr? Du nimmst keinen Haß mit in jene Welt? Ach, auf diesem Stroh hier, in diesem dumpfen Kerker, mit diesen schweren Ketten beladen, bist du doch glücklicher, als die in dem herrschaftlichen Schlosse, in Seide und Spitzen, in Ueberfluß und Ehre. Besser unschuldig sterben, wie du, als schändlich leben, wie sie. Verzeihe ihr, Marie, wie dein Erlöser seinen Feinden auch verzieh. Nicht wahr, du verzeihst ihr, du nimmst Alles von Gott?„ Marie betheuerte es. „Und nun," fuhr der Vater fort, denn er hörte den Gerichtsdiener kommen, empfehle ich dich Gott und seiner Gnade, und deinem Erlöser, der auch unschuldig gleich einem Uebelthäter hingerichtet wurde! Und solltest du mein Angesicht nicht mehr sehen, sollte es jetzt das letzte Mal sein, daß ich dich erblicke, so werde ich dir bald nachfolgen in den Himmel; denn diesen Schlag überlebe ich nicht lange."

Der Gerichtsdiener mahnte den Vater, zu gehen. Marie wollte ihn zurückhalten und umfaßte ihn fest mit ihren Armen. Der Vater machte sich mit sanfter Gewalt von ihr los. Ohne Bewußtsein sank sie auf ihr Stroh.

Jakob ward wieder zum Richter hinauf geführt. „Vor Gott, dem Allmächtigen, betheuere ich es," rief er ganz außer sich, als er in das Zimmer trat, und erhob die rechte Hand

zum Himmel, „sie ist unschuldig! Mein Kind ist keine Diebin.

Ich möchte es bald auch glauben, sagte der Richter, allein leider darf ich nicht nach Euren und Eurer Tochter Betheurungen richten, sondern ich muß so richten, wie die Sache nun einmal daliegt und der Buchstabe es mir vorschreibt.

Siebentes Kapitel.

Das Urtheil und dessen Vollziehung.

Jedermann im Schlosse und in ganz Eichburg war nun begierig, wie Marien's Handel ausgehen werde. Alle Gutgesinnten zitterten für ihr Leben; denn in den damaligen Zeiten wurde der Diebstahl äußerst strenge bestraft, und mancher Mensch wurde wegen einer Summe Geldes hingerichtet, die nicht den zwanzigsten Theil von dem Werthe des Ringes betrug. Der Graf wünschte nichts sehnlicher, als Marien unschuldig zu finden; er durchlas alle Verhörsprotokolle selbst, unterredete sich stundenlang mit dem Amtmanne, konnte sich aber nicht von ihrer Unschuld überzeugen, indem es ihm schlechterdings unmöglich schien, daß ein anderer Mensch den Ring entwendet habe. Die beiden Gräfinnen, Mutter und Tochter, baten mit Thränen in den Augen, Marien doch nicht hinrichten zu lassen. Der alte Vater im Gefängnisse flehte Tag und Nacht ohne Unterlaß zu Gott, Er wolle doch die Unschuld seiner Tochter an den Tag bringen. — Marie glaubte, so oft sie den Gerichtsdiener mit den Schlüsseln kommen hörte, man werde ihr das Todesurtheil ankündigen. Der Scharfrichter reinigte einstweilen die Richtstätte von den wilden Kräutern, mit denen sie überwachsen war.

Jettchen erblickte ihn auf einem Spaziergange bei dieser Arbeit, und ein Stich ging ihr in das Herz. Sie ward sehr bestürzt, saß ganz bleich bei dem Abendessen, rührte nichts

an, und Jedermann sah, daß es ihr gar nicht wohl zu Muthe sei. Die Nacht darauf schlief sie sehr unruhig, und Mariens blutiges Haupt kam ihr mehr als einmal im Traume vor. Ihr böses Gewissen ließ ihr Tag und Nacht keine Ruh. Allein das nichtswürdige Mädchen war nun einmal ganz sinnlich und irdisch gesinnt; sie hatte den edlen Muth nicht, durch ein aufrichtiges Geständniß ihren Fehler wieder gut zu machen.

Der Richter fällte endlich das Urtheil: Marie, wegen offenbaren und ungeheuer großen Diebstahls und hartnäckigen Läugnens des Todes schuldig, soll aus besonderer Rücksicht ihrer Jugend und sonstigen unbescholtenen Rufes auf immer in das Zuchthaus geschickt; ihr Vater, der entweder in der That, oder durch schlechte Erziehung sich ihrer Schuld und Verstocktheit theilhaftig gemacht, soll auf immer aus der Grafschaft verwiesen; ihre Habschaften aber sollen zu einem, wiewohl unbedeutenden Ersatz an dem großen Schaden und den Gerichtskosten verkauft werden. Der Graf milderte das Urtheil dahin, Marie sollte mit ihrem Vater über die Gränze gewiesen werden, und er gebot, um alles weitere Aufsehen zu vermeiden, sie sogleich mit Anbruch des folgenden Tages dahin abzuführen.

Als Marie und ihr Vater von dem Gerichtsdiener an dem Schloßthore vorbeigeführt wurden, kam Jettchen heraus. Da der Handel, nach der Meinung des leichtsinnigen, gefühllosen Mädchens, über alle Erwartung gut ausgegangen war, bekam sie ihre ganze vorige Munterkeit wieder. Daß Marie hingerichtet werden sollte, hätte ihr doch zu arg geschienen; daß sie so fortgeschickt wurde, war gerade, was sie wünschte. Sie hatte immer gefürchtet, Marie möchte sie am Ende noch gar aus ihrer Stelle verdrängen. — Diese Furcht war nun verschwunden. Ihr voriger Haß gegen Marie, ihre Schadenfreude, ihr böses Herz gewannen ganz wieder die Oberhand.

Die Gräfin Amalia hatte einmal, als sie Marien's Körbchen auf der Kommode stehen sah, zu Jettchen gesagt: „Bring' mir dieses Körbchen aus den Augen! Es erweckt zu traurige Erinnerungen in mir, und ich kann es nicht ohne Schmerz ansehen." Jettchen hatte es zu sich genommen, und brachte es jetzt mit sich heraus. „Da hast du dein Geschenk wieder," sagte sie zu Marie. „Meine gnädige Herrschaft will nichts aus solchen Händen. Deine Herrlichkeit ist jetzt dahin, wie die Blumen, die du dir so gut bezahlen ließest, und es macht mir ein besonderes Vergnügen, dir hiemit den Korb zu geben." Sie warf Marien das Körbchen vor die Füße, ging mit höhnischem Lachen wieder in das Schloß zurück und schlug die Thür mit großer Gewalt hinter sich zu.

Marie hob das Körbchen stillschweigend und mit einer Thräne im Auge auf und ging weiter. Ihr Vater hatte nicht einmal einen Stab für die Reise; Marie nichts als das Körbchen. Mit nassen Augen sah sie wohl hundertmal nach ihrem väterlichen Hause zurück, bis es endlich, so wie auch zuletzt das Schloß und die Spitze des Kirchthurms, hinter einem waldigen Hügel aus ihren Augen verschwand.

Nachdem der Gerichtsdiener Marien und ihren Vater am Gränzsteine der Grafschaft tief im Walde verlassen hatte, setzte sich der alte Mann, müde von Kummer und Schmerz, nieder auf den Stein, der dicht mit Moos bewachsen und von einer hundertjährigen Eiche beschattet war.

„Komm, meine Tochter," sagte er und schloß Marien in seine Arme, legte ihr die Hände zusammen und hob sie mit den seinigen empor — „vor allem laß uns Gott danken, daß Er uns aus dem finstern, engen Kerker wieder herausgeführt unter seinen freien Himmel und an die frische Luft; daß Er unser Leben gerettet, und dich, liebes Kind, mir wieder geschenkt hat."

Der Vater richtete seine Blicke zum Himmel, der hell und

blau durch das grüne Eichenlaub glänzte, und betete mit lauter Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Du einziger Trost Deiner Kinder auf Erden! Du mächtiger Schutz aller Bedrängten! Nimm unsern vereinten Dank für unsere gnädige Errettung aus Ketten und Banden, aus Gefängniß und Tod! Nimm unsern Dank für alle Wohlthaten, die uns auf diesem Boden zu Theil wurden. Denn wie könnten wir diese Gränzen verlassen, ohne vorher dankbar zu Dir aufzublicken! Sieh! bevor wir den fremden Boden betreten, flehen wir noch zu Dir! Blicke herab auf einen armen Vater und sein armes, weinendes Kind! Nimm Du uns in Deinen Schutz! Sei Du unser Begleiter auf den rauhen Wegen, die ich und mein armes Kind jetzt vielleicht gehen müssen! Führe uns zu guten Menschen, lenke ihr Herz zum Mitleiden, laß uns auf Deiner großen, weiten Erde ein Plätzchen finden, wo wir unsere noch übrigen Pilgertage ruhig verleben und dann getrost sterben können. Ja, dieses Plätzchen hast Du, obwohl wir es noch nicht wissen, uns gewiß schon bereitet! Im Vertrauen und Glauben an Dich wandern wir getrost dahin."

Da beide so gebetet hatten, denn Marie sprach in ihrem Innersten dem Vater alle Worte nach, goß sich ein wunderbarer Trost und ein hoher, fröhlicher Muth in beider Herzen.

Achtes Kapitel.

Ein Freund in der Noth.

Jetzt kam Anton, der alte Jäger des Grafen, neben dem Jakob einst gedient und den Grafen auf seinen Reisen begleitet hatte, durch den Wald her. Er war schon vor Tags auf einen Hirsch angestanden.

„Grüß Euch Gott, Jakob," sagte er „seid Ihr's? Ich meinte, ich höre Eure Stimme, und ich habe mich nicht ge-

irrt. Ach du mein Gott, so haben sie Euch doch noch fortgeschickt! Es ist doch recht hart, noch in seinen alten Tagen seine liebe Heimath verlassen zu müssen!"

„So weit der Himmel blau ist," sprach Jakob, „ist die Erde Gottes Eigenthum, und überall waltet Seine Liebe über uns. Unsere Heimath aber ist im Himmel."

„Lieber Gott!" fing der Jäger wieder mitleidig an. „Man hat Euch ja fortgeschickt, wie Ihr geht und steht. Ihr habt ja nicht einmal die nöthige Kleidung für eine solche Reise!" „Der die Blumen kleidet, wird auch uns kleiden!" sprach Jakob.

„Und mit Geld," fragte der Jäger wieder, „werdet Ihr auch nicht versehen sein?"

„Wir haben ein gutes Gewissen," antwortete Jakob; „da sind wir reicher, als wenn der Stein, auf dem ich sitze, Gold wäre und uns gehörte."

„Redet doch," sagte der Jäger, „Ihr habt gewiß keinen Kreuzer?"

„Dieses leere Körblein da zu meinen Füßen," sprach Jakob, „ist unser ganzes Vermögen. Was meint Ihr wohl, daß es werth sein könne?"

„Mein Gott," sagte der Jäger bekümmert, „einen Gulden, oder vielleicht einen Thaler. Was soll aber das sein!"

„Nun," fuhr Jakob lächelnd fort, so sind wir ja reich, wenn anders mir Gott diese meine gesunden Arme läßt. In einem Jahre mache ich wenigstens hundert solcher Körblein — und mit hundert Thalern kommen wir gewiß aus. Mein Vater, der ein Korbmacher war, bestand darauf, ich mußte außer der Gärtnerei noch das Korbmachen lernen, um auch im Winter eine nützliche Beschäftigung zu haben. — Ich danke es ihm noch im Grabe. Er hat mehr an mir gethan und besser für mich gesorgt, als wenn er mir drei tausend Gulden hinterlassen hätte, die mir jährlich hundert Thaler reinen

Zins trügen. Eine gesunde Seele, ein gesunder Leib und ein ehrliches Handwerk sind der beste und sicherste Reichthum auf Erden."

„Nun, Gottlob," sagte der Jäger, „daß Ihr es so nehmen könnt. Ich muß Euch Recht geben. Auch denke ich, daß Euch die Gartenkunst auch noch zu Gute kommen könne. — Aber wo wollt ihr denn jetzt hin?"

„Weit fort," sprach Jakob, „wo uns kein Mensch kennt — wo uns Gott hinführt."

„Jakob," sagte der Jäger, „nehmt doch diesen starken, dicken Knotenstab da! Ich habe ihn, da es mir etwas schwer wird, den unwegsamen Berg dort zu ersteigen, zum Glücke mit mir genommen. Ihr habt ja nicht einmal einen Reisestab. „Und da, „fuhr er fort und zog ein kleines ledernes Beutelchen aus der Tasche, „habt Ihr etwas Geld". Ich nahm es gestern Abends in dem Dörflein da drüben, wo ich übernachtete, für Holz ein."

„Den Stab," sprach Jakob, „will ich behalten und ihn zum Andenken an einen braven Mann führen. Aber das Geld kann ich nicht nehmen. Da es für Holz ist, so gehört es dem Grafen."

„Alter, ehrlicher Jakob," sagte der Jäger, „habt keine Sorge! Das Geld ist dem Grafen schon bezahlt. Ich hatte es vor mehren Jahren einem armen Manne, der um seine Kuh gekommen war, und das gekaufte Holz nicht zahlen konnte, vorgestreckt und nicht mehr daran gedacht. Gestern gab er es mir, da er sich jetzt wieder in bessern Umständen befindet, unvermuthet und mit Dank zurück. Das Geld ist Euch recht von Gott beschert."

„Nun, so will ich es denn nehmen," sprach Jakob, „und Gott wolle es Euch in etwas Anderem wieder ersetzen". Sieh, Marie," sagte er hierauf zu seiner Tochter, „wie gütig der liebe Gott sogleich zu Anfang unserer Reise für uns sorgt.

Da schickt Er uns, bevor wir die Gränze verlassen, noch unseren alten guten Freund her, der mir einen Reisestab bringt und uns mit Reisegeld versieht. Bevor ich von diesem Steine hier aufstehe, hat Er unser Gebet schon erhört. Darum sei fröhlich und unverzagt; Gott wird weiter für uns sorgen.„

Der alte Jäger nahm jetzt mit Thränen in den Augen Abschied. „Lebe wohl, ehrlicher Jakob! Lebe wohl, gute Marie!“ sagte er, indem er erst dem Vater und dann der Tochter die Hand reichte. „Ich habe Euch immer für ehrliche Leute gehalten, und halte Euch noch dafür. Es wird wohl auch noch bei Euch eintreffen: Ehrlich währt am längsten. Ja, ja! Wer Recht thut und auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht. Nehmt diesen Spruch mit auf den Weg — und Gott geleite euch!

Der Jäger wandte sich gerührt um und ging Eichburg zu. Jakob aber stand auf, nahm seine Tochter bei der Hand und wanderte mit ihr die Straße durch den Wald hin — fort in die weite Welt.

Neuntes Kapitel.

Jakob's und Marien's Wanderschaft.

Marie und ihr Vater reis'ten immer weiter und weiter und hatten bereits einen Weg von mehr als zwanzig Meilen zurückgelegt. Nirgends hatten sie noch ein Unterkommen gefunden; ihr weniges Geld ging zu Ende. Sie behalfen sich sehr kümmerlich. Es fiel ihnen unbeschreiblich schwer, um Almosen zu bitten. Endlich mußte es doch sein. An manchem Fenster wurden sie mit rauhen Worten abgewiesen, an manchen andern wurde ihnen mit Murren blos ein Stückchen trockenes Brod herausgereicht, und sie hatten nichts dazu als Wasser am nächsten Brunnen. Nur manchmal be-

kamen sie in einem irdenen Schüsselchen etwas Suppe oder Gemüse; hie und da wohl auch etwas übrig gebliebenes Fleisch oder Gebackenes. Allein Marie mußte es mehr als einmal mit ansehen, wie man lange wählte, um sicher das kleinste und schlechteste Stücklein herauszufinden. Nachdem sie manchen Tag nichts Warmes bekommen hatten, mußten sie noch froh sein, in einer Scheuer übernachten zu dürfen.

Eines Tages, da die Straße sie beständig zwischen waldigen Hügeln und Bergen hinführte, und längere Zeit kein Ort kam, ward es dem alten Mann übel. Bleich und sprachlos sank er unten an einem Tannenhügel auf die abgefallenen Tannennadeln hin. Marie war vor Schrecken und Angst beinahe außer sich. Vergebens suchte sie nach etwas frischem Wasser umher — sie fand nirgends ein Tröpflein. Vergebens rief sie um Hülfe — nur der Wiederhall antwortete. Weit und breit war keine menschliche Wohnung zu sehen. Marie stieg eilends und mit bebenden Knieen auf den Hügel, damit sie besser um sich schauen könne. Da erblickte sie tief unten an der andern Seite des Hügels ein Bauernhaus, das, von reifenden Kornfeldern und grünenden Wiesen umgeben, einsam im Walde lag. Sie lief, so schnell sie konnte, hinab, und kam fast athemlos bei dem Hause an. Mit nassen Augen und gebrochener Stimme flehte sie um Hülfe. Der Bauer und die Bäuerin, beide schon etwas betagt, waren gute, mitleidige Seelen. Sie wurden von dem Jammer, dem bleichen Angesichte, den Thränen und der Todesangst des armen Mädchens gerührt. — Die Bäuerin sagte zu dem Bauern: „Spann' doch ein Roß an das kleine Wägelein; wir wollen den alten, kranken Mann hieher bringen.“ Der Bauer ging, ein Pferd anzuschirren und den Wagen vorzuschieben. Die Bäuerin holte ein Paar Betten, einen irdenen Krug mit frischem Wasser und eine gläserne Flasche mit Weinessig. Da Marie hörte, daß der Fahrweg

um den Hügel herum schlecht und eine starke halbe Stunde weiter sei, eilte sie mit dem Wasser und dem Weinessig auf eben dem Wege, den sie gekommen war zurück, um desto eher bei ihrem Vater zu sein.

Als sie bei ihm ankam, hatte er sich etwas erholt. Er saß unter einer Tanne, und war herzlich froh, Marien, die er mit Schmerzen vermißt hatte, wieder zu sehen. Man brachte ihn auf das Fuhrwerk und führte ihn auf den Bauernhof.

Der Bauer hatte ein artiges Hinterstübchen, mit Nebenkammer und Küche, das eben leer stand. Dieses räumte er dem kranken Greise ein. Die Bäuerin richtete ihm ein gutes Bett ein. Marie behalf sich, um immer bei ihrem kranken Vater zu sein, gerne auf der Bank. Die Krankheit war nur Entkräftung, die von schlechter Kost, dem elenden Nachtlager und den Mühseligkeiten der Reise hergekommen war. Die gute Bäuerin gab alles her, was ihr Haus vermochte, den kranken Mann zu erquicken. Sie sparte weder Mehl, noch Eier, weder Milch, noch Butter — sogar einige Hennen waren ihr nicht zu viel, dem armen, kraftlosen Greise kräftige Suppe zu machen. Späterhin holte der Bauer fast täglich ein junges Täubchen aus dem Schlage herab. „Da," sagte er lächelnd zu der Bäuerin, „brat' es ihm! Weil du deine Hennen nicht schontest, so muß ich doch auch etwas thun."

Der Bauer und die Bäuerin waren sonst alljährlich auf eine benachbarte Kirchweihe gegangen. Dieses Mal redeten sie es mit einander ab, zu Hause zu bleiben, und dem kranken Manne einige Flaschen guten, alten Wein zu kaufen. Marie dankte mit Thränen. „O Gott," sagte sie, „so giebt es doch überall gute Menschen, und gerade in den rauhesten Gegenden findet man oft die mildesten Herzen."

Marie saß beständig an dem Bette ihres Vaters. Sie legte aber dabei die Hände nicht in den Schooß. Sie war eine Meisterin im Stricken und Nähen, und sie nähete und strickte

unermüdet für die Haushaltung der Bäuerin. Keinen Augenblick war sie müßig. Die Bäuerin war mit ihrem Fleiße und ihrem sittsamen und bescheidenen Betragen ungemein wohl zufrieden. Dem Vater Jakob schlug die bessere Pflege und Nahrung trefflich an; er hatte sich bald so viel erholt, daß er wieder auf sein konnte. Nie in seinem Leben mochte er müßig sein. Er suchte daher seine Kunst, Körbe zu flechten, wieder hervor. Marie mußte ihm Weiden- und Haselzweige holen. Seine erste Arbeit war, daß er der Bäuerin aus Dankbarkeit einen schönen, tüchtigen Armkorb machte. Er hatte ihren Geschmack vollkommen getroffen. Der Korb war hübsch fest und stark; in dem Deckel des Korbes waren mit hochrothgefärbten Weidensprossen die Anfangsbuchstaben ihres Namens nebst der Jahreszahl eingeflochten und an der Wölbung des Korbes war aus gelb, grün und braun gefärbten Weiden ein Bauernhaus mit einem Strohdache nebst einem Paar Tannen angebracht. Alles im Hause bewunderte die zierliche Arbeit; die Bäuerin aber war über das Geschenk hocherfreut, und die Anspielung auf ihren Hof, den man den Tannenhof nannte, gefiel ganz besonders wohl.

Nachdem Vater Jakob wieder vollkommen hergestellt war, sagte er zu dem Bauern und der Bäuerin: „Nun sind wir Euch lange genug zur Last gefallen; es ist Zeit, daß ich meinen Stab weiter setze.“

Allein der Bauer nahm ihn bei der Hand und sagte: „Was fällt Euch ein, lieber Jakob? Ich hoffe, wir werden Euch doch nichts zu Leide gethan haben. Warum denn wollet Ihr fort? Ihr seid sonst ein so kluger Mann, aber der Einfall ist einmal nichts!“

Die Bäuerin trocknete sich mit der Schürze die Augen und sprach: „Bleibt doch bei uns! Es ist schon spät im Jahre! Seht, das Laub an den Hecken und Bäumen wird bereits

gelb und der Winter ist vor der Thür. Wollet Ihr denn mit Gewalt wieder auf's neue krank werden?"

Jakob versicherte, daß er nur deswegen gehen wolle, um ihnen nicht beschwerlich zu fallen.

„Ei was, beschwerlich," sagte der Bauer, „habt da keinen Kummer! In dem kleinen Stübchen seid Ihr uns nicht im Wege, und was Ihr brauchet, verdient Ihr ja!"

„Ja wohl," sprach die Bäuerin, „das verdient Marie allein schon mit Stricken und Nähen. Und wenn Ihr, Jakob, Euch noch weiter mit Korbflechten abgeben wollet, so hat es gar keine Noth. Ich hatte Euren schönen Korb neulich, als ich der Tannenmüllerin da drüben ein Kind aus der Taufe hob, mitgenommen. Alle Bäuerinnen, die da waren, möchten gerne solche Körbe haben. Ich will Euch Bestellungen genug verschaffen. Die Arbeit soll Euch sobald nicht ausgehen."

Jakob und Marie blieben, und der Bauer und die Bäuerin bezeugten darüber die aufrichtigste Freude.

Zehntes Kapitel.

Jakob's und Marien's frohe Tage auf dem Tannenhofe.

Jakob und Marie richteten sich nun in der kleinen Wohnung ein, um nach ihrem Wunsche eine eigene Haushaltung zu führen. Das Stübchen wurde mit den nöthigsten Geräthschaften, und die Küche mit irdenen Geschirren versehen. Marie schätzte sich glücklich, wieder am Feuerheerde zu stehen und für ihren Vater zu kochen. Sie lebten zusammen sehr vergnügt. Während Jakob Körbe flocht und Marie strickte oder nähete, führten sie vertrauliche Gespräche. Manchen Abend brachten sie auch in der vorderen Stube zu, und der Bauer, die Bäuerin und alle im Hause hörten Jakob's vernünftige Reden und lehrreiche Erzählungen mit tausend

Freuden. Der Winter mit seinen Stürmen ging ihnen sehr angenehm vorüber.

Nächst dem Bauernhause lag ein großes Stück Gartenland, das aber nicht zum besten bestellt war. Der Bauer und die Bäuerin hatten, wegen der vielen Feldarbeiten, nicht Zeit, es gehörig zu bebauen, und dann verstanden sie sich auch nicht recht darauf. Jakob unternahm es, einen rechten Garten herzustellen. Er hatte noch im Herbste Vorbereitungen dazu gemacht, und kaum war im Frühlinge der Schnee weg, so arbeitete er mit Marie vom Morgen bis an den späten Abend. Der Garten wurde in Beete getheilt; die Beete wurden mit mancherlei Gemüse bepflanzt und mit Bienenkräutern eingefaßt und die Wege mit reinlichem Kiese bestreut. Marie hatte nicht geruht, bis der Vater aus dem Städtchen, wo er die Gemüsesaamen einkaufte, auch einige Rosenstauden, Lilienzwiebeln, Aurikelstöcklein, Saamen von Goldlack, Levkojen und anderen schönen Blumen mitgebracht hatte. Sie zog wieder die prächtigsten Blumen, wovon man mehre in dieser rauhen, abgelegenen Gegend noch nie gesehen hatte. Der Garten grünte und blühte bald so herrlich, daß er dem ganzen düstern Waldthale ein freundlicheres Aussehen gab. Auch der nahe Baumgarten gedieh unter Jakob's Hand besser und trug reichlichere Früchte. Es war Segen in allem, was er that.

Der alte Gärtner war wieder in seiner heitersten Laune. Er machte wieder seine Anmerkungen über die Blumen und Gewächse. Er brachte aber nicht immer die alten vor; er wußte immer etwas Neues zu sagen.

Marie hatte in den ersten Tagen des Frühlings an der Dornhecke, die den ländlichen Garten umgab, lange nach Veilchen gesucht, um ihrem Vater, wie sie es gewohnt war, das erste Sträußchen zu bringen. Endlich fand sie einige der schönsten und wohlriechendsten, und brachte sie ihm voll

Freude. „Wohl!“ sagte der Vater, indem er lächelnd das blaue Sträußchen nahm, „wer sucht, der findet. — Aber höre,“ fuhr er fort, „es ist doch immerhin bemerkenswerth, daß die holden Veilchen, diese lieblichen Blümchen, so gerne unter den Dornen wachsen, und es scheint mir dieses sehr lehrreich für uns. Wer in aller Welt hätte geglaubt, daß wir in diesem dunkeln Waldthale und unter diesem alten, mit Moos bewachsenen Strohdache so viele Freuden finden würden! Allein keine Lage des Lebens ist so dornig, daß nicht unter den Dornen noch einige stille Freuden verborgen sein sollten. Bleibe du nur von Herzen fromm, und es wird dir, so hart es dir vielleicht auch noch gehen mag, doch nie an stiller, inniger Freude fehlen.“

Eine Bürgersfrau aus der Stadt kam eines Tages, um der Bäuerin Flachs abzukaufen, auf den Hof und brachte ihren kleinen Knaben mit. Während nun der Flachs beschaut, untersucht und darüber gehandelt wurde, war der Knabe durch die offene Thür in den Garten gerathen und mit beiden Händen über einen vollen Rosenstrauch hergefallen, um ihn zu plündern — und hatte sich an den Dornen jämmerlich zerstochen. Auf sein Geschrei liefen die Mutter und die Bäuerin dem Garten zu; auch Jakob und Marie kamen herbei. Der Knabe stand heulend und mit blutenden Händen neben dem Rosenstrauche und verwünschte die bösen, betrügerischen Blumen.

„So sind wir großen Kinder manchmal auch!“ sagte Jakob. „Jede Freude hat, wie die Rose, ihre Dornen um sich her. Da tappen wir denn gleich mit beiden Händen darein. Der richtet sich durch Tanz und Spiel, der durch Trunk oder noch etwas Schlimmeres zu Grund. Dann steht er da und weint und jammert, und klagt die Freude an. Laßt euch daher durch die schöne Rose nicht zur Unbedachtsamkeit verleiten. Der Mensch hat ja Vernunft. Er soll daher nicht nur

seiner Begierde folgen, sondern immer überlegt und vorsichtig handeln."

An einem schönen heitern Sonntagsmorgen, nach einigen Regentagen, kam Marie mit ihrem Vater in den Garten und fand die erste Lilie ausgeschlagen und im Glanze der aufgehenden Sonne mit mehren Blumen lieblich prangen. Sie rief den Leuten im Hause, die schon lange begierig gewesen, die Lilie blühen zu sehen. Alle bewunderten sie.

„Wie schön hell und weiß, wie rein und fleckenlos sie ist," sagte die Bäuerin.

„Ja wohl," sprach Jakob mit Rührung, „o, daß doch das Gemüth aller Menschen so rein und fleckenlos sein möchte! Dies wäre ein erfreulicher Anblick für Gott und für seine Engel. Denn nur ein reines Herz ist mit dem Himmel verwandt."

„Und wie schön gerade, wie schlank und aufrecht sie dasteht!" sagte der Bauer.

„Wie ein Finger, der zum Himmel zeigt!" sprach Jakob Ich habe sie gar gerne in dem Garten. In jedem Gärtchen des Landmannes sollte eine solche Lilie stehen. Wir Leute müssen immer so in der Erde wühlen, und vergessen darüber so leicht den Himmel. Die schöne aufrechtstehende Blume kann uns aber daran mahnen, daß wir bei all' unserer Mühe und Arbeit aufwärts blicken und noch etwas Besseres suchen sollen, als was uns die Erde geben kann."

„Alle Gewächse," fuhr er mit Eifer und Nachdruck fort, „auch die zartesten Grasspitzen, streben aufwärts, und was zu schwach ist, sich selbst emporzuheben, wie die Gartenerbsen, der Hopfen dort in der Hecke, das windet und ranket sich empor. Es wäre doch schlecht, wenn nur der Mensch allein mit seinen Gedanken, Wünschen und Hoffnungen immer am Boden kriechen wollte."

Eines Tages setzte Jakob junge Pflänzchen auf ein frisch

gegrabenes Gartenbeet. Marie jätete auf einem Beetchen daneben das Unkraut aus. „Dieses zweifache Geschäft, liebe Tochter," sagte der Vater, „soll das eine Geschäft unsers ganzen Lebens sein. Unser Herz ist auch ein Garten, den uns der liebe Gott zu besorgen gab. Immer müssen wir beschäftigt sein, Gutes hineinzupflanzen und keimendes Böses auszurotten, sonst verwildert es. Wer aber diese zwei Geschäfte recht verrichtet, und Gott, von dem Sonnenschein, Thau und Regen, Wachsthum und Gedeihen kommt, stets um seinen Segen dazu bittet, der baut sich den schönsten Garten, ja ein Paradies in seinem Innern."

Jakob und Marie hatten unter Fleiß und Arbeit, lehrreichen Gesprächen und manchen unschuldigen Freuden bereits drei Frühlinge und Sommer auf dem Tannenhofe sehr vergnügt zugebracht und ihre ehemaligen Leiden beinahe ganz vergessen. Als es aber wieder Herbst ward, die Mittagssonne bereits längere Schatten warf, der letzte Schmuck des Gartens, die rothen und blauen Astern blühten, das Laub der Bäume sich bunt färbte und der Garten sich zur Ruhe des Winters neigte, fühlte Jakob eine merkliche Abnahme seiner Kräfte, und er befand sich manchmal gar nicht wohl. Er verbarg es zwar nur Marien, um ihr keinen Kummer zu machen; allein in seinen Anmerkungen über die Blumen war etwas Wehmüthiges, das Marien manchmal sehr zu Herzen ging.

Marie betrachtete einst eine Rose, die sich verspätet hatte und erst jetzt im Herbst in voller Blüthe prangte. Sie wollte sie brechen; allein die Purpurblättchen fielen plötzlich ihr unter der Hand ab und lagen zerstreut auf dem Boden umher. „Das ist der Mensch," sagte der Vater. „In der Jugend gleichen wir wohl einer frischaufblühenden Rose; allein wir welken auch dahin wie die Rosen; ihre Blüthenzeit ist kurz und sehr schnell vorüber. Bilde dir also, liebes Kind, nichts

ein auf die eitle, vergängliche Schönheit des Leibes; trachte nach Schönheit der Seele, nach Tugend, die nie welkt."

Jakob nahm einst gegen Abend, auf der Gartenleiter stehend, noch Aepfel vom Baume, und reichte sie Marien herab, die sie sorgfältig in einen Korb legte. Da sprach er: „Wie die Herbstluft so schauerlich über die Stoppeln herweht und mit den gelben Blättern und mit meinen grauen Haaren spielt! — Mein Herbst, liebe Marie, ist da und der deinige wird auch kommen. Mache doch, daß du, wie dieser Baum hier, dann reich an guten Früchten seiest, und der Herr seines großen Gartens, der Welt, sich deiner freuen möge."

Als Marie noch einige Samenkörner für den künftigen Frühling in die Erde legte, sprach der Vater: „So, meine Tochter, wird man auch uns einmal in die Erde hinein legen und uns mit Erde bedecken. Aber sei getrost! Wie über ein Kleines das Körnlein in der Erde sich regt, zu leben anfängt, als eine schöne Blume sich über die Erde erhebt und gleichsam triumphirend über dem Grabe steht: so werden auch wir einst schön und herrlich aus unserm Grabe hervorgehen. Denke daran, liebe Marie, wenn sie mich einst begraben werden. Die Blume, die du dann etwa noch auf mein Grab pflanzen wirst, sei dir ein Bild der Auferstehung und Unsterblichkeit."

Marie blickte ihren Vater an. Zwei große Thränen standen ihm in den Augen. Sie erschrack, und bange Ahnungen erfüllten ihr Herz.

Eilftes Kapitel.

Jakob's Krankheit.

Zu Anfang des Winters, der sich sehr rauh einstellte und Berg und Thal mit tiefem Schnee bedeckte, ward der gute Jakob wirklich sehr krank. Marie bat ihn, den Arzt des

nächsten Städtchens rufen zu lassen, und der gutherzige Bauer fuhr im Schlitten dahin, denselben zu holen. Der Arzt verschrieb dem Kranken Arzenei, und Marie begleitete ihn unter die Thür hinaus. Sie fragte ihn, ob sie hoffen dürfe, daß ihr Vater bald wieder gesund werde. Der Arzt sagte ihr, daß es zwar für jetzt noch keine Gefahr habe; allein daß die Krankheit in eine Auszehrung übergehen werde und daß, zumal bei seinem Alter, an kein Aufkommen mehr zu denken sei. Marie sank fast um, und weinte und schluchzte. Doch trocknete sie ihre Thränen und suchte sich zu erheitern, ehe sie wieder zu ihrem Vater hinein ging, um ihn nicht zu betrüben.

Marie verpflegte ihren geliebten Vater mit der kindlichsten Sorgfalt. Sie that ihm alles, was sie ihm nur an den Augen ansehen konnte. Sie wachte die langen Nächte hindurch bei ihm. Wenn Andere sie ablösen wollten, damit sie nicht selbst krank würde und sie sich auch nach vielem Zureden ein wenig auf die Bank niedergelegt hatte, so konnte sie doch selten ein Auge schließen. Wenn ihr Vater nur hustete, so erschrack sie; wenn er sich nur regte, so schlich sie auf den Zehen hin, um nachzusehen, was er mache. Sie bereitete und reichte ihm die dienlichsten Speisen mit der zärtlichsten Liebe. Sie legte ihm sein Kopfkissen zurecht; sie las ihm vor; sie betete ohne Unterlaß für ihn. Unzählige Male stand sie, wenn er ein wenig schlief, mit gerungenen Händen und zum Himmel gerichteten, nassen Augen an seinem Bette und seufzte: „O Gott, schenke ihn mir doch noch einmal — nur noch auf einige Jährchen!“ Sie hatte sich durch den Fleiß ihrer Hände, indem sie manche halbe Nacht aufgeblieben war und gestrickt oder genäht hatte, einiges Wenige erspart. Sie wendete den letzten Heller daran, ihm alles zu verschaffen, was ihm eine kleine Erquickung gewähren konnte.

Der fromme Greis, der sich zwar wieder etwas erholte, es aber dennoch nur zu gut fühlte, daß diese Krankheit seine

letzte sein werde, war sehr ruhig und gefaßt. Er sprach mit der größten Heiterkeit von seinem Tode. Aber Marie sagte unter heißen Thränen: „O redet doch nicht davon, liebster Vater! Ich darf nicht einmal daran denken. Was würde dann ich anfangen? Ach, Eure arme Marie hätte ja dann gar Niemanden mehr auf Erden."

„Weine nicht, liebes Kind," sprach der Vater und bot ihr freundlich die Hand aus dem Bette. „Du hast ja einen guten Vater im Himmel. Der bleibt dir, wenn dir dein Vater auf Erden auch wird genommen werden."

„Wie du dich nähren und in der Welt fortbringen werdest, das ist meine geringste Sorge. Die Vögel finden ja ihre Nahrung; was solltest du sie nicht finden! Gott giebt sie dem Spatzen auf dem Dache, was sollte Er sie dir nicht geben! Der Mensch braucht wenig, und auch dies nur eine kurze Zeit. — Ach, mich ängstiget eine ganz andere Sorge! Sieh', meine einzige Sorge ist die, daß du immer so fromm und gut und unschuldig bleiben mögest, wie du es, Gottlob! jetzt noch bist."

„Ach, meine liebe Tochter! Du weißt noch gar nicht, wie böse und verderbt die Welt ist, und was für schlechte Menschen es giebt. Leider giebt es Menschen, die sich nur einen Spaß daraus machen würden, dich, armes Mädchen, um Unschuld, Ehre, Ruhe des Herzens und um das ganze Glück deines Lebens zu betrügen! Sie werden dich kindisch nennen, wenn du von Gottesfurcht, Gewissen, göttlichen Geboten und von der Ewigkeit redest. O, fliehe solche Menschen! Wenn sie dich schön nennen, und dir schmeicheln, dich, wie der Schmetterling die Blume, umgaukeln, so höre sie nicht an und achte nicht auf sie. Nimm nie ein Geschenk von ihnen und glaube ihren Versprechungen nicht. Unter der Gestalt eines Engels ist manchmal ein Satan verborgen, und die Schlange schläft gern unter Blumen."

„Sieh, Gott hat dir zu deinem Schutze einen treuen En-

gel mitgegeben — die heilige Schamröthe. Wenn dir Jemand etwas Böses zumuthen will, ja nur ein Wort sagt, das gegen Unschuld und reine Sitten ist — so fühlest du diese Glut auf deinen Wangen. Laß dich von diesem Engel der Unschuld warnen! Betrübe ihn nicht, daß er nicht von dir weiche. So lange er dich begleitet, und du dich von ihm warnen lässest, bist du sicher vor Verführung. Sobald du aber gegen seine Warnung nur der geringsten unerlaubten Zumuthung ein einziges Mal nachgiebst, dann bist du in Gefahr, verloren zu sein auf immer!

„O Marie! In deinem eigenen Herzen wird ein Feind erwachen. Du wirst Augenblicke haben, in denen du Lust zum Bösen fühlest, und dich gern überreden möchtest, es sei nicht so arg, oder wohl gar unschuldig und erlaubt. Aber laß dich jetzt warnen! Grabe die Worte deines sterbenden Vaters tief in dein Herz! Thue — rede — denke nichts, worüber du erröthen müßtest, wenn es dein Vater wüßte. — Meine Augen werden sich für immer schließen. Ich werde dich nicht mehr bewachen können. Allein denke, daß dein himmlischer Vater dich überall sieht und stets in dein Herz blickt. Du würdest dich ja scheuen, mich, deinen Vater auf Erden, durch ein fehlerhaftes Betragen zu betrüben; scheue und fürchte dich noch unendlich mehr, Ihm, deinem lieben Vater im Himmel, zu mißfallen."

„Sieh' mich noch einmal recht an, Marie! O, wenn du einmal in Versuchung gerathen solltest, Böses zu thun, so denke an mein blasses Angesicht, an diese meine Zähren, die über meine bleichen Wangen fließen! Komm, lege deine Hand in meine kalte, abgezehrte Hand, die bald in Staub zerfallen wird. Versprich es mir, meine Worte nicht zu vergessen! In der Stunde der Versuchung laß es dir sein, als hielte dich diese meine kalte Hand vom Abgrunde zurück."

„Gutes Kind! Du betrachtest mein blasses, abgezehrtes

Aussehen mit Thränen. O, sieh' da, daß alles auf Erden vergänglich ist. Auch ich war einst von blühendem Aussehen, frisch und roth, wie du es jetzt bist. Auch Du wirst einst so blaß und abgezehrt daliegen, wie ich jetzt auf meinem Sterbebette daliege, wenn anders Gott dich nicht früher und schneller von der Erde hinwegnimmt. Die Freuden meiner Jugend sind dahin, wie die Blumen des vergangenen Frühlings, deren Stätte man nicht mehr findet; wie der Thau auf den Blumen, der nur einige Augenblicke glänzt und dann verschwindet. Edle Thaten hingegen gleichen den Edelsteinen, die einen bleibenden Werth haben — ja, die Tugend, ein gutes Gewissen gleicht dem edelsten aller edlen Steine — dem Diamant, den keine menschliche Gewalt zerstören kann. Trachte nach diesem Kleinod! — Was ich Gutes that, das ist jetzt meine einzige Freude; und wenn ich wo fehlte, so ist dieses jetzt mein einziger Schmerz."

„Bleibe fromm, liebes Kind! denke gern an Gott, wandle wie vor seinen Augen, trage ihn stets im Herzen. In Ihm fand ich meine süßesten Freuden, und in allen Leiden den besten, den einzigen Trost."

„Glaube mir, Marie; ich rede die Wahrheit! Wenn es anders wäre, so würde ich dir es sagen. Ich habe die Welt auch gesehen, so gut als einer — da ich mit dem Grafen auf Reisen war. Wo nur in den größten Städten etwas Herrliches und Prächtiges zu sehen war, da kam ich auch hin. Ich brachte ganze Wochen in Lustbarkeiten zu, denn die glänzenden Feste, die bunten Maskeraden, die rauschende Musik, die fröhlichen Reden und Scherze sah und hörte ich ja so gut als der junge Herr selbst, und von den ausgesuchten Speisen und kostbaren Weinen blieb immer für mich mehr übrig, als ich mochte. Allein diese lärmenden Freuden ließen mein Herz leer. Ich versichere dich hoch und theuer: Ein einziges Stündlein stiller Andacht in unserer

Gartenlaube zu Eichburg, oder auch hier unter diesem Strohdache, ja selbst auf diesem Sterbelager da, machte mir immer ein innigeres Seelenvergnügen, als alle jene eiteln Freuden. Suche du daher deine Freude auch in Gott, und du wirst sie im reichlichsten Maaße finden."

„Du weißt wohl, liebes Kind, daß es mir in meinem Leben nicht an Leiden fehlte. Ach, da deine Mutter starb, da glich mein Herz lange den dürren, ausgetrockneten Gartenbeeten, die vor langer Sonnenglut aufspringen und nach Regen lechzen. So schmachtete ich auch nach Trost; allein in Gott fand ich ihn. O, Kind! es werden in deinem Leben Tage kommen, wo auch dein Herz der dürren, trocknen Erde gleicht. Aber sei dann unverzagt. Die Erde dürstet nicht umsonst nach Regen; Gott sendet ihn zu rechter Zeit. Suche deinen Trost bei Gott, dieser Trost wird dein Herz erquicken, wie den dürren lechzenden Erdboden ein milder, erquickender Regen."

„Habe, liebes Kind, stets ein felsenfestes Vertrauen auf Gottes heilige Vorsicht. Gott lenket denen, die Ihn lieben, alles zum Besten; Er führt durch Leiden zu lauter Freuden."

Weißt du noch, liebe Marie, was für ein großes Leiden es für dich war, als ich auf unserer mühseligen Reise draußen an der Straße krank darnieder sank. Sieh, dieser Krankheit bediente sich Gott uns dieses ruhige Plätzchen, auf dem wir bei diesen guten Landleuten nun schon über drei Jahre so vergnügt leben, zu verschaffen. Ohne diese Krankheit wären wir entweder gar nicht vor ihre Thür gekommen, oder ihr Mitleid wäre doch nicht so aufgeregt worden; sie hätten uns etwa eine Schüssel frische Milch und ein Stück Brod vorgesetzt und uns dann wieder weiter ziehen lassen. Ohne diese Krankheit hätten wir und diese lieben Leute einander nicht so gut kennen gelernt, und einander nicht so lieb ge-

wonnen. Alle Freuden, die wir hier genossen, das Gute, das wir vielleicht hier stifteten, die mehreren hundert hier verlebten zufriedenen Tage waren ein Segen, der aus jener Krankheit entsprang. So, liebe Marie, können wir auch in den traurigen Begebenheiten unsers Lebens die Freundlichkeit Gottes sehen. Wie Gott seine Blümchen über Berg und Thal, in Wälder und an Bächen, sogar in Sümpfe und Moräste mit reicher Hand ausstreute, daß wir überall seine Güte und Freundlichkeit schauen mögen; so hat Er auch Begebenheiten unsers Lebens die Spuren seiner Weisheit, seiner Liebe und Erbarmung deutlich eingeprägt, so daß ein jedes aufmerksame Gemüth sie bemerken, und Trost und Freude daran haben kann. Jeder Mensch kann sie in seinem Leben wahrnehmen, wenn er nur ein wenig aufmerken mag."

„Unser größtes Leiden war wohl jenes, da man dich jenes Diebstahls beschuldigte, da du auf den Tod in Ketten und Banden lagest; da wir in deinem Gefängnisse zusammen weinten und jammerten. Auch jenes große Leiden bringt dir gewiß noch einen großen Segen, ja, mich dünkt, dieser Segen sei jetzt schon sichtbar! Damals, als die junge Gräfin dich vor allen Mädchen auszeichnete, dich ihrer Gesellschaft würdigte, dir das schöne Kleid schenkte, dich immer um sich haben wollte — da meintest du wohl, du seiest glücklich. Allein wie leicht hätten Ehre, Vergnügen und Ueberfluß dich eitel, leichtsinnig, irdisch gesinnt — und Gott vergessen machen können. Gott hat es deßhalb recht gut mit uns gemeint, daß er es anders lenkte, und jenes Unglück über uns schickte. Im Elende, im Gefängnisse und auf unserer Wanderschaft lernten wir Ihn besser kennen, und kamen Ihm näher. In dieser rauhen Gegend hat Er dir, ferne von den Zerstreuungen und dem Verderbnisse der Welt, ein besseres Plätzchen bereitet. Da blühtest du, wie

die Blume der einsamen Wildniß — sicher vor frevelnden Händen."

„Er, der gute, treue Gott wird jenes Leiden dir noch ferner zum Besten lenken. Er wird — ich hoffe zuverlässig, Er habe dieses mein Gebet erhört — auch deine Unschuld noch an den Tag bringen, wenn ich es gleich nicht mehr erlebe; was aber auch zu meiner Beruhigung nicht nothwendig ist, da ich es ja ohnehin weiß, daß du unschuldig bist. Ja, Marie, Glück und Freude werden dir noch aus jenen überstandenen Leiden aufblühen, und du wirst noch hier auf Erden frohe Tage erleben — obwohl Erdenglück das geringste ist, und die große Absicht, warum Gott Leiden über uns sendet, erst im Himmel erfüllt wird, in dessen Herrlichkeit wir nicht anders als durch viele Leiden und Trübsale eingehen können."

„Quäle dich also, gute Seele, wenn du in Noth kommst, nicht mit Sorgen, und glaube, daß Gott auf das liebreichste für dich sorge, und daß deine Sorgen überflüssig seien. — Wo dich deßhalb seine heilige Vorsicht noch hinführen wird, und wie hart die Lage auch sein möge, in die du noch kommen wirst, so denke immer: Das ist der beste Ort, die heilsamste Lage für mich, so hart und elend es mir auch darin geht. Glaube, daß gerade diese Lage nothwendig sei, dich in der Jugend zu vollenden und dich einmal selig zu machen."

„Wie ein Gärtner jedes Gewächs an die Stelle hinpflanzet, die er für dasselbe am tauglichsten findet, und wie er es nur auf die Art behandelt, die zum Wachsthume und Gedeihen desselben die dienlichste ist, so versetzt Gott jeden Menschen in der Welt an jene Stelle und in jene Lage, wie es zu seinem Wachsthum im Guten am zuträglichsten ist."

„Und so, liebe Marie, wie alle Leiden, die bisher über dich

kamen, wird Er dir auch noch diese meine letzte Krankheit und meinen Tod zum Segen werden lassen."

„Gutes Kind! da ich das Wörtlein Tod nur nenne, brichst du auf's neue in Thränen aus! O, weine nicht! — Sieh den Tod nicht für etwas so Fürchterliches an! Er ist ja vielmehr etwas Erfreuliches! Laß mich noch einmal mit dir reden, liebe Tochter, wie damals, als wir noch in unserm Garten zu Eichburg mit einander arbeiteten. Sieh, du weißt, wie es mit einem Frühbeetchen ist! Schwach und unansehnlich stehen da die kleinen Pflänzchen in dem engen, dumpfen Beetchen beisammen. Man sieht es ihnen noch nicht an, mit welchen herrlichen Blumen, oder mit welchen köstlichen Früchten sie dereinst geschmückt sein werden. Blieben sie aber in dem kleinen, armseligen Beetchen eingeschlossen, so würden sie weder Blüthen noch Früchte tragen. Sie fänden dazu nicht genug Raum. Der Gärtner setzte sie aber auch nicht dahin, daß sie da bleiben und auf einander vermodern sollten — nein, damit sie im offnen Lande, an Gottes freier Luft, unter dem schönen blauen Himmel, an dem goldenen Sonnenschein, und getränkt von dem Regen und Thau des Himmels einst herrlicher blühen möchten. Du freutest dich ja allemal, wenn ich die kleinen Pflänzchen aushob, ja, du mahntest mich oft daran, es nicht länger zu verschieben, weil es den armen Pflänzchen in dem dumpfen Behältnisse zu enge würde; du warest froh, wenn sie nun im Lande waren und sagtest: „Wie wohl wird es ihnen jetzt sein! Ich meine, ich sehe es ihnen an." Solche schwache, arme Pflänzchen sind wir Menschen auch; ein solches enges, dumpfes Frühbeetchen ist unsre Erde. Hier auf Erden ist nicht unsers Bleibens! Hier sind wir noch nichts, als kümmerliche, elende Gewächse. Aber es soll noch etwas Besseres, etwas Herrliches aus uns werden. Deßhalb versetzt

uns Gott in ein anderes Land, in seinen großen, schönen, herrlichen Gottesgarten — den Himmel."

„Weine daher nicht, liebes Kind! Sieh, ich bekomme es ja besser! O, wie freue ich mich, daß ich nun bald zu Gott komme! Wie gut wird es sein, wenn wir diesen Leib, der uns so viele Leiden macht, werden abgelegt haben! Liebe Marie, weißt du noch? wir hatten in unserm blühenden Garten, an den schönen Frühlingsmorgen oft unbeschreibliche Freuden! Sieh, auch der Himmel wird mit dem allerschönsten Garten, in dem ein ewiger Frühling herrscht, mit dem Paradiese verglichen. In jene schönere Gegenden werde ich jetzt kommen. — O, sei doch fromm und gut, damit wir uns dort wieder sehen! Hier waren wir unter manchen Leiden und Trübsalen beisammen, und scheiden unter Thränen von einander. Dort aber werden wir in Freude und Seligkeit bei einander wohnen und nichts wird uns mehr trennen! Dort werde ich deine Mutter wieder sehen! O, wie freue ich mich darauf! O Marie! bleibe doch fromm und gut! Und wenn es dir wohl gehen wird auf Erden, vergiß über diesen flüchtigen Freuden jene ewigen nicht! — Dann werden deine Mutter und ich dir einst voll Freuden entgegen kommen, und dich in unsere Mitte aufnehmen. — Weine also nicht, liebes Kind, und freue dich vielmehr jetzt schon darauf!" — —

So benützte der fromme Vater die letzten Tage seines Lebens, seine Tochter, die er jetzt allein in der Welt zurücklassen sollte, zu trösten; so ermahnte er sie, sich vor dem Verderben der Welt zu bewahren. Jedes seiner Worte war ein gutes Saamenkörnlein, das in gutes Erdreich fiel. „Ich habe dich freilich betrübt, liebes Kind," sagte er, „und dich viele Zähren vergießen gemacht. Allein das sind wohlthätige Thränen. Was so unter Thränen gesäet wird, wurzelt leichter, und gedeiht besser, gleich den Saamenkörnlein, die bei einem milden, sanften Frühlingsregen ausgesäet werden."

Zwölftes Kapitel.

Jakobs Tod.

Marie war, sobald die Krankheit ihres Vaters bedenklich wurde, nach Erlenbrunn gegangen, wohin der Tannenhof in die Pfarrei gehörte, und hatte es dem Herrn Pfarrer gemeldet, daß ihr Vater krank sei. Der Herr Pfarrer, ein edler, würdiger Geistlicher, besuchte ihn sehr oft, führte schöne erbauende Gespräche mit ihm und tröstete auch allemal Marien sehr freundlich. Eines Nachmittags kam er wieder und fand den guten Greis merklich schwächer. — Jakob hieß Marien ein wenig hinausgehen, indem er mit dem Herrn Pfarrer allein zu reden habe. Als sie wieder herein gerufen wurde, sagte der Vater: „Liebe Marie! Ich habe nun meine Gewissensangelegenheiten in Ordnung gebracht, und gedenke morgen frühe das Brod des Lebens aus der Hand unsers lieben Herrn Pfarrers zu empfangen."

Marie erschrack und die Thränen drangen ihr in die Augen, weil ihr der Gedanke an eine nahe Todesgefahr zu Sinn kam; allein sie faßte sich sogleich wieder. „Ihr habt Recht, lieber Vater, sagte sie; was können wir Besseres thun, als in unsern Leiden und Nöthen unsere Zuflucht zu Gott nehmen?"

Jakob brachte den übrigen Tag und den Abend im stillen Gebete zu, war immer sehr in sich gesammelt und redete sehr wenig. Die Andacht, mit der er am andern Morgen in der heiligen Communion sich mit seinem göttlichen Erlöser vereinigte, war unbeschreiblich. Glaube und Liebe, und Hoffnung des ewigen Lebens hatten sein ehrwürdiges Angesicht gleichsam verklärt; heiße Thränen flossen über seine Wangen. Marie kniete unten an dem Krankenbette, zitterte, betete — und zerfloß fast in Thränen. Der Bauer, die Bäuerin und die übrigen Leute im Hause wohnten der hei-

ligen Handlung mit großer Rührung und gefalteten Händen bei, und allen standen die Zähren in den Augen. „Jetzt, sagte Marie nachher, ist es mir recht leicht um das Herz, und ich bin recht getröstet; die christliche Religion gewährt uns doch in Noth und Tod wahrhaftig einen himmlischen Trost!“

Der gute Jakob kam indeß seinem Ende immer näher. Der Bauer und die Bäuerin, die ihn als ihren besten Freund ehrten und liebten, und die Stunde segneten, da er in ihr Haus gekommen war, thaten ihm alles erdenkliche Gute. Wohl zehnmal des Tages kam bald der Bauer, bald die Bäuerin in das kleine Stübchen, zu sehen, wie er sich befinde. Marie fragte fast allemal: „Meint ihr denn nicht, daß er noch aufkommen könnte?“

Die Bäuerin antwortete einmal: „O, mein Kind! Länger treibt er es gewiß nicht mehr, als bis das Laub der Bäume ausschlägt.“

Von nun an sah Marie mit Furcht und Zittern durch das kleine Fenster des Stübchens in den Garten. Der kommende Frühling hatte sie sonst immer mit Freude erfüllt. Allein jetzt sah sie die ersten zarten Blättchen der Stachelbeerhecke und die schwellenden Baumknospen mit Trauer, und hörte den freudigen Schlag des Finken mit Schrecken. Die hervorsprossenden Schneeglöcklein und Schlüsselblumen waren ihr ein schmerzlicher Anblick. „Ach Gott,“ sagte sie, „alles lebt neu auf und alle Welt hofft — soll denn mein lieber Vater nur allein ohne Hoffnung dahin sterben? Doch — setzte sie mit einem frommen Blick zum Himmel hinzu — nicht ohne Hoffnung! Ja, er stirbt nach dem Worte Jesu gar nicht. Er legt nur diese Hülle von Staub ab; er selbst aber wird dort oben erst recht anfangen zu leben!“

Der fromme Greis hatte es sehr gerne, daß Marie ihm

öfters vorlas. Sie that es mit sanfter Stimme und großer Andacht. In den letzten Tagen seiner Krankheit hörte er nichts lieber, als die letzten Reden Jesu, und das letzte Gebet Jesu. Einmal in der Nacht wachte sie allein bei ihm. Der Mond schien so helle durch die Fenster in das Stübchen, daß man den Schimmer des kleinen Nachtlichtes kaum mehr bemerkte. „Marie! fing der Vater an, lies mir doch das schöne Gebet Jesu noch einmal.“ Sie zündete eine Wachskerze an, und las es.

„Jetzt gieb das Buch mir her, sagte er, und leuchte mir ein wenig.“ Marie gab ihm das Buch, und leuchtete ihm mit der brennenden Kerze. „Sieh, sagte er, dies soll mein letztes Gebet für dich sein.“ Er zeigte auf die Stelle, und betete, indem er die Worte auf sich und seine Tochter anwandte, mit gebrochener Stimme:

„Vater! ich bin jetzt nicht mehr lange in dieser Welt; allein diese hier bleibt noch eine Zeit in dieser Welt; ich komme — so hoffe ich es — zu Dir! Vater, Du Heiligster! Bewahre Du sie in Deinem Namen vor dem Verderben. So lange ich bei ihr in der Welt war, suchte ich sie in Deinem Namen zu bewahren. Jetzt aber komme ich zu Dir. Ich bitte Dich nicht, daß Du sie von der Welt hinwegnehmest, sondern nur, daß Du sie vor dem Bösen bewahrest. Erhalte sie in Deiner heiligen Wahrheit! Dein Wort ist Wahrheit. Vater, gieb, daß sie, die Du mir geschenkt hast, einst auch dahin komme, wo ich jetzt hinzukommen hoffe. Amen!“

Marie stand weinend am Bette, hielt die Kerze mit zitternder Hand, und wiederholte mit Schluchzen: „Amen!“

„Ja, fuhr der Vater fort, liebe Tochter! Dort werden wir Jesum in seiner Herrlichkeit sehen, die Gott Ihm vor Gründung der Welt gegeben hat; dort werden auch wir einander wieder sehen.“

Er legte sich wieder auf sein Kopfkissen, ein wenig zu ruhen. Das Buch behielt er in der Hand. Es war das neue Testament. Der arme Mann hatte es für die ersten Kreuzer, die er nach seiner Vertreibung aus Eichburg erübrigte, und an seinem Mund ersparte, gekauft.

„Liebe Marie, fing er über eine Weile an, ich danke dir auch noch für die Liebe, die du mir in dieser meiner letzten Krankheit erweisest. Du hast das vierte Gebot getreulich und mit freudigem Herzen befolgt. Denke an mich, Marie, es wird dir deßhalb doch noch wohl gehen, so arm und hülflos ich dich in dieser Welt zurücklassen muß. Ich kann dir nichts geben, als meinen Segen und dieses Buch hier. Bleibe fromm und gut, liebe Tochter, so wird dieser Segen nicht vergebens sein. Der Segen eines Vaters, der auf Gott vertraut, ist guten Kindern mehr, als das reichste Erbtheil. Das Buch hier nimm zum Andenken an deinen Vater. Es kostet mir einige Kreuzer. Allein wenn du es fleißig lesen und befolgen wirst, so hinterlasse ich dir für die wenigen Kreuzer, die ich darauf verwendete, den größten Schatz! Wenn ich dir mehr Goldstücke hinterließe, als der Frühling Blumen und Blätter hervorbringt, so könntest du für alles dieses Geld dir doch nichts Besseres kaufen. Denn es ist Gottes Wort darin enthalten, und dieses hat eine Kraft in sich, alle selig zu machen, die daran glauben. Lies alle Morgen — wozu man bei aller Müh' und Arbeit doch immer Zeit finden kann — wenigstens einen Spruch, und bewahre und erwäge ihn den Tag über in deinem Herzen. Ist dir eine oder die andere Stelle dunkel, so bitte deinen Seelsorger um Belehrung, wie ich es auch immer machte. Das Wichtigste darin ist für alle Menschen klar. An das halte dich; das befolge. Das wird für dich nicht ohne Segen bleiben. Sieh, der einzige Spruch: „Betrachtet die Lilien des Feldes!“ hat mich mehr Weisheit gelehrt, als die mancherlei

Bücher, die ich in meiner Jugend las. Er ward überdies zur Quelle von tausend unschuldigen Freuden, und unter tausend Bedrängnissen, die mich sonst würden mit bangen Sorgen erfüllt und verzagt und kleinmüthig gemacht haben, gewährte er mir einen heitern und fröhlichen Muth."

Morgens gegen drei Uhr sagte der Vater: „Marie, mir ist so bange. Oeffne doch das Fenster ein wenig."

Marie öffnete es. Der Mond war nicht mehr am Himmel; aber die Sterne funkelten unbeschreiblich schön.

„Sieh, wie schön der Himmel ist! sagte der Vater. Was sind die Blumen der Erde gegen jene unvergänglichen Sterne! Dort werde ich jetzt hinkommen! O, wie freue ich mich! Lebe fromm, damit du einst auch dahin kommest!"

Mit diesen Worten sank er zurück auf sein Bette, und entschlief — sanft und selig! Marie meinte, es sei etwa eine Ohnmacht. Sie hatte noch nie einen Sterbenden gesehen. Niemand hatte noch sein Ende so nahe geglaubt. Indeß wurde es Marien bange; sie weckte die Leute im Hause. — Alle kamen an das Sterbebette. Als nun Marie hörte, er sei wirklich todt, da umfaßte sie die Leiche ihres Vaters mit lautem Weinen, und küßte sein erblaßtes Angesicht, und ihre Thränen vermischten sich mit seinem Todesschweiße.

„O du guter, guter Vater, sagte sie, wie kann ich es dir vergelten, was du an mir gethan hast! Ach, ich kann es nicht. O, Dank sei dir für jedes Wort, für jede gute Ermahnung, die deine nunmehr erblaßten Lippen mir gaben. Mit innigem Dank küsse ich deine kalte, starre Hand, die mir so viele Wohlthaten erwies — für mich so viel arbeitete — mich in den Jahren meiner Kindheit wohl auch väterlich züchtigte. Jetzt erst sehe ich es ein, wie gut du es auch da meintest, und wie heilsam mir das war! O, habe Dank! habe Dank für alles, und verzeih, wenn ich dich durch kindischen Leichtsinn je betrübte! — O Gott! vergilt du ihm

seine Liebe! — Ach, könnte ich jetzt meinen Geist auch aushauchen, und ihn dir, lieber Vater, nachsenden in den Himmel! Laß, o Gott meinen Tod einmal sein, wie den Tod dieses Gerechten! O wie nichts, wie gar nichts ist dieses Leben auf Erden! Wie gut ist es, daß es einen Himmel giebt, ein ewiges Leben! Das ist jetzt mein einziger Trost."

Alle Umstehenden weinten; die Bäuerin führte endlich Marien, unter vielem Bitten und Zureden ihr zu folgen, hinweg.

Marie ließ es sich nicht wehren, sie wachte die folgende Nacht hindurch bei der Leiche ihres Vaters, bis an den Morgen. Bevor man den Todtensarg zuschloß, betrachtete sie die Leiche noch einmal. „Ach, sagte sie, das letzte Mal sehe ich also dein ehrwürdiges Angesicht! Wie schön es aussieht, — als lächelte es, als glänzten jetzt schon die Strahlen der künftigen Herrlichkeit darauf! O, lebe wohl — lebe wohl — guter Vater! schluchzte sie. Sanft ruhe dein Gebein, nachdem die Engel Gottes — so hoffe ich — deinen Geist bereits zur Ruhe des Himmels gebracht haben."

Sie hatte einen Rosmarinzweig, einige goldgelbe Schlüsselblümchen und dunkelblaue Veilchen in ein Sträußchen zusammengefügt und es der Leiche des frommen Gärtners, der so viel gesäet und gepflanzt hatte, in die Hand gegeben. „Diese Erstlingsblümchen der neuauflebenden Erde seien ein Vorbild deiner künftigen Auferstehung," sagte sie, „und dieser immergrüne Rosmarin ein Sinnbild meines beständigen frommen Andenkens an dich."

Als man den Sarg zunagelte, ging ihr jeder Hammerschlag so durch das Herz, daß sie fast ohnmächtig wurde. Die Bäuerin brachte sie in eine Kammer und bat sie, sich ein wenig nieder zu legen auf das Bett, damit sie sich wieder erhole.

Bei dem Leichenbegängnisse ging Marie in dem schwarzen Kleide, das ihr ein mitleidiges Mädchen aus dem Dorfe gelehnt hatte, hinter der Leiche ihres Vaters her. Sie war selbst bleich und blaß, wie eine Leiche, und Jedermann hatte Mitleid mit der armen, verlassenen Waise, die nun keinen Vater und keine Mutter mehr hatte.

Da Mariens Vater in Erlenbrunn fremd war, so wurde ihm sein Grab in einer Ecke des Gottesackers, zunächst der Kirchhofmauer gemacht. Ein Paar große Tannen, die hinter der Mauer hervorragten, beschatteten es. Der Pfarrer hielt dem Verstorbenen eine rührende Leichenrede über die Worte Jesu: „Es sei denn, daß das Weizenkörnlein in die Erde falle und verwese, so bringt es keine Frucht; wenn es aber verweset, so bringt es viele Früchte.“ Er sprach auch davon, wie der fromme Greis seine Leiden so gottergeben und geduldig getragen und allen, die ihn sahen, ein so schönes Beispiel hinterlassen habe; sagte viel Trostreiches für die tiefbetrübte Waise, dankte den gutherzigen Landleuten im Namen des verstorbenen Vaters für alle demselben erwiesene Liebe, ermahnte sie, an der nun ganz verwaisten Tochter Vater- und Mutterstelle zu vertreten.

Marie besuchte das geliebte Grab, so oft sie in den pfarrlichen Gottesdienst nach Erlenbrunn kam, und auch, so oft sie konnte, an den Sonntagen auf den Abend, und weinte und betete da. „So von Herzen wie hier am Grabe meines Vaters,“ sagte sie, „kann ich doch nirgends beten. Die ganze Welt ist mir hier nichts mehr. Ich fühle es, daß wir einer bessern Welt angehören, und es regt sich in mir ein Heimweh nach jenem Vaterlande!“ Sie ging nie anders als mit dem frommen Vorsatze von dem Grabe, die Lüste dieser Welt zu verachten, und nur Gott und der Tugend zu leben — in der seligen Hoffnung, droben am Throne [Go]ttes wieder mit ihren guten Aeltern vereinigt zu werden.

Dreizehntes Kapitel.

Neue Leiden für Marien.

Marie war von nun an immer sehr traurig. Es war ihr nicht anders, als hätten alle Blumen ihre frischen Farben verloren, und die Tannenbäume um den Hof her schienen ihr so dunkel und schwarz, als wären sie in Trauer gekleidet. Die Zeit linderte zwar Mariens Schmerz; allein bald kamen neue Leiden für sie.

Auf dem Tannenhofe war es seit dem Tode ihres Vaters viel anders geworden, als es ehedem war. Der Bauer und die Bäuerin hatten den Hof ihrem einzigen Sohne, einem guten, stillen Menschen, übergeben. Die neue Schwiegertochter war ziemlich schön und sehr reich. Allein außer der Eitelkeit auf ihre Schönheit hatte sie für nichts anders Gefühl, als für das Geld. Stolz und Geiz drückten sich auch nach und nach ihrem Gesichte so merklich ein, daß es, bei aller Schönheit, ein recht widriges Aussehen bekam. Wenn sie wußte, daß ihren Schwiegerältern etwas angenehm sein würde, so that sie es durchaus nicht, und den ausgedingten Lebensunterhalt gab sie ihnen nur sehr kärglich und mit Unwillen. Sie machte ihnen tausend Verdruß, und zählte ihnen gleichsam jeden Bissen in den Mund. Die guten alten Leute zogen sich in das kleine Hinterstübchen zurück, und kamen wenig mehr in die vordere Stube.

Dem jungen Manne ging es um nichts besser. Das rohe Weib gab ihm die gröbsten Reden und hundertmal des Tages warf sie ihm ihr großes, eingebrachtes Vermögen vor. Wollte er nicht den ganzen Tag in Zank und Streit leben, so mußte er dulden und schweigen. Sie wollte nicht einmal zugeben, daß er seine alten Aeltern besuche, weil sie fürchtete, er möchte ihnen, wie sie sich ausdrückte, heimlich etwas zustecken. Er wagte es nur mit erschrocke-

nem Herzen Abends nach vollbrachter Arbeit zu ihnen zu gehen. — Sie saßen fast allemal traurig so beisammen auf der Bank, und er setzte sich zu ihnen und klagte ihnen seine Noth.

„Ja, ja!" sagte der alte Bauer, „so gehts. Du Mutter hast Dir von dem Glanze des vielen Geldes, und Du, mein Sohn, von den rothen Wangen die Augen verblenden lassen, und ich war gegen Eure Bitten zu nachgiebig. Da sind wir nun alle drei mit einander gestraft. Wir hätten dem guten Rath des alten Jakob folgen sollen. Dem klugen Manne wollte die Heirath nie gefallen, als noch bei seinem Leben die Rede davon ging. Ich weiß noch alle seine Worte gar wohl, und habe schon tausendmal daran gedacht."

„Weißt Du noch, Mutter? Du sagtest einmal: Zehn tausend Gulden sind aber doch ein schönes Geld. Allein Jakob sagte: Ein schönes Geld nun wohl nicht. Die Blumen im Garten da draußen vor dem Fenster sind tausendmal schöner. Ein schweres Geld habt Ihr vielleicht sagen wollen. Das ist es gewiß, und es gehören starke Schultern dazu, es zu tragen, daß es einen nicht in den Boden drücke, und einen krüppelhaften, elenden Menschen, der ganz irdisch gesinnet ist, aus einem mache. Warum trachtet Ihr denn nach so vielem Gelde? Es ist Euch ja bisher nichts abgegangen; Ihr hattet immer noch etwas übrig. — Glaubt mir, zu vieles Gut macht Uebermuth. Zu viel Regen, so wohlthätig und nothwendig der Regen auch ist, kann das gesündeste Gewächs im Garten zu Grunde richten. — Das sind die Worte des seligen Jakobs genau — und mir ist's, ich höre ihn noch."

„Und Du, mein Sohn, sagtest einmal: Aber eine recht schöne Person ist sie doch, blühend wie eine Rose! Allein der vernünftige Jakob sagte: Eine Blume ist aber nicht

blos schön; si. vereiniget mit dem Schönen auch Gutes. — Sie giebt uns die edelsten Geschenke, das reine Wachs und den köstlichen Honig. Eine schöne Gestalt ohne Tugend ist eine papierne Rose, ein elendes todtes Ding, ohne Duft und Leben, ohne Wachs und Honig. Dies sagte der redliche Jakob; wir wollten aber nicht hören. Nun müssen wir fühlen. Was uns damals das größte Glück schien, ist jetzt unser größtes Unglück. Gott gebe uns Seine Gnade, es geduldig zu tragen; anders ist jetzt nichts mehr zu machen." So sprachen die drei mit einander.

Der armen Marie ging es nun auch sehr hart. Weil die alten Leute das kleine Stübchen selbst bezogen, so hatte sie es räumen müssen. Die junge Bäuerin wies ihr, obwohl ein paar hübsche Kammern leer standen, aus Bosheit die elendeste im Hause an, fügte ihr alles erdenkliche Herzeleid zu und plagte sie unbeschreiblich. Den ganzen Tag zankte sie in sie hinein, und Marie konnte ihr nie genug arbeiten und nicht das geringste recht machen. Die arme Waise fühlte es nur zu gut, daß sie in dem Hause sehr unwerth und überlästig sei. Die alten Leute konnten ihr wenig Trost geben; sie hatten mit sich selbst zu thun. Gar oft kam ihr daher der Gedanke, weiter zu gehen. Allein wo sollte sie hin?

Sie fragte den Herrn Pfarrer zu Erlenbrunn um Rath. Dieser vernünftige Geistliche sagte ihr: „Auf dem Tannenhofe ist Ihres Bleibens fernerhin nicht mehr, meine gute Marie! Ihr seliger Vater hat Ihr eine vortreffliche Erziehung gegeben und Sie alles lernen lassen, was für eine bürgerliche Haushaltung nöthig ist; allein auf dem Tannenhofe fordert man von Ihr Dienste einer tüchtigen Bauernmagd; man beladet Sie mit Arbeiten, die über Ihre Kräfte gehen und Ihr nicht angemessen sind. Indeß rathe ich Ihr nicht, jetzt sogleich zu gehen, und auf das Ungewisse

in die Welt hinaus zu wandern. Der beste Rath dürfte dieser sein, für jetzt noch zu bleiben, so viel zu arbeiten, als Sie kann, zu beten, auf Gott zu vertrauen, und zu warten, bis Gott Sie aus Ihrer bedrängten Lage befreien wird. Gott, der Sie für einen andern Kreis erziehen ließ, wird Sie auch in einen andern Kreis zu versetzen wissen. Ich werde versuchen, Ihr bei einer christlichgesinnten und rechtschaffenen Bürgersfamilie einen Dienst auszumitteln. Bete Sie und vertraue Sie auf Gott; halte Sie aus in der Prüfung — und Gott wird alles wohl machen." Marie dankte für den guten Rath, und versprach ihn zu befolgen.

Das liebste Plätzchen auf Erden war ihr das Grab ihres Vaters. Sie hatte einen Rosenstrauch auf das Grab gepflanzt. „Ach," sagte sie, als sie ihn weinend dahin setzte, „wenn ich nur immer hier sein könnte; ich wollte ihn mit meinen Thränen begießen, daß er gewiß bald grünen und blühen sollte!"

Der Rosenstrauch war jetzt mit grünen Blättern geschmückt und die purpurnen Knospen fingen bereits an, sich zu öffnen. „Wohl hatte mein Vater Recht," sprach Marie, da er mir sagte: „Das menschliche Leben gleicht einem Rosenstocke. Bisweilen ist er ganz dürre und kahl, und man sieht nichts daran als Dornen. Aber wenn man nur warten kann, so kommt die Zeit auch wieder, wo er mit frischem Laube bekleidet, und voll der schönsten Rosen ist." — Die Zeit der Dornen ist jetzt für mich — aber ich will unverzagt sein; ich will deinem Worte glauben, guter Vater! — Dein Sprichwort geht doch vielleicht auch an mir noch in Erfüllung: Geduld bringt Rosen."

Vierzehntes Kapitel.

Marien's Verstoßung.

Unter den mancherlei Leiden, die Marie zu dulden hatte, kam nun der fünf und zwanzigste Julius, der Namenstag ihres seligen Vaters. Dieser Tag war sonst immer ein Freudentag für sie; allein dieses Mal begrüßte sie den anbrechenden Morgen, der hell und golden in ihre Kammer strahlte, mit Thränen. Sie hatte ehemals an diesem Tage ihrem Vater allemal irgend eine Freude gemacht; ihm ein Geschenk, das sie selbst heimlich verfertigte, überreicht, ihm eine besondere Speise bereitet, eine Flasche Wein vorgesetzt, und den reinlich gedeckten Tisch mit Blumen geziert. Sie hätte ihre Liebe zu ihm auch jetzt noch gerne an den Tag gelegt. Die Landleute der Gegend hatten den Gebrauch, die Gräber geliebter Freunde, besonders an solchen Gedächtnißtagen, mit Blumen zu zieren; sie hatten Marien oft um Blumen gebeten, die sie ihnen allemal sehr gerne gab. — Es kam ihr daher der Gedanke, das Grab ihres Vaters auch mit Blumen zu schmücken. Das niedliche Körbchen, das zu ihrem harten Schicksale den ersten Anlaß gegeben hatte, stand auf dem Kasten und fiel ihr in die Augen. — Sie nahm es, füllte es in dem Garten mit farbigen Blumen und frischem Grün, ging damit eine Stunde früher, als der Gottesdienst anfing, nach Erlenbrunn, und stellte das Körbchen auf das Grab ihres Vaters. Ihre Thränen tröpfelten auf die Blumen, und schimmerten wie Thau daran. „Du guter, lieber Vater," sagte sie, „du hast alle meine Lebenswege mit Blumen bestreut, und ich kann es dir nicht vergelten; ich will wenigstens dein Grab mit Blumen zieren!" Sie ließ das Körbchen auf dem Grabe stehen; sie durfte nicht fürchten, daß man die Blumen oder das Körbchen entwende. Die Landleute betrachteten vielmehr das

Blumenkörbchen mit wehmüthiger Freude, segneten in ihrem Herzen die gute Tochter, und wünschten dem frommen Vater die Ruhe des Himmels.

Sogleich am folgenden Tage, da die Leute auf dem Tannenhofe, von der großen Wiese jenseits des Waldes, das Heu hereinbrachten, kam ein Stück feine Leinwand weg, das in dem Grasgarten nächst dem Hause zum Bleichen ausgespannt war. Die junge Bäuerin, die es erst gegen Abend vermißte, und die, wie alle geizigen Leute, sehr argwöhnisch war, hatte sogleich Marien im Verdacht. Der gute Jakob hatte aus der Geschichte mit dem Ringe eben kein Geheimniß gemacht, und sie den alten Leuten vertraut. Der Sohn, der auch darum wußte, erzählte sie, was freilich unbesonnen war, der jungen Bäuerin. Da nun Marie Abends, ihren Rechen über der Schulter und einen irdenen Krug in der Hand, mit den Mägden in das Haus trat, kam die junge Bäuerin, grimmig wie ein Drache, aus der Küche heraus, fuhr Marien mit den rauhesten Worten an, und forderte die Leinwand von ihr.

Marie sagte bescheiden, daß sie die Leinwand unmöglich haben könne, da sie wie alle Leute im Hause, den ganzen Tag bei dem Heumachen gewesen sei. Während die Bäuerin kochte, habe gar leicht irgend ein fremder Mensch die Leinwand entwenden können. So war es auch wirklich gegangen. Allein die Bäuerin schrie fürchterlich: „Du Diebin! Meinest Du, ich wisse es nicht, daß Du den Ring gestohlen hast, und mit genauer Noth dem Schwerte des Scharfrichters entronnen bist? Auf der Stelle packe Dich aus dem Hause. Unter meinem Dache ist kein Platz für ein solches Gesindel.“

Der junge Bauer sagte: „So spät wirst Du sie doch nicht mehr fortschicken! Die Sonne ist ja bereits untergegangen. Laß sie doch noch mit uns zu Abend essen, da sie

den ganzen Tag in der großen Hitze draußen für uns gearbeitet hat — und behalte sie nur noch diese Nacht."

„Keine Stunde mehr," schrie das rasende Weib, „und Du schweigst gleich, oder ich hole ein brennendes Scheit aus der Küche, und stopfe Dir damit das Maul." Der Mann sah, daß er durch Zureden das Uebel ärger machen würde, und schwieg. Marie aber erwiederte die Lästerungen nicht; sie packte das Wenige, was sie hatte, in ein weißes Tuch, worin es wohl Raum fand, zusammen, nahm das Bündelein unter den Arm, dankte weinend für alles auf dem Tannenhofe empfangene Gute, betheuerte noch einmal ihre Unschuld, und bat nur noch um die Erlaubniß, von den guten, alten Leuten Abschied nehmen zu dürfen. Den kannst du nehmen," sagte die junge Bäuerin höhnisch, „und wenn du gleich die beiden Grauköpfe selbst mitnehmen willst, so ist es mir noch lieber. Der Tod hat, wie es scheint, ohnedem noch lange keine Lust, sie zu holen."

Die beiden guten Leute hatten den Lärm bereits gehört und weinten beide. Sie trösteten indeß Marien so gut sie konnten, und gaben ihr alles Geld, das sie eben hatten und das einige Gulden betrug, mit auf den Weg. „Geh', gutes Kind," sagten sie, „und Gott sei mit dir. Der Segen deines Vaters ist ein heimlicher Schatz für dich, der zu rechter Zeit schon noch zum Vorschein kommen wird. Denke an uns, es geht dir gewiß noch wohl."

Marie ging in der Abenddämmerung, mit ihrem Bündelein unter dem Arme, den schmalen Fußsteig am waldigen Hügel hinauf. Sie wollte ihres Vaters Grab noch einmal besuchen. Da sie aus dem Walde heraus kam, läutete man in dem Dorfe eben die Abendglocke, und bis sie auf dem Kirchhofe ankam, war es bereits Nacht. Allein es war ihr gar nicht schauerlich, bei Nacht so unter den Gräbern zu wandeln. Sie ging zu dem Grabhügel ihres Va-

ters, und weinte, daß eine Zähre die andere schlug. Der Vollmond schien gerade zwischen den zwei schwarzen Tannen hindurch, und erhellte mit seinem blassen Silberlichte die Rosen des Grabes und das Blumenkörbchen, das noch auf dem Grabe stand. Die Abendluft rauschte leise in den Aesten der Tannen, und bewegte hie und da ein Blättchen des Rosenstockes auf dem Grabe. Sonst war es stille, wie es unter den Gräbern zu sein pflegt.

„Du guter Vater," sagte Marie, „ach, daß Du noch lebtest, und daß Deine arme Marie ihre Noth Dir klagen könnte! — Doch — es ist gut, und ich danke Gott, daß Du diesen neuen Jammer nicht erlebt hast! Dir ist nun wohl und Dich rührt kein Leid mehr an. O, wäre ich bei Dir! — Ach, so unglücklich, wie jetzt, war ich doch in meinem Leben noch nie! — Damals, als der Mond durch das eiserne Gitter in mein Gefängniß schien, lebtest doch Du noch, liebster Vater, aber jetzt scheint er auf Dein Grab! Damals, als ich aus meiner lieben Heimath vertrieben wurde, hatte ich doch Dich noch — o, einen so guten Vater, einen so treuen Beschützer und Freund! Jetzt aber habe ich Niemand mehr; arm, verlassen, in einem bösen Verdachte, überall fremd, bin ich ganz allein in der Welt und habe nirgends eine Heimath. Sogar von dem einzigen Plätzchen auf Erden, das mir noch übrig ist, werde ich vertrieben. Sogar der letzte Trost, dann und wann an deinem Grabe zu weinen, wird mir genommen." Sie brach auf's neue in einen Strom von Thränen aus.

„O lieber Gott," rief sie hierauf und sank auf ihre Kniee, „bester Vater im Himmel, blicke doch von Deinem hohen Himmel herab auf eine arme verlassene Waise, die auf dem Grabe ihres Vaters weint — und erbarme Dich meiner! Wo die Noth am höchsten ist, ist Deine Hülfe ja immer am nächsten. Mein Jammer könnte ja gar nicht größer sein,

und mein Herz möchte mir beinahe zerspringen! O, zeige es mir, daß Dein Arm nicht verkürzt ist, verherrliche Deine Güte an mir, verlaß doch Du mich nicht; denn ich habe ja doch Niemand mehr als Dich. Nimm mich hinauf zu Dir, wo meine guten Aeltern sind — oder sende mir nur ein Tröpflein Trost in mein verschmachtendes Herz! Du lässest ja die schmachtenden Blümlein, die an der glühenden Sonnenhitze den Tag über welk und matt geworden sind, sich jetzt an dem kühlen Mondlichte wieder erholen, und erquickest sie reichlich mit erfrischendem Thau! O, erbarme Dich meiner!" Sie weinte auf's neue heiße Thränen.

„Was soll ich nun heute noch anfangen," sagte sie nach einer Zeit, „und wo will ich noch hingehen? Ach, ich getraue mir nicht, so spät noch in irgend einem Hause um eine Nachtherberge anzusprechen. Wenn ich erzählte, warum man mich fortgeschickt habe, ließe man mich vielleicht ohnehin nirgends hinein."

Sie blickte umher. An der Kirchhofmauer, sogleich neben dem Grabe ihres Vaters, lag ein alter, bemooster Grabstein. Da seine Inschrift längst vergangen, und er sonst im Wege war, hatte man ihn dahin gelegt und ihn als eine Bank benützt. „Auf diesen Stein hier will ich mich niedersetzen," sagte sie, „und bei dem Grabe meines Vaters übernachten. Vielleicht bin ich doch das letzte Mal hier, und sehe dieses geliebte Grab in meinem Leben nicht mehr. — Morgen, bevor der Tag anbricht, will ich dann in Gottes Namen weiter — wohin Seine Hand mich führen wird."

Fünfzehntes Kapitel.

Es kommt Hülfe vom Himmel.

Marie setzte sich auf den Stein an der Mauer in dem dunkeln Schatten der überhängenden Tannenäste und verhüllte

ihr Gesicht mit ihrem Tuche, das sie schon ganz naß geweint hatte. Ihr Innerstes war tief gerührt, und sie betete so innig, so heiß, daß es keine Lippe wieder erzählen könnte.

„O Gott," schluchzte sie einmal, „hast Du denn keinen Engel, der mir den Weg zeige, wohin ich mich wenden soll!"

Da war es auf einmal, als nenne eine liebliche Stimme sie vertraulich bei ihrem Namen: „Marie! Marie!" Sie blickte auf und erschrack. Eine helle Gestalt, schön und schlank wie ein Engel des Himmels — mit Augen, die von himmlischer Freundlichkeit glänzten, mit Wangen, die von dem sanftesten Roth, schöner als Pfirsichblüthe, wie angehaucht waren, das Haupt und die Schultern von goldenen Locken umflossen in einem langen Kleide, weiß wie Schnee — stand wie verklärt im vollen Mondenlichte klar und deutlich vor ihr. Marie schauderte zusammen, sank zitternd auf die Kniee und rief: „O Gott, was seh' ich! Einen Engel des Himmels, der mir zu helfen kommt!"

„Liebe Marie," sagte die Gestalt freundlich, „ich bin kein Engel des Himmels. Ich bin ein Mensch wie du. Aber ich komme dennoch dir zu helfen. Gott hat dein frommes Gebet erhört. Sieh' mich nur recht an; kennest du mich denn nicht mehr?„

„Gott im Himmel," rief Marie, „ja, Sie sind es — Gräfin Amalia! O wie kommen Sie hieher, gnädige Gräfin — hieher, an diesen schauerlichen Ort, zu dieser nächtlichen Stunde, so viele Meilen von Ihrem Wohnorte?"

Gräfin Amalia hob Marie sanft von der Erde auf, schloß sie in ihre Arme, küßte sie unter Thränen und sagte: „Liebe, gute Marie, wir haben dir ein großes Unrecht gethan! Die Freude, die du mir einst mit dem niedlichen Körbchen hier machtest, ist dir übel belohnt worden. Deine Unschuld ist aber entdeckt. O, kannst du uns, kannst du meinen Aeltern und mir verzeihen? Sieh', wir wollen alles, so viel wir

es noch können, wieder gut machen. Verzeih' uns, liebe Marie!"

Marie sagte weinend: Reden Sie doch nicht so, gnädige Gräfin. Sie haben unter jenen Umständen noch sehr schonend an uns gehandelt. O, es kam mir nie in den Sinn, einen Groll gegen Sie zu hegen. Ich dachte immer mit Liebe an Ihre Güte. Was mich schmerzte, war nur einzig dies, daß Sie — Sie, edle Gräfin, und Ihre theuern Aeltern mich für schlecht und undankbar halten mußten. — Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Sie meine Unschuld noch einmal erkennen möchten, und diesen Wunsch hat nun Gott erfüllt. Ihm sei Dank!"

Die Gräfin hielt Marien noch lange umarmt, und benetzte ihr Angesicht mit Thränen. Dann blickte sie auf das Grab zu ihren Füßen, faltete die Hände und rief mit inniger Wehmuth: „O Du lieber, guter Mann, dessen Hülle hier in der Erde verweset, den ich von meiner zartesten Kindheit an liebte, der noch den Wiegenkorb machte, in dem ich als ein Kind lag, dessen letztes Geschenk zu meinem Geburtstage das Körbchen war, das hier auf dem Grabe steht — — o, daß Du noch lebtest, daß ich Dein Angesicht noch einmal sehen und die Beleidigung, die wir Dir anthaten, Dir abbitten könnte! Ach Gott, wenn wir mit mehr Ueberlegung gehandelt und mehr Zutrauen in Deine so lang geprüfte Treue gesetzt hätten, Du redlicher, alter Diener, so moderte Deine Hülle nicht hier, so wärest Du wohl gar noch am Leben und wandeltest noch unter uns! O verzeih' uns; sieh', ich gelobe es in dem Namen meiner Aeltern hier an Deinem Grabe: Was wir Dir nicht mehr ersetzen können, das wollen wir doppelt an Deiner Tochter vergüten! O verzeih' uns — verzeih' uns!"

„Ach, gnädige Gräfin!" sagte Marie, „mein Vater hatte nie die geringste Bitterkeit gegen seine gnädige Herrschaft. Er schloß sie alle Morgen und alle Abende in sein Gebet ein,

wie er es schon zu Eichburg gewohnt war. Er segnete sie noch im Tode. ‚Marie,‘ sagte er kurz vor seinem Ende, ‚ich glaube fest, unsere gnädige Herrschaft wird deine Unschuld noch einmal erkennen und dich aus deiner Verbannung wieder zurückrufen. Versichere alsdann dem edlen Grafen, sowie der gütigen Gräfin und dem Engel Amalia, den ich, als sie noch ein Kind war, oft auf meinen Armen trug, daß mein Herz voll Verehrung, Liebe und Dankbarkeit gegen sie war, bis es brach.‘ Gewiß, gnädige Gräfin, das sind seine Worte.“

Die gute Gräfin weinte noch mehr. Endlich sagte sie: „Komm, Marie, setze dich hier neben mir auf diesen Stein. Ich kann mich noch nicht von diesem Grabe trennen. Es ist so traulich hier, wie in Gottes Heiligthum, und der Segen deines Vaters schwebt hier über uns!“

Sechzehntes Kapitel.

Wie Gräfin Amalia hieher gekommen.

„Gott ist recht augenscheinlich mit dir, liebe Marie!“ sagte die Gräfin Amalia, nachdem sie sich mit Marie auf den Stein gesetzt und sie mit dem Arme umschlungen hatte. „Er hat mich wunderbar hieher geführt, um dir zu helfen. — Wie das zuging, muß ich dir vor allem Andern erzählen. — Es fügte sich sehr natürlich und einfach, und doch sehr wunderbar und göttlich schön!“

„Von der Zeit an, da deine Unschuld entdeckt war, hatte ich keine Ruhe mehr. Du und dein Vater lagen mir immer im Sinne. Glaube mir, liebe Marie, ich habe manche Thräne um euch geweint. Meine Aeltern ließen überall nach euch forschen; wir konnten aber nie etwas von euch erfragen. Vor einem Paar Tagen kam ich nun mit meinem Vater und

meiner Mutter auf dem fürstlichen Jagdschlosse an, das dort am Walde, nicht weit vom Dorfe, liegt, und wohl schon seit zwanzig Jahren nicht mehr besucht und nur von einem Förster bewohnt wird. Mein Vater, der, wie du weißt, Ober-Forstmeister ist, hat da eben eine Streitigkeit, die Gränzen der fürstlichen Waldungen betreffend, zu berichtigen. Er brachte heute, mit den zwei fremden Herren, die in der nämlichen Angelegenheit hieher kamen, den ganzen Tag im Walde zu. Meine Mutter mußte Abends mit den Frauen und einem Fräulein Tochter dieser Herren, die mit gekommen waren, ein Spiel machen. Ich war froh, daß man mich dabei nicht nöthig hatte, denn ich liebe diese Art von Vergnügen nicht. Der Abend war nach dem heißen Tage so schön, so kühl, so angenehm; die Sonne ging so lieblich unter, die Berge umher voll rauher Tannenwaldungen und hie und da mit malerischen Felsen abwechselnd, gewährten mir einen so neuen Anblick und gefielen mir so sehr, daß ich mir die Erlaubniß ausbat, die Gegend noch ein wenig in Augenschein zu nehmen. Die Tochter des Försters begleitete mich."

„Wir gingen durch das Dorf; die Thür des Kirchhofes stand offen. Die Grabsteine waren vom Golde der sinkenden Sonne beleuchtet. Für mein Leben gern las ich von Kindheit an die Inschriften und Reime auf den Gräbern. Ich konnte sehr gerührt werden, wenn ich da las, wie ein Jüngling oder eine Jungfrau in der schönsten Blüthe des Lebens gestorben war, und ich empfand eine Art wehmüthiger Freude, wenn ich fand, wie da ein Mann oder eine Frau ein recht hohes Alter erreicht hatte. Auch die Reime, obwohl sie mir manchmal mehr gut gemeint als gut gemacht schienen, erregten dennoch manche edle Empfindung in mir, und ich nahm immer einige gute Gedanken und Entschlüsse mit auf den Weg."

„Wir gingen also hinein. Nachdem ich die meisten Grab-

schriften durchgangen hatte, sagte mir die Försterstochter: „Nun will ich Ihnen noch etwas recht Schönes zeigen — das „Grab eines armen Mannes, das zwar kein Denkmal und keine Grabschrift hat, das aber die kindliche Liebe seiner Tochter sehr lieblich und freundlich zu zieren weiß. — Sehen Sie dort in dem dunkeln Schatten der Tannen den blühenden Rosenstock und das niedliche Körbchen voll Blumen auf dem Grabe!" Ich ging hin — und blieb wie versteinert stehen. Den ersten Augenblick erkannte ich das Körbchen, dessen ich mich wohl viele hundert Male seit deiner Verstoßung aus Eichburg erinnert habe. Ich betrachtete es näher; es war es genau, und wenn ich noch hätte zweifeln können, so hätten mir doch die Anfangsbuchstaben meines Namens und mein Wappen keinen Zweifel mehr übrig gelassen. Ich erkundigte mich nach deiner und deines Vaters Geschichte. Die Försterstochter erzählte mir von eurem Aufenthalte auf dem Tannenhofe, von deines Vaters letzter Krankheit, von deiner Trauer über seinen Tod. Ich eilte zu dem Herrn Pfarrer, an dem ich einen sehr ehrwürdigen Geistlichen kennen lernte. Er bestätigte alles und erzählte mir viel, viel Gutes von euch. Ich wollte sogleich auf den Tannenhof gehen. Allein über die Erzählung des edlen Pfarrers war die Zeit so schnell verflossen, daß es bereits Nacht war. Was ist zu machen? sagte ich. Heute ist es freilich zu spät, mich auf den Hof zu begeben, und morgen mit Anbruch des Tages reisen wir ab. Der Pfarrer ließ seinen Schullehrer kommen und gab ihm den Auftrag, unverzüglich auf den Tannenhof zu gehen und dich in den Pfarrhof zu bringen."

„Das arme fremde Mädchen?" sagte der Schullehrer. „Da darf ich nicht so weit gehen, sie zu holen. Die ist eben wieder bei dem Grabe ihres Vaters, und weint und jammert dort. Ach, das arme Kind! Wenn es nur nicht gar noch aus Traurigkeit in eine Gemüthskrankheit verfällt! Ich sah sie

durch die Oeffnung des Thurmes, als ich nach dem Läuten der Abendglocke noch etwas an der Thurmuhr machte, um das alte Werk doch wenigstens, so lange die gnädigen Herrschaften da sind, im Gange zu erhalten."

„Der Pfarrer wollte mich zum Grabe deines Vaters begleiten. Allein ich bat ihn, mich ganz allein zu dir zu lassen, damit ich dich ohne Zeugen und ganz nach meinem Herzen bewillkommnen könnte; indeß ersuchte ich ihn dringend, zu meinen Aeltern zu gehen, ihnen zu sagen, wo ich wäre, und sie auf deine Ankunft vorzubereiten. Daher, liebe Marie, kam also meine plötzliche Erscheinung. So hat das Blumenkörbchen unter Gottes Leitung uns hier an dem Grabe deines verklärten Vaters wieder zusammengeführt."

„Ja," sagte Marie, indem sie die Hände faltete und dankbar zum Himmel aufblickte, „das hat Gott so gefügt. Er hat sich meiner Thränen, meiner äußersten Verlassenheit erbarmt. O, wie gütig, wie liebreich ist Er gegen mich! Man sagt freilich, Gott sende keine Engel mehr, leidenden Menschen zu helfen. Allein ich weiß es nun aus Erfahrung: Er sendet noch Engel — edle Seelen voll Menschlichkeit und Gefühl, die sich der Leidenden thätig annehmen, wie Gräfin Amalia. Ja, Gott lenkt ihre Tritte und führt sie an Ort und Stelle, wo ihre Gegenwart entzückt und tröstet, wie die Erscheinung eines Engels."

Amalia unterbrach Marien und sprach: „Noch Eins muß ich dir sagen, liebe Freundin, was mich in dieser Geschichte noch ganz eigens rührt, und einen ehrerbietigen Schauder über Gottes heilige Gerechtigkeit, die oft unbemerkt unsere Schicksale lenket, in mir erregt. Sieh! Jettchen, die größte Feindin, die du auf Erden hast, sann und dachte auf nichts anders, als dich aus meinem Herzen zu verdrängen, um sich in ihrer Stelle recht fest zu setzen. Deßhalb ersann sie die boshafte Lüge — und ihr böser Anschlag schien ihr

auch wirklich schon ganz gelungen. Allein in der Folge ward, wie du noch hören sollst, eben diese Lüge die Ursache, daß sie unser aller Zutrauen und ihre Stelle auf immer verlor, und daß du unsern Herzen unendlich theurer wurdest. Sie suchte dich auf immer von mir zu trennen; sie triumphirte schon über deine lebenslängliche Verbannung; sie warf dir, im höchsten Ausbruche ihrer Bosheit und Schadenfreude, das Körbchen hier mit Hohnlachen vor die Füße; allein gerade diese boshafte Handlung ward in der Folge — was ihr damals wohl nicht einfiel — die Ursache, uns für immer mit einander zu vereinigen. Denn dieses Körbchen hier war es ja, was mir deinen verborgenen Aufenthalt entdeckte. So bleibt es wahr, daß uns, wenn wir anders Gott lieben, kein Feind schaden kann, daß Gott alles Böse, das böse Menschen uns nur immer anthun können, am Ende zu unserm Besten lenkt, und daß so unsere ärgsten Feinde bei allem, was sie nur immer zu unserm Verderben ersinnen und ausüben können, im Grunde nur immer an unserm Glücke arbeiten. Das Heil kommt aus den Feinden! — gilt auch hier."

„Aber nun mußt auch du mir erzählen," sprach die Gräfin weiter, „wie du, gutes Kind, noch so spät hierher zum Grabe kommst, und warum du eben jetzt wieder gar so trostlos weintest?"

Marie erzählte, wie schimpflich sie auf dem Tannenhofe weggeschickt wurde — und die gute Gräfin erstaunte auf's neue. „Ja, in der That," sagte sie, „das hat Gott so gefügt, daß ich gerade in dem Augenblicke, da du am allertraurigsten warest, und so schmerzlich und mit so heißen Thränen zu Ihm um Hülfe flehtest, hierher kommen mußte. Zugleich siehst du hier eine neue auffallende Bestätigung meiner Worte, daß Gott das Böse, das uns feindselige Menschen zufügen, zu unserm Besten lenke. Die böse Bäuerin verstieß dich aus ihrem Hause, und dachte dich unglücklich

zu machen. Allein wider Wissen und Willen führte sie dich mir und meinen guten Aeltern in die Arme, die alle wetteifern werden, dich glücklich zu machen."

„Allein jetzt," sagte Amalia, „ist es Zeit, daß wir gehen. Meine Aeltern erwarten mich. Komm also, liebe Marie; ich lasse dich nicht mehr von meiner Seite, und morgen reisest du mit uns." Marie, die mit Schmerzen daran dachte, daß sie wohl niemals mehr in ihrem Leben hieher kommen würde, nahm weinend von dem geliebten Grabe Abschied, und konnte sich kaum davon trennen. Die Gräfin nahm sie zuletzt sanft beim Arme und sagte: „Komm, komm, liebe Marie, und nimm das Blumenkörbchen mit dir, so hast du doch wenigstens ein beständiges Andenken an deinen seligen Vater. Anstatt des Körbchens, womit deine kindliche Liebe sein Grab zierte, wollen wir ihm schon ein dauerhafteres Denkmal setzen lassen; du wirst gewiß Freude daran haben. Komm, du bist doch wohl neugierig, die Geschichte des Ringes zu vernehmen; auf dem Wege will ich sie dir erzählen."

Sie gingen endlich Arm in Arm bei dem sanften Glanze des Mondes dem alten Schlosse zu.

Siebenzehntes Kapitel.

Der wiedergefundene Ring.

Der Weg zum Schlosse führte durch eine lange düstere Allee von hohen, uralten Lindenbäumen. Nachdem Amalia und Marie voll stiller Rührung eine kleine Strecke gegangen waren, fing die junge Gräfin an: „Nun muß ich dir doch die Geschichte erzählen, wie der Ring wieder zum Vorschein kam."

„Wir reiseten dieses Jahr früher als sonst, und zwar

sogleich in den ersten angenehmen Tagen des Märzes aus der Residenz nach Eichburg, weil die Geschäfte meines Vaters es so nothwendig machten. Kaum waren wir angekommen, so wurde das Wetter wieder schlecht, und besonders eine Nacht hindurch stürmte und regnete es ganz entsetzlich."

„Du kennest den ungeheuer großen Birnbaum in unserm Schloßgarten zu Eichburg. Er war schon sehr alt, und trug wenig Früchte mehr. Der Sturmwind hatte ihn in jener Nacht so gebeugt, daß er umzustürzen drohte. Mein Vater befahl daher, ihn umzuhauen. Die ganze Dienerschaft mußte Hand anlegen, ihn so vorsichtig zu fällen, daß er den übrigen Bäumen keinen Schaden thue. Mein Vater, meine Mutter, wir Kinder, und überhaupt alle im Schlosse waren in den Garten hinabgegangen und sahen zu."

„Als der Baum mit großem Gekrache niedergestürzt war, da sprangen meine zwei kleinen Brüder sogleich auf ein Dohlennest zu, das sich auf dem Baume befand, und schon lange der Gegenstand ihrer jugendlichen Neugierde war. Sie untersuchten es mit großer Aufmerksamkeit. „Potz tausend," sagte August, „sieh nur, Bruder, was da zwischen den eng in einander geflochtenen Reisern so herrlich glänzt!" — „Das funkelt ja wie lauter Gold und Edelstein!" sagte Albert. Jettchen sah neugierig hin — und that einen Schrei. O Jesus, der Ring!" rief sie, und wurde todtenblaß. Die Knaben löseten den Ring aus den Zweigen heraus, und brachten ihn mit Jubelgeschrei meiner Mutter."

„Ja, er ist es!" sagte sie. „O du guter, ehrlicher Jakob, o du arme Marie, wie Unrecht haben wir euch gethan! Es ist mir zwar sehr lieb, daß der Ring gefunden ist; noch lieber wird es mir aber sein, wenn wir Jakob und

Marie wieder auffinden. Mit Freuden werde ich den Ring hergeben, das Unrecht, das wir ihnen zufügten, zu vergüten."

„Aber wie in aller Welt," fragte ich, „kommt doch der Ring da hinauf in das Vogelnest, auf den höchsten Gipfel des Baumes?"

„Das will ich Ihnen sogleich sagen," sprach der alte Jäger Anton, dem die Freudenthränen in den Augen standen, eure Unschuld entdeckt zu sehen. „Daß weder der alte Gärtner Jakob, noch seine Tochter Marie den Ring dahin verbergen konnten, ist klar. Der Baum war zu hoch und der Gipfel für sie fast unmöglich zu ersteigen. Auch hätte man ihnen nicht Zeit dazu gelassen. Denn Marie war kaum aus dem Schlosse heimgekommen, so wurde sie nebst ihrem Vater gefangen gesetzt. Allein die schwarzen Vögel, die auf dem Baume nisteten, die Dohlen, lieben alles, was glänzt, über die Maaßen, und wo sie etwas dergleichen erwischen können, tragen sie es flugs in ihr Nest. Ein solcher Vogel hat den Ring entwendet, und dahin getragen. Das ist nun ganz ausgemacht. Mich wundert's nur, daß ich, als ein alter Jäger, nicht früher auf den Gedanken gekommen bin, die Vögel könnten den Ring gestohlen haben. Allein es war nun schon einmal Gottes Wille so, daß ein so großes Leiden über meinen alten Freund Jakob und seine Tochter Marie kommen sollte."

„Meine Mutter sprach: „Ihr habt vollkommen Recht Anton, und jetzt ist mir mit Einem Male die ganze Geschichte klar. Ich erinnere mich sehr deutlich, daß die Vögel von dem hohen Birnbaume manchmal an das Fenster herflogen, daß die Fenster damals, als der Ring wegkam, eben offen standen, daß jenes Tischchen, auf dem der Ring lag, sich zunächst an dem Fenster befand, und daß ich, nachdem ich die Thür meines Wohnzimmers geriegelt hatte, eine

geraume Zeit in meinem Nebenzimmer zubrachte. Unstreitig hat also einer dieser diebischen Vögel den Ring von dem Baume aus mit seinen scharfen Augen erblickt, und, während ich im Nebenzimmer verweilte, im Schnabel davon getragen."

Mein Vater war sehr betroffen und bestürzt, als er so unerwartet zur vollkommenen Gewißheit gelangte, daß du und dein Vater unschuldig verurtheilt worden. „Es schmerzt mich in der Seele," sprach er, „daß wir den guten Leuten ein so großes Unrecht angethan haben, und mein einziger Trost ist, daß es nicht aus bösem Willen, sondern aus Unwissenheit und Irrthum geschehen. Ich werde aber mein Haupt nicht sanft niederlegen, bis wir die ehrlichen Leute aufgefunden, und ihnen ihre geraubte Ehre wieder gegeben, und das ihnen zugefügte Unrecht wieder vergütet haben."

„Hierauf ging er auf Jettchen zu, die unter den vielen fröhlichen Gesichtern, die man um uns her erblickte, blaß und zitternd wie eine arme Sünderin dastand. „Du falsche, betrügerische Schlange," rief er, „wie konntest du dich unterstehen, deine Herrschaft und das Gericht so zu belügen, und sie zu einer so himmelschreienden Ungerechtigkeit zu verleiten? Wie konntest du es über das Herz bringen, einen alten, ehrlichen Mann und sein armes, unschuldiges Kind in ein so großes Unglück zu stürzen?"

„Auf, und ergreift sie!" rief er den zwei Gerichtsdienern zu, die bei Fällung des Baumes mitgeholfen und sich gleich zweien Habichten bereits Jettchen genähert, und die Augen auf meinen Vater gerichtet hatten, seine Befehle zu vernehmen. Er sprach mit großem Ernste weiter: „Die nämlichen Ketten legt ihr an, mit denen Marie gefesselt war; in ebendenselben Kerker werft sie, in dem Marie geschmachtet hat. Sie soll die volle Zahl der Streiche bekommen, die Marie

unschuldig dulden mußte; alles, was sie an Geld und Kleidern zusammen gespart hat, soll ihr genommen werden, um vielleicht noch einmal die widerrechtlich Beraubten damit zu entschädigen; wie sie geht und steht soll sie endlich von dem Gerichtsdiener hier, der Marien fortführte, über die Gränzen gewiesen werden."

„Alle Leute, die da waren, erschraken über diese Worte, und standen blaß und stillschweigend umher. So aufgebracht hatten sie meinen Vater noch nie gesehen, und ihn noch niemals mit solchem Eifer sprechen gehört. Es herrschte lange Zeit eine große Stille; endlich ließen sie ihre Gedanken und Empfindungen laut werden."

„Es geschieht dir recht!" sagte der eine Gerichtsdiener, indem er Jettchen beim Arm faßte. „Wer andern Gruben gräbt, der fällt am Ende selbst hinein."

„Das hat man von Lug und Trug!" sprach der andere, indem er sie beim andern Arm nahm. „O, es bleibt doch wahr: Es ist kein Fädelein so fein gesponnen, es kommt einst an die Sonnen."

„Die Köchin sagte: „Der Zorn über Marien wegen des schönen Kleides hat das leichtfertige Jettchen zuerst zu der Lüge verleitet, und dann konnte sie, ohne sich selbst als eine ehrlose Lügnerin anzugeben, nicht mehr zurück. Darum ist es ein wahres Sprichwort: Wer sich von dem Teufel bei einem Härlein fassen läßt, dessen bemächtigt er sich leicht auf ewig."

„Nun, nun," sagte der Kutscher, der den Baum umgehauen und die Axt noch auf der Schulter hatte, „wir wollen hoffen, sie werde sich wenigestns jetzt noch bessern; sonst gehts ihr in der andern Welt freilich noch schlimmer. Der Baum, der keine gute Früchte bringt," setzte er noch hinzu, und schwang die Axt, „wird umgehauen, und in das Feuer geworfen."

„Die Nachricht, der Ring habe sich wieder gefunden, hatte sich sogleich durch ganz Eichburg verbreitet, und es liefen von allen Seiten eine Menge Leute zusammen, so daß bald eine dicht gedrängte Schaar von Menschen um uns her stand. Jetzt kam auch unser Herr Amtmann in den Schloßgarten. Der Actuar, der bei Entdeckung des Ringes zugegen gewesen, hatte ihm den Vorfall sogleich angezeigt. Du glaubst gar nicht, liebe Marie, wie die Geschichte den guten Amtmann angriff. Denn so hart er auch mit dir verfahren ist, so ist er doch gewiß ein sehr rechtlicher Mann, der sein Leben lang mit unverbrüchlicher Treue auf Recht und Gerechtigkeit hielt. „Mein halbes, ja wohl mein ganzes Vermögen wollte ich darum geben," sagte er mit einer Stimme, die uns allen durch das Herz drang — „daß mir der Fall nicht begegnet wäre. Denn die Unschuld fälschlich zu verurtheilen ist etwas Schreckliches."

„Er blickte hierauf im Kreise des versammelten Volkes umher, und sprach mit erhobener, feierlicher Stimme. „Gott allein ist der Richter, der niemals irrt, und den Niemand betrügen kann. Er, der Allwissende, wußte es allein, wie der Ring hinweg gekommen und Ihm allein war der Ort bekannt, wo derselbe bisher verborgen war. Menschliche Richter irren leicht aus Kurzsichtigkeit, und hier auf Erden muß leider die Unschuld nicht selten unterliegen und das Laster trägt den Sieg davon. Allein dieses Mal hat Gott, der Richter im verborgenen, der einst alles Gute belohnen und alles Böse bestrafen wird, beschlossen, schon hier auf Erden die verkannte Unschuld und die geheime Bosheit offenbar werden zu lassen.—Und sehet und erkennet nun, wie wunderbar sich da alles nach seinem heiligen Willen zu diesem Ziel und Ende fügen mußte. Da mußte der furchtbare Sturmwind, der gestern Nachts das ganze Schloß erschütterte, und uns alle zittern machte, den alten Baum beugen,

daß er umzustürzen drohte; da mußte ein mächtiger Platzregen das Vogelnest hier rein waschen, damit der Ring sogleich hell und schimmernd in die Augen falle; da mußte die gnädige Herrschaft eben auf dem Schlosse anwesend, und durch Gottes Leitung bei dem Umhauen des Baumes selbst gegenwärtig sein; da mußten die fröhlichen, unschuldigen Knaben, die jungen Grafen, denen es nicht einfallen konnte, den Fund zu heimlichen, den Ring zuerst entdecken; da mußte selbst Jettchen, die falsche Anklägerin, die erste sein, die Mariens Unschuld mit einem lauten Schrei gleichsam laut ausrief. Solche wunderbare Geschichten haben sich schon öfters zugetragen. Gott — der zwar erst in jener Welt alle alten Prozesse noch einmal neu wieder aufnehmen und einem Jeden sein Recht nach der Wahrheit sprechen wird, sei's nun zum Leben oder zum Tode — Gott läßt zu Zeiten doch schon auf dieser Welt so etwas geschehen, damit die Menschen aufblicken zu Ihm, dem großen Richter da oben, den Niemand täuschen kann, und damit sie bei den mancherlei Ungerechtigkeiten, die hier auf Erden vorgehen, den Glauben nicht verlieren — an eine ewige, allwaltende, allvergeltende Gerechtigkeit!"

„So sprach der Amtmann mit großem Nachdruck, und die Leute hörten ihm sehr aufmerksam zu, gaben ihm Recht und gingen nachdenkend auseinander. — Und dies, liebe Marie, ist die Geschichte, wie der Ring wieder zum Vorschein kam."

Unter dieser Erzählung hatten Amalia und Marie die Pforte des alten Schlosses erreicht.

Achtzehntes Kapitel.

Wie edle Menschen das Unrecht vergüten.

Der Graf, die Gräfin und die übrigen Herrschaften waren indessen in dem großen Saale des Schlosses, der nach

dem Geschmacke des Alterthums sehr prächtig ausgeziert war, versammelt. Alle Wände des Saales waren nach altdeutscher Kunst und Art mit Tapeten bekleidet, auf denen ganze Jagden mit einer Menge von Jägern, von Pferden und Hunden, Hirschen und Wildschweinen sehr künstlich eingewirkt waren. Die Farben sahen, ungeachtet ihres Alters, noch sehr frisch und lebhaft aus, und wer nur, besonders bei Nacht, wenn die herabhängenden kristallenen Leuchter mit ihren vielen Kerzen brannten, herein trat, glaubte in einen Wald zu kommen.

Der würdige Pfarrer war längst in dem Saale angelangt, und die ganze Gesellschaft hatte seine Erzählung von Jakob und Marie mit der größten Theilnahme angehört. Er hatte die Geschichte des frommen Greises so herzlich und rührend erzählt, hatte von der edlen Denkart und dem ganzen Betragen des guten Mannes während seines Aufenthaltes auf dem Tannenhofe ein so rührendes schönes Gemälde entworfen, hatte besonders die unwandelbare Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit des alten Dieners an seine Herrschaft, die blos durch die seltsamsten, unbegreiflichsten Umstände genöthiget gewesen war, ihn und seine Tochter zu mißkennen, in ein so helles Licht gesetzt, hatte von Mariens unaussprechlicher Liebe gegen ihren Vater, von ihrer kindlichen Sorgfalt für ihn, ihrer unermüdeten Thätigkeit, ihrer Frömmigkeit, Geduld und Bescheidenheit so viele schöne Beispiele angeführt, daß allen, die ihm zuhörten, die hellen Thränen in den Augen standen, die edle Frau Gräfin, Amaliens Mutter, aber, sich nicht mehr halten konnte, recht von Herzen zu weinen.

In diesem Augenblicke trat die Gräfin Amalia, an der einen Hand Marien und in der andern das Blumenkörbchen, in den hell erleuchteten Saal. Alle überhäuften Marien mit den freundlichsten Begrüßungen.

Der Graf nahm sie liebreich bei der Hand und sprach: „Armes, gutes Kind! Wie blaß und abgezehrt du aussiehst! Unser unweises Benehmen hat deine Wangen so gebleicht, und deiner jugendlichen glatten Stirn die frühen Furchen eingegraben. Verzeih uns! wir wollen alles thun, die verschwundenen Rosen deiner Wangen von neuem aufblühen zu machen. Wir haben dich aus deiner väterlichen Wohnung vertrieben; aber sie soll von nun an dein Eigenthum sein. Sieh, das kleine, niedliche Haus zu Eichburg, und den schönen Garten dabei, wovon dein Vater nur die Nutznießung hatte, schenke ich dir hiemit, und mein Sekretär soll heute noch die Schenkungsakte aufsetzen, und Amalia sie dir überreichen."

Die Gemahlin des Grafen, Amaliens Mutter, küßte Marien, schloß sie in ihre Arme, nannte sie ihre Tochter, und zog dann den funkelnden Ring, wegen dessen Marie so vieles hatte leiden müssen, und den die Frau Gräfin kurz bevor Marie hereinkam, aus dem Schmuckkästchen genommen und angesteckt hatte, vom Finger, und sprach: „Sieh, liebes Kind! Deine Unschuld und Tugend sind zwar ein köstlicheres Kleinod, als der große, helle Diamant in der Mitte dieses Ringes. Obgleich du indeß an bessern Schätzen reich bist, so verschmähe dennoch diesen Edelstein nicht — als einen kleinen Ersatz für das Unrecht, das geschehen, und als ein Pfand meiner wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit gegen dich! Da der Ring dein künftiger Brautschmuck nicht sein kann, so soll er zu deinem künftigen Brautschatze bestimmt sein. Kommt einmal jene Zeit, daß du einen Brautschatz nöthig haben wirst, so werde ich den Ring nach seinem vollen Werthe wieder einlösen!" — Und mit diesen Worten steckte die Gräfin den Ring an Mariens Finger.

Marie weinte die süßesten Thränen, wie sie kurz vorhin die bittersten geweint hatte; sie war von so vieler Güte ganz

betäubt; sie unterlag beinahe darunter, wie unter einer schweren Last. Sie konnte nicht reden, mußte nur weinen, wollte nicht nehmen.

Einer der fremden Herren sagte: „Nimm du, armes Kind, immer, was reiche Großmuth dir giebt. Gott hat den verehrungswürdigen Herrn Grafen und die liebenswürdige Frau Gräfin mit großen Reichthümern gesegnet: Er hat ihnen aber auch, was noch weit mehr ist, ein großes Herz gegeben, diese Reichthümer auf die beste Art zu verwenden."

„O nicht doch," sagte die Gräfin, „Sie schmeicheln uns, Herr Baron. Es ist dieses keine Handlung der Großmuth. Wir haben der Welt ein Beispiel von einer schreienden Ungerechtigkeit gegeben, an die ich lebenslänglich mit Betrübniß und Beschämung denken werde; es ist uns zu unserer Beruhigung schlechterdings nothwendig, den begangenen Fehler wenigstens in etwas wieder gut zu machen. Auf Verdienst können wir hier gar keine Ansprüche machen; wir erfüllen bloß eine Pflicht der Gerechtigkeit."

Die bescheidene, anspruchlose Marie stand — und hielt den Ring, den sie wieder abgenommen hatte, in ihrer zitternden Hand; blickte mit ihren thränenvollen Augen den Herrn Pfarrer an als wollte sie ihn fragen, was sie thun solle.

Der würdige Pfarrer sprach: „Ja, Marie, du mußt den Ring behalten. Der Herr Graf und die Frau Gräfin denken zu edel, denselben wieder zurück zu nehmen. Da diese Begebenheit ein ganz außerordentliches Beispiel ist, wie ein Verdacht, der vollkommene Gewißheit scheint, dennoch täuschen könne; so laß du, liebe Tochter, diese Begebenheit immerhin auch ein außerordentliches Beispiel sein, wie edle Menschen ihre begangenen Uebereilungen schön und herrlich wieder vergüten. — Sieh, gutes Kind, Gott vergilt dir deine

kindliche Liebe gegen deinen Vater; wer seine Aeltern aufrichtig ehrt, dem muß es nach Gottes Verheißung ja wohl gehen. Gott bedient sich der wohlthätigen Hände des Herrn Grafen und der Frau Gräfin, dir deine überstandenen Leiden zu vergüten. Nimm also diese reiche Gabe mit Dank an — und da du im Unglücke dich so gottergeben, sanftmüthig und geduldig betrugest, so bleibt dir jetzt nichts mehr zu thun übrig, als dich nun auch im Glücke eben so wohlwollend und bescheiden gegen die Menschen zu benehmen."

Marie steckte den Ring mit Dankesthränen an den Finger. Sie vermochte nicht ihren Dank auszudrücken.

Amalia, die mit dem Blumenkörbchen in der Hand neben Marie stand, war hocherfreut, daß ihre Aeltern so edelmüthig handelten. Aus ihren Blicken strahlte das reinste Wohlgefallen gegen Marie. Der Pfarrer, der es nur zu oft wahrnehmen mußte, wie scheel die Kinder sehen, wenn Aeltern andern Menschen Wohlthaten erweisen, war von Amaliens uneigennütziger Güte noch besonders gerührt. „Gott" sprach er, „wolle dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin ihren Edelmuth lohnen, und das, was Sie an einer armen Waise thun, Ihnen an Ihrer eigenen liebenswürdigen Tochter. die so edel als ihre Aeltern gesinnt ist, mit hundertfältigem Segen vergelten."

„Und das wird Er auch; denn was wir von zeitlichen Gütern zum Besten unserer leidenden Mitmenschen verwenden, ist lauter Gewinn. Es wird uns nicht nur in dieser Welt belohnt; es ist ein Kapital, das für eine bessere Welt angelegt wird, und keiner Gefahr mehr ausgesetzt ist, verloren zu gehen. Dort wird es uns dereinst reichliche Zinsen tragen."

Neunzehntes Kapitel.

Noch eine denkwürdige Nachricht zu dieser Geschichte.

Die Frau Gräfin befahl nun die Abendmahlzeit aufzutragen, bat den Herrn Pfarrer bei der Tafel zu bleiben, und sagte, Marie müsse auch mitspeisen. Während des Tischgebetes — welcher schöne Gebrauch damals auch bei höheren Ständen allgemein herrschte — hatte Marie eine ganz eigne rührende Empfindung. „Mein Gott," dachte sie, „wie wehe that es mir und wie kleinmüthig ward ich, als ich auf dem Tannenhofe nach vollbrachter Tagesarbeit ohne Abendessen fortgeschickt wurde — und wie hätte ich denken können, daß zu jener Stunde bereits hier von diesen edlen Menschen mir eine Mahlzeit bereitet werde. Wie danke ich Dir, lieber Vater im Himmel, für Deine gütige Fürsorge! Ach, verzeih' mir meinen Kleinmuth und gieb mir Deine Gnade, im Vertrauen auf Dich nie mehr zu wanken."

Marien wurde ihr Platz zwischen der Frau Gräfin und der Gräfin Amalia angewiesen. Sie weigerte sich mit jungfräulicher Schüchternheit, diese Ehrenstelle einzunehmen. Allein die Frau Gräfin sagte freundlich: „Da du, unsere — nicht verlorene, sondern verstoßene — Tochter, wieder gefunden bist, so ist es ja billig, eine Freudenmahlzeit zu halten, und dabei gebührt dir mit Recht die erste Stelle." Sie nahm Marie bei der Hand, und führte sie an den ihr bestimmten Platz.

Während des Speisens war beinahe von nichts anderm, als von Mariens Geschichte die Rede. Der Graf hatte den alten, redlichen Jäger Anton, als einen forstverständigen Mann, mitgebracht. Der treue Diener half, mehr aus Neigung als auf Befehl, allemal seine Herrschaft bei der Tafel bedienen. Diesen Abend stand er aber fast immer hinter Mariens Sessel, und wischte sich eine Thräne nach

der andern aus den Augen. Sein Alter hatte ihm eine Art von Recht erworben, hie und da ein Wörtchen mitzusprechen. „Nicht wahr, Jungfer Marie," sprach er einmal, „es traf doch ein, was ich Ihr und Ihrem Vater dort am Gränzsteine im Walde sagte: Ehrlich währt am längsten; und: Wer auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht. Nun fehlt nichts mehr, als Eines. Ihr Vater, mein alter ehrlicher Jugendfreund, hätte diesen Freudentag auch noch erleben sollen! Der gute Jakob, wie der sich gefreut hätte, sein Kind, das ihm seit dem Tode seiner Frau das Liebste auf Erden war, als unschuldig anerkannt und so geehrt zu sehen! Ich meine nicht, daß ich es aus dem Kopfe bringen kann, der liebe Gott hätte ihm doch noch die wenigen Monate schenken sollen. Wenn Er ihn dann gleich an dem heutigen Abende vor Freude hätte sterben lassen, so wollte ich mich gern darein gegeben haben. Wenn er diese Freude nur noch erlebt hätte!"

„Ich lobe Eure Empfindung, guter, alter Mann," sprach der Pfarrer; „denn sie macht Eurem Herzen wahrlich Ehre. Allein wir müssen unsere Blicke nie blos auf dieses Leben hier unter dem Monde beschränken, das nur den kleinsten und, ich darf es sagen, gerade den armseligsten Theil unserer ganzen Dauer ausmacht. Diese Welt ist nur der Vorplatz einer andern Welt. Dieses Erdenleben nur Vorbereitung auf ein zweites, besseres Leben im Himmel. Betrachten wir nun das Leben eines Menschen, abgerissen von seiner künftigen Bestimmung, so müssen uns nothwendig Dinge darin aufstoßen, die sich mit der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes nicht reimen lassen. Richten wir aber unsere Blicke aufwärts zum Himmel, so öffnen sich uns Aussichten, die uns über alles, was in diesem Leben ungleich und widersprechend ist, beruhigen müssen."

„So ist es auch mit der Geschichte Jakobs und Mariens.

Dem guten Kinde hier werden die erduldeten Leiden von der edelsten Großmuth herrlich vergütet. Der alte, vortreffliche Vater hingegen mußte sterben, von seiner edelmüthigen geliebten Herrschaft, durch eine seltene Schickung, ganz mißkannt und ins Elend verstoßen; ja er mußte — was seinem Vaterherzen am allerschwersten fiel — sein Kind in der tiefsten Armuth in dieser Welt zurück lassen. Wenn es nun kein anderes Leben gäbe, so müßte eine solche Ungleichheit in Vergütung erduldeter Leiden uns als eine schreiende Ungerechtigkeit erscheinen, und jedes Menschenherz empören, wie das der gute Greis hier sehr richtig fühlt."

„Allein es giebt ein besseres Leben; es giebt — o wohl uns armen Menschen! — einen Himmel, wo das schöne, große Ziel aller unserer Leiden erst vollkommen erreicht wird. Und dort im Himmel werden dem guten Manne seine Leiden und sein unverdientes Elend schöner und herrlicher vergütet, als sie seiner Tochter hier auf Erden ersetzt werden. Dort genießt er jetzt reinere Freuden, ja eine Seligkeit, eine Herrlichkeit, gegen die diese prächtige Freudenmahlzeit in diesem schimmernden Saale nicht einmal ein Schatten ist."

„Ja noch mehr! Ich weiß es zwar nicht — allein mein Herz sagt es mir und in vielen Fällen verdient das Herz mehr Glauben, als der Kopf — mein Herz sagt es mir, daß der fromme Greis, der ja sein Vaterherz mit in den Himmel nahm, an diesem Freudenabende vielleicht mehr Antheil hat, als wir denken. Da ich alle die edlen Gäste an der Tafel hier so gerührt sehe, muß ich doch noch Eines erzählen, das ich unter andern Umständen vielleicht verschwiegen hätte."

„Eines Morgens kam ich an das Krankenbett des frommen Greises. So groß sein Vertrauen auf Gottes Vorsicht immer war; so konnte er sich doch nie aller schmerzlichen

Sorgen um das künftige Schicksal seiner geliebten Tochter ganz entschlagen. An jenem Morgen aber fand ich ihn ungemein fröhlich. Heiter lächelnd bot er mir die Hand aus dem Bette, und sagte: „Nun Herr Pfarrer, ist mir auch der letzte Stein vom Herzen — die Sorge für meine Tochter; nun bin ich ganz ruhig. Diese Nacht konnte ich beten, wie fast noch nie in meinem Leben — und eine noch nie gefühlte Ruhe, ein himmlischer Trost goß sich in mein Herz aus. Ich habe den frommen Glauben, mein Gebet sei erhört. Getrost schließ ich nun meine Augen — denn ich weiß, die Unschuld meiner Tochter wird noch entdeckt werden, und der Graf wird die Vatersorge für dieselbe übernehmen, und die vortreffliche Gräfin Mutterstelle an ihr vertreten." So sprach der fromme Greis am Morgen nach jener Nacht — und nun vernahm ich erst diesen Abend aus den Gesprächen während der Tafel mit Erstaunen, daß gerade in jener Nacht der gewaltige Sturmwind den großen, alten Baum in dem Schloßgarten beugte, und somit den versteckten Edelstein und Mariens verkannte Unschuld an den Tag brachte. So ward sein frommes Gebet damals schon erhört. Und so hat wohl der verklärte Geist des frommen Greises am Throne Deßjenigen, der alle menschlichen Schicksale lenkt, sein Gebet fortgesetzt, hat die Errettung seines armen Kindes, dessen Jammer bereits auf das Höchste gestiegen war, beschleuniget, hat uns allen diesen seligen, göttlich-schönen Abend bereitet. — Und wie sollte nun ihm allein, den doch das Schicksal seiner Tochter am nächsten angeht, die glückliche Wendung desselben ganz und gar unbekannt bleiben? Es ist wenigstens mir ein tröstlicher Gedanke, daß er auch dort, jenseits des Grabes um das Glück seines innig geliebten Kindes wisse, und unsere Freuden theile. Dem sei aber, wie ihm wolle, so bleibt doch dies: jenes nächtliche Gebet des frommen Greises und die Erhörung desselben, so über diese

ganze Geschichte das freundlichste, schönste Licht verbreitet und ihr gleichsam die Krone aufsetzte. Die ganze Geschichte erscheint nun erst in vollem Glanze als ein Werk der göttlichen Vorsehung."

„Nein," fuhr der Pfarrer mit sichtbarer Rührung fort, „kein bloßes Ungefähr hat uns hier zusammen gerbacht; kein blinder Zufall hat uns diese Stunde schöner Rührung und edler Empfindung bereitet. Gottes heilige Vorsehung ist es, die mich, einen ganz Fremden, in den Kreis dieser edlen Menschen einführte — um von ihr zu zeugen, da mir der Sterbende einen Umstand vertraute, der uns in eine der geheimsten Tiefen dieser Geschichte hineinblicken läßt."

„Möchte uns diese Geschichte ein Beweis sein, daß Gott, der die Gefühle der zärtlichsten Liebe in die Herzen aller Väter und Mütter legte, noch eine unendlich größere Liebe gegen alle seine Menschen habe, und zärtlicher für sie sorge, als Väter und Mütter auf Erden nur immer für ihre Kinder sorgen können. Möchten wir alle in dem erfreuenden Glauben, daß ein großes Vaterherz dort oben für uns alle schlage, leben und sterben. Denn dieser Glaube ist doch in Noth und Tod, gegen die kein Ordensstern und keine Krone schützen, unser einziger Trost."

„Dies ist auch mein Glaube, lieber Herr Pfarrer!" sagte die Frau Gräfin, indem sie aufstand und ihm die Hand bot. Alle Uebrigen stimmten mit ein, und standen auch auf. „Es ist bereits ziemlich spät," sagte jetzt die Frau Gräfin, „und da wir morgen sehr frühe aufbrechen, so wollen wir nun noch ein wenig ruhen — und sogleich aus einander gehen, um die schönen Empfindungen, die der Herr Pfarrer in uns erregte, durch nichts mehr zu zerstreuen. Denn besser können wir den heutigen Tag unmöglich beschließen." — Alle gingen gerührt aus einander.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Besuch auf dem Tannenhofe.

Des folgenden Tages mit anbrechender Morgenröthe waren schon alle im Schlosse geschäftig, sich zur Abreise fertig zu machen; am emsigsten aber waren Gräfin Amalia und das anwesende fremde Fräulein um Marie beschäftigt.

Marie hatte sich zu Eichburg so gekleidet, wie es bei den Töchtern herrschaftlicher Diener damals gebräuchlich war; da sie aber während ihres Aufenthaltes auf dem Tannenhofe sich nach und nach neue Kleidungsstücke anschaffen mußte, so wollte sie durch eine bessere Tracht die Augen der Leute nicht auf sich ziehen; sie trug sich daher jetzt beinahe ganz so wie die Landmädchen jener Gegend. Das fremde Fräulein, das mit Marie von einer Größe war, schenkte ihr nun auf Amaliens Bitte einen vollkommenen, beinahe noch ganz neuen, sehr schönen Anzug. Marie nahm Anstand, das schöne Kleid zu tragen.

Allein Gräfin Amalia sagte: „Nur keine lange Bedenklichkeiten; du mußt es sogleich anziehen. Du bleibst von nun an als meine Freundin und Gesellschafterin beständig bei mir; und da mußt du doch anders gekleidet sein. Auch ist am Besten, daß du dich sogleich hier umkleidest; so macht es am wenigsten Aufsehen!“

Beide Frauenzimmer wetteiferten nun, Marien recht heraus zu putzen, nahmen sie dann in ihre Mitte, und führten sie in den großen Saal, wo das Frühstück schon bereit stand. Jedermann stutzte zuerst über das dritte fremde Frauenzimmer — bald aber erkannten sie Marien, begrüßten sie alle mit frohem Jubel, und gaben dieser vortheilhaften Veränderung, wie sie diese Umkleidung nannten, ihren Beifall.

Nach dem Frühstücke stieg man sogleich ein, und Marie

mußte sich neben Amalia zu dem Grafen und der Gräfin in den Wagen setzen. Der Graf befahl, über den Tannenhof zu fahren, weil er die guten Landleute, die Marien und ihren Vater so gütig aufgenommen hatten, wollte kennen lernen. Unterwegs erkundigte er sich sorgfältig nach ihnen, und Marie verhehlte es nicht, daß die Lage derselben sehr traurig sei, und daß sie für ihre alten Tage wenig gute Stunden mehr hoffen könnten.

Die Ankunft der Kutsche machte auf dem Tannenhofe kein geringes Aufsehen; denn seit der Hof stand, war vielleicht keine Kutsche, am allerwenigsten aber eine so prächtige, dahin gekommen.

Die junge Bäuerin kam, als die Kutsche vor der Hausthüre hielt, eilends aus dem Hause gesprungen. „Ich muß doch," sagte sie, „dem vornehmen fremden Herrn nebst Frau Gemahlin und zwei Fräulein Töchtern aussteigen helfen." Als sie aber dem einen vermeinten gnädigen Fräulein die Hand bot, erkannte sie in ihr plötzlich — Marien. — „Was Henker soll dies sein?" rief sie in ihrer rohen Mundart, ließ, als hätte sie eine Schlange angefaßt, Mariens Hand augenblicklich los, fuhr zehn Schritte weit zurück, und wurde bald bleich und bald roth.

Der alte Bauer arbeitete eben in dem Garten. Der Graf, die Gräfin und Amalia eilten zu ihm hin, reichten ihm die Hand, lobten seine Wohlthätigkeit gegen Marie und ihren Vater, und dankten ihm dafür in den gütigsten Ausdrücken. „Ach," sagte der brave Bauer, „ich habe dem guten Manne mehr zu danken, als er mir. Mit ihm kam der Segen unter mein Dach, und wenn ich nur in allen Stücken seinem Rathe gefolgt hätte, so stünde es jetzt viel besser mit mir. Seit er todt ist, habe ich fast keine Freude mehr, als den Garten hier. Und auch dies habe ich seinem klugen Rathe zu danken, daß ich mir das Stücklein Land da noch

vorbehielt, so wie ich auch die Kunst, es zu bauen, ihm abgelernt habe. Da arbeite ich denn so, seitdem mir der Pflug zu schwer wird, und suche unter den Kräutern und Blumen den Frieden, den ich in meinem Hause nicht mehr finde."

Indeß hatte Marie die alte Bäuerin in dem kleinen Stübchen aufgesucht, und führte sie an der Hand herbei, indem sie ihr beständig zuredete, sich nicht zu scheuen. Denn die gute Frau hatte in ihrem Leben noch mit keiner so vornehmen Herrschaft gesprochen. Sie kam nur sehr schüchtern und furchtsam näher. Auch sie wurde mit Lobeserhebungen und Danksagungen überhäuft.

Die beiden guten alten Leute standen ganz beschämt da, und weinten vor Freude, wie Kinder. „Hab' ich's nicht gesagt," sprach der alte Mann zu Marie, „es werde dir wegen deiner kindlichen Liebe gegen deinen Vater noch wohl gehen. Sieh, nun ist meine Vorhersagung eingetroffen." Und die alte Bäuerin, die indeß Muth bekam, sagte, indem sie das Zeug von Mariens schönem Kleide zwischen den Fingern prüfte: „Ja, ja, dein Vater hatte doch Recht mit seinem Sprüchlein: Der die Blumen kleidet, werde auch für dich sorgen."

Die junge Bäuerin aber stand in einiger Entfernung und sagte für sich selbst: „Hm! Hm! Was man nicht alles erleben muß. Da ist das elende Bettelmädchen gar noch ein hochadeliches Fräulein geworden. Je nun, wer hätte das gedacht? Jetzt darf unser eines freilich nicht mehr neben sie hinstehen. Aber man weiß doch noch, wer sie ist, und daß sie gestern Abends mit ihrem Bündelein unter dem Arm dort die Steige hinauf ging, das Land auf und ab zu betteln."

Der Graf vernahm zwar die lästernde Rede des Weibes nicht; er hatte aber schon an dem Anblicke ihrer höhnischen

verzerrten Mienen genug. „Das ist ja ein ganz abscheuliches Geschöpf!" sagte er, und ging in dem Garten ein paar Male nachdenkend auf und ab.

„Hört, guter alter Vater," sagte jetzt der Graf, indem er auf einmal bei dem alten Bauer stehen blieb, „ich habe Euch einen Vorschlag zu machen. Das kleine Gütchen zu Eichburg, das Mariens Vater baute, habe ich seiner Tochter geschenkt. Allein Marie wird so bald noch keine eigene Wirthschaft anfangen. Wie wäre es, wenn Ihr dahin ziehen würdet? Es wird Euch gewiß gefallen, und ich weiß es schon zum voraus, daß Marie kein Pachtgeld von Euch verlangen wird. Dort könnet Ihr nach Herzenslust den Kräutern und Blumen abwarten, und werdet noch obendrein in der artigen Wohnung Ruhe und Frieden für Eure alten Tage finden."

Die Gemahlin des Grafen, Gräfin Amalia und Marie redeten alle den alten Leuten zu, es so zu machen. Es wäre aber nicht so viel Zuredens nöthig gewesen; sie waren über den Antrag so froh, als hätte man ihnen die Erlösung aus der Hölle angekündet.

Jetzt kam der junge Bauer vom Felde heim; denn er war sehr neugierig, was in aller Welt doch die Kutsche mit den vier prächtigen Schimmeln auf seinem Hofe wolle. Als er vernahm, was man vorhabe, bedachte er sich nicht lange, einzuwilligen, so hart es ihm auch fiel, seine alten Aeltern fortziehen zu lassen. Es war bisher sein größtes Leiden, daß sie von ihrer eigenen Schwiegertochter so geplagt wurden, und es gewährte ihm einen großen Trost, daß es ihnen nun besser gehen werde.

Die junge Bäuerin aber schob, so zu sagen mit beiden Händen, die alten Schwiegerältern recht gewiß aus dem Hause zu bringen. Sie wollte recht höflich thun und sagte — da sie den Herrn Grafen von Marie eben Exzellenz nennen gehört — mit einer tiefen Verbeugung: „Das ist ja eine erschrecklich große Gnade von dem Herrn Exzellenz da; es wäre eine Grobheit, wenn man sie nicht annehmen thäte! Das thäte ihn gewiß ganz grausam verdrießen, und seine

Frau Exzellenzin da, könnte gar denken, die Leute da sind gröber als die eichenen Klötze. Nein, das ist einmal ein unerhörtes Glück!“

„Nun, das freut mich,“ sagte der junge Bauer, „daß Du das einsiehest. Ich sagte immer: Wohlthätigkeit gegen ehrliebende und tugendhafte Arme bringt Glück und Segen in das Haus! Du wolltest es aber nicht glauben. Jetzt behalte ich doch auch einmal Recht.“

Die junge Bäuerin ward vor Zorn so roth wie ein gesottener Krebs. Indeß getraute sie sich doch nicht, ihren Zorn vor der gnädigen Herrschaft in Worte ausbrechen zu lassen. Sie warf aber dem jungen Manne einen Blick zu, als wenn sie ihn damit hätte durchstechen wollen.

Der Graf versprach, daß er die alten Leute, sobald die nöthigen Anstalten gemacht sein würden, werde abholen lassen — und somit stieg er mit seiner Reisegesellschaft wieder in den Wagen und fuhr weiter.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Was sich auf dem Tannenhofe noch weiter begab.

Der edle Graf hielt sein Wort genau; noch in dem Herbste kam eine Kutsche von Eichburg auf dem Tannenhofe an, die guten alten Leute abzuholen. Der Sohn weinte heiße Thränen seine guten Aeltern zu verlieren; die Schwiegertochter aber, die jeden Tag und Stunde gezählt hatte, bis sie abreisen würden, empfand die größte Freude, ihrer endlich einmal los zu werden. Diese Freude wurde ihr aber sehr verbittert. Denn der Kutscher überreichte ihr eine Signatur, in der geschrieben stand, daß sie alles dasjenige, was den Schwiegerältern zu ihrem Lebensunterhalte ausgedungen sei, die Naturalien nach laufenden Preisen zu Geld angeschlagen, in guten und gangbaren Münzsorten jedes Quartal bei Vermeidung eines Executionsboten an das nächste fürstliche Rentamt zu bezahlen habe. Hierüber ward sie schrecklich böse und fluchte und tobte. „Da kom-

men wir ja von dem Regen in die Traufe," sagte sie, „wenn sie da geblieben wären, hätten sie uns nicht halb so viel gekostet." Der Sohn war aber sehr erfreut, daß er auf diese Art gegen den Willen seines Weibes seinen alten Aeltern noch Gutes thun könne, nur durfte er seine Freude sich nicht merken lassen.

Die guten Aeltern setzten sich am folgenden Morgen in die Kutsche und fuhren von den lauten Segenswünschen ihres Sohnes und den heimlichen Verwünschungen ihrer Schwiegertochter begleitet ab; dem bösen Weibe ging es aber noch so wie sie es an ihren Schwiegerältern verdient hatte, und wie es dem Geize und der Unmenschlichkeit allemal geht. Sie hatte ihr Geld bei einem Kaufmanne angelegt, der eine neue Fabrik errichtete und für das Hundert zehn Gulden Zins zu geben versprach. Die Zinsen wurden jährlich zum Kapitale geschlagen und trugen wieder Zinsen, die abermal verzinst wurden. Die Bäuerin wähnte sich sehr glücklich und kannte kein größeres Vergnügen in der Welt, als ihrem Manne vorzurechnen, wie viel all das Geld in zehn, und wie viel es in zwanzig Jahren ausmachen werde. Allein sie wurde bald sehr unsanft aus ihren goldenen Träumen aufgeschreckt. Das Unternehmen des Kaufmanns mißlang, und es wurde der Gant gegen ihn erklärt. Das war ein Donnerschlag für die Bäuerin. Sie hatte von dem Augenblicke an, da sie das hörte, keine ruhige Stunde mehr. Sie war bei Tage fast immer auf der Straße, bald zum Advokaten und bald zum Gericht; und zu Nacht konnte sie vor lauter Sinnen, Ueberlegen und hin und her Denken kein Auge mehr schließen. Endlich erhielt sie anstatt ihrer zehn tausend Gulden noch einige hundert; nun wollte sie gar verzweifeln; das Leben war ihr verhaßt und sie wünschte sich den Tod. Wirklich entkräftete sie der beständige nagende Kummer so sehr, daß sie in ein sehr hartnäckiges Fieber verfiel. Ihr Mann wollte ihr den Arzt aus dem nächsten Städtchen holen; allein sie gab es nicht zu. „Er konnte dem alten Jakab nicht helfen," sagte sie, „so wird er mir wohl auch nicht helfen können. Der

Scharfrichter von Buchdorf versteht es viel besser." Das redete aber nur der Geiz aus ihr. Denn sie glaubte bei dem Scharfrichter etwa ein Paar Gulden weniger bezahlen zu dürfen. Der Bauer widersetzte sich diesmal in allem Ernste und brauchte den Doktor; allein die Bäuerin warf voll Zorns sogleich das erste Arzneiglas uneröffnet zum Fenster hinaus, und ließ den Scharfrichter heimlich rufen. Seine berühmten Tropfen stillten ihr auch wirklich das Fieber! zogen ihr aber, da ihnen Gift beigemischt war, anstatt des Fiebers die Auszehrung zu.

Der Herr Pfarrer von Erlenbrunn besuchte sie in ihrer Krankheit, und redete ihr auf das liebreichste zu, sich zu bessern, ihren Sinn zu ändern und das Herz von den irdischen Dingen ab und zu Gott hin zu wenden. Allein darüber ward sie sehr aufgebracht. Sie schaute den wohlmeinenden Pfarrer mit weit aufgesperrten Augen an und sagte: „Ich weiß gar nicht, was der Herr Pfarrer mit seiner Bußpredigt will. Mit dem Kaufmanne, der uns um das Geld betrog, da dürfte er so sprechen; ja, da ließe ich's gelten. Aber ich, meinte ich, wäre gut genug, so wie ich bin. Ich habe, so lange ich ausgehen konnte, den sonntäglichen Gottesdienst nie versäumt, und auch daheim meine täglichen Gebete nie unterlassen; ich habe in meinem Leben nichts gethan, als gearbeitet und gespart, und mich als ein treffliches Muster von der löblichsten aller Tugenden, der Häuslichkeit, betragen; kein Mensch in der Welt kann mir etwas Schlechtes nachsagen, und kein Armer, der vor meine Thür kam, kann behaupten, daß ich ihn leer gehen ließ. Nur möchte ich doch wissen, wie man anders sein kann? Ich hätte gemeint, der Herr Pfarrer hielte mich für eine der frömmsten und tugendhaftesten Personen in der ganzen Pfarrei!"

Der würdige Pfarrer sah sich genöthiget, nachdrücklicher mit ihr zu sprechen, um sie zur Besserung zu bewegen. Er zeigte ihr ausführlich und handgreiflich, daß sie noch das Geld über alles liebe, und daß dieser Geiz, den sie irrig mit der allerdings sehr löblichen Tugend der Sparsamkeit verwechsele, eine wahre Abgötterei sei; daß der rohe Zorn, von

dem sie sich beherrschen ließe, unter die abscheulichsten Laster gehöre, Sanftmuth und Geduld aber, diese liebenswürdigen und unumgänglich nöthigen Tugenden, ihr gänzlich fehlten; daß sie aus Geiz und Zorn ihrem Manne unzählige traurige Stunden gemacht, die arme Waise Marie grausam verstoßen, und sogar ihre alten Schwiegerältern, die sie doch wie ihre eigene Aeltern hätte ehren und lieben sollen, aus dem Hause vertrieben habe; daß sie bei ihrem großen Vermögen mit dem Stücklein Brod oder der Hand voll Mehl, die sie hie und da einem Armen, oft nur um seiner los zu werden, aus dem Fenster reichte, die wichtige Pflicht der Wohlthätigkeit keineswegs erfüllt habe; daß sie im Gegentheile diese fromme Pflicht verachtet und sogar den würdigsten und bemitleidenswerthesten Hausarmen niemals mit einer Metze Getreide aus der Noth geholfen, wiewohl sie deren tausende auf dem Kornboden liegen hätte; daß ihre Gaben, wenn für Abgebrannte oder andere Verunglückte gesammelt wurde, immer die kleinsten und unbedeutendsten gewesen; daß sie durch ihren sündhaften Wucher sich um ihr großes Vermögen, mit dem sie so viel Gutes hätte stiften können, gebracht und sich selbst das Leben abgekürzt habe; daß ihr gerade die Hauptsache des Christenthums, die Liebe gegen Gott und die Menschen fehle; daß ihr Kirchengehen, so heilig die Pflicht auch sei, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, für sie nicht verdienstlich sein könne, da sie dadurch nicht besser geworden, und daß ihr Gebet, da es aus einem liebeleeren Herzen komme, unmöglich das rechte Gebet sein könne — —.

Allein sie ließ den eifrigen Pfarrer nicht mehr ausreden; sie fing an zu heulen und zu schreien: „Ich bin doch die unglücklichste Person auf Erden," sagte sie; „mich mag doch auf der ganzen Welt kein Mensch leiden; aber von meinem eigenen Seelsorger hätte ich es doch nicht geglaubt, daß er auch so feindselig gegen mich sein könnte. Ich habe ihm doch gar nichts zu Leid gethan, daß er mir so abgeneigt ist und mich für so schlecht hält."

Der gute Pfarrer nahm betrübt Hut und Stock und ging. „Ach," sagte er, „wie schwer ist es doch, daß ein Mensch, des-

sen Herz am Irdischen hängt, Sinn und Gefühl für das Himmlische erlange. Wie fern ist er vom Reiche Gottes — von der wahren Frömmigkeit und der ächten Tugend. Mit einigen auswendig daher gesprochenen Worten glaubt er sich mit Gott abzufinden, und mit einigen hingeworfenen Brosamen seines Ueberflusses sich aller Pflichten gegen seine Mitmenschen zu entledigen. Indeß bleibt sein Herz ungebessert; ja er hält in seiner Verblendung wohl gar seine Laster noch für Tugenden!"

„Ach," sagte er, indem er eben an dem Garten vorbeiging und einen Blick hineinwarf, „wie sehr betrügen sich diejenigen, die da meinen, um glücklich zu sein, brauche man nichts, als recht viel Geld. Diese reiche Bäuerin hatte bei all' ihrem Geld und Gute in ihrem Leben keine so frohe Stunde, als die arme Marie hier unter den Blumen dieses Gärtchens ihrer tausende hatte."

Die Bäuerin mußte indeß noch sehr vieles leiden. Sie hustete ganze Nächte hindurch, getraute sich aus Geiz kaum einen Tropfen Wein oder einen Löffel voll Fleischbrühe zu kosten, und hatte bei allen ihren Leiden keinen wahren Trost, keine Kraft zur Geduld und zur Ergebung in den göttlichen Willen. Der Herr Pfarrer gab sich noch alle erdenkliche Mühe, sie auf bessere Wege zu bringen. Sie wurde in ihren letzten Lebenstagen auch etwas milder und zeigte Reue; allein er zweifelte dennoch, nicht ohne Grund, ob sie sich wahrhaft gebessert habe. Endlich starb sie in ihren schönsten Lebensjahren als ein trauriges Opfer ihres Geizes, und als ein augenscheinliches Beispiel, daß die zeitlichen Güter den Menschen nicht glücklich, wohl aber recht unglücklich machen können.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Noch eine sehr traurige Begebenheit.

Die gräfliche Familie hatte Marien mit in die Residenzstadt genommen. Eines Morgens kam ein alter Geistlicher

mit eisgrauen Haaren in den gräflichen Hof, ließ sich zu Marien führen und sagte ihr, daß er einen Auftrag an sie habe. Eine sehr kranke Person, die ihrem Tode nahe sei, wünsche vor ihrem Hinscheiden sie noch zu sprechen, indem sie sonst nicht ruhig sterben könne; wer sie eigentlich sei, wolle sie Marien selbst entdecken. Marie war über diesen Antrag sehr befremdet; sie fragte die Frau Gräfin um Rath, was sie thun solle. Die Gräfin kannte den Geistlichen als einen sehr frommen und verständigen Mann, und hieß sie gehen. Auf Verlangen des Geistlichen ging der alte Anton mit.

Marie mußte sehr weit gehen, bis in den abgelegensten Theil der Vorstadt. Endlich kam sie an ein Haus in einer engen Seitengasse, das ein sehr düsteres Aussehen hatte. Hier mußte sie fünf Stiegen steigen, von denen die zwei letzten so dunkel, schmal und baufällig waren, daß es Marien ganz bange wurde. Nun blieb der Geistliche bei einer alten Thür, die blos aus rohen Brettern zusammen genagelt war, stehen und sagte: „Hier! — doch warten Sie noch ein wenig; Sie werden das da sehr nothwendig haben." Er tröpfelte ihr etwas Melissengeist auf ihr Taschentuch und öffnete dann die Thür.

Marie trat in ein Dachstübchen, das nicht armseliger hätte sein können. Das trübe kleine Fenster war häufig mit Papier verpappt; eine elende Bettstatt, ein noch elenderes Bett, wenn es je ein Bett zu nennen war, und ein zerbrochener Stuhl daneben, auf dem ein steinerner Wasserkrug ohne Deckel und Handhabe stand, machten die ganze Einrichtung aus. Aber die Kranke im Bette war erst recht ein Gegenstand des Entsetzens. Marie glaubte ein Todtengerippe zu sehen, das sich bewegte, mit einer gräßlichen, röchelnden Stimme zu reden anfing und ihr die dürre Hand entgegenstreckte. Marie zitterte an allen Gliedern. Mit Mühe verstand sie endlich aus den hohlen, mit vieler Anstrengung hervorgebrachten Worten so viel, diese entsetzliche Gestalt sei — Jettchen; Jettchen, die damals, als sie noch im Schlosse zu Eichburg war, schöner blühte, als eine Rose.

Die Unglückliche hatte von dem Geistlichen vernommen,

Marie sei mit der Herrschaft wirklich in der Stadt, und hatte sie rufen lassen, um sie wegen der Geschichte mit dem Ringe um Verzeihung zu bitten. Ihren Namen wollte sie vorher nicht nennen lassen, weil sie fürchtete, Marie möchte sonst aus Haß gegen sie nicht kommen.

Die gutherzige Marie brach in einen Strom von Thränen aus und erschöpfte sich in Versicherungen, daß alles, alles längst verziehen sei, und daß sie nichts fühle, als das innigste, schmerzlichste Mitleid. Marie wollte die Unglückliche, zum Zeichen, daß sie ihr ganz verziehen habe, umarmen und küssen. Allein der Geistliche schrie laut auf: „Zurück!" und streckte den Arm aus, Marien abzuhalten. „Um Gotteswillen," sagte er, was wollen Sie machen! Das Gift dieser Krankheit ist ansteckend." „Was ist es denn für eine Krankheit?" sagte die unschuldige Marie erschrocken. Der Geistliche blickte zur Erde und schwieg; allein die Kranke forderte ihn auf, kein Geheimniß daraus zu machen, wie sie so unglücklich geworden, indem ihr Unglück Andern zur Warnung dienen könne.

Der Geistliche sprach hierauf, Marie wehmüthig anblickend: „Ach, mein liebes Kind, diese Krankheit ist die Folge schändlicher Ausschweifungen. So fürchterlich kann die Unzucht die schönste Gestalt verwüsten; dieser schreckliche Tod ist die Folge eines unzüchtigen Lebens! Sie sind noch jung, meine Tochter! Viele werden Ihnen sagen, daß Sie schön seien; Sie werden oft sehr leichtfertig reden, über das Laster scherzen und es entschuldigen hören; Sie werden der bösen Beispiele nicht wenige sehen. Die Verführung wird, gleich einer giftigen Schlange, auch Ihnen nachstellen! — Denken Sie daher Ihr Lebenlang an dieses Beispiel hier. Sie sehen da, wie elend die Sünde macht. Das Andenken dieses Schreckenanblicks kann Sie bewahren. O, könnte ich nur alle Töchter dieser Stadt, die in Ihrem Alter sind, hieher führen — sie zu warnen. Könnte ich besonders jenen Bösewichtern, die unter dem Scheine der Freundschaft, der Liebe, des Wohlwollens, der Freude dieses einst auch unschuldige Mädchen verführten und es so gräßlich hinrichteten, diese entsetzliche Gestalt zeigen Es giebt Leute, die uns Geistliche unweise

ıennen und uns vorwerfen, wir predigten Freudenhaß; allein ·ine solche Freude, die ein solches Ende nimmt, kann ich nun :inmal nicht liebenswürdig finden, und wehe dem, der, unschul- ›ige Geschöpfe zu betrügen, solchen nichtswürdigen Vergnü- zungen eine Lobrede hält."

Jettchen hatte schon früher, da sie mit der Herrschaft in ›er Residenzstadt war, sich heimlich in verbotene Bekannt- ʻchaften mit schlechten Menschen eingelassen. Als sie aus Eichburg verwiesen wurde, ging sie wieder dahin, ward ganz ›erführt, lebte eine Zeit in lauter Lustbarkeiten, erschien in ›rächtigen Kleidern, die sie auf eine unerlaubte Art erwarb, ınd zog sich diese Krankheit zu. Ihre Kleider, die ihr gan- ;es Vermögen ausmachten, hatte sie während ihrer Krank-)eit für den zehnten Theil des Geldes, das sie dafür ausge- egt, wieder verkauft und mußte nun, von allen ihren ehema- igen Freunden verlassen, in dem tiefsten Elende schmachten. Alles dieses bekannte sie unter heißen Thränen selbst.

„Ach," sagte sie, „ich bin eine große Sünderin; ich habe nein Schicksal verdient. Daß ich nicht mehr an Gott denken, ıichts Gutes mehr hören, die Stimme meines Gewissens ıicht mehr achten mochte; daß ich nichts mehr als Putz, Schmeicheleien und Vergnügungen liebte, war der Anfang ılles meines Elendes, und hat mich am Ende so weit ge- ›racht." — „O," rief sie lautweinend und mit hohler, hei- ʻerer Stimme, „wenn nur in der andern Welt nicht noch ein ›rößerer Jammer auf mich wartet! Doch, da Sie, edle Ma- :ie, die ich so sehr, so entsetzlich beleidigte, mir verziehen ha- ›en, so hoffe ich, Gott werde mir auch verzeihen!"

Marie ging sehr bestürzt nach Hause; sie konnte vor Ent- ʻetzen, Ekel und Mitleiden nicht zu Mittag essen. Immer ʻchwebte ihr die gräßliche Gestalt vor Augen, immer klang ›ie widerliche Stimme in ihren Ohren. Sie mußte nur im- ıner bei sich selbst sagen: „Diese entsetzliche Gestalt — war :inst Jettchen, das schöne Jettchen!" und sie wiederholte diese Worte den Tag über fast beständig. Dabei dachte sie an ihr ›lühendes Apfelbäumchen, das einst der Reif verwüstet hatte. Alles, was ihr Vater ihr damals und noch auf seinem — frei-

lich viel tröstlicherem! — Sterbebette gesagt hatte, kam ihr wieder zu Sinne, und sie gelobte es Gott in ihrem Herzen auf's neue heilig an, immer rein und untadelhaft zu leben.

Sie bat indeß die Frau Gräfin für Jettchen. Diese schickte ihr einen Arzt, Speisen, Leinwand und was sie sonst nöthig hatte. Allein, nachdem Jettchen noch die schrecklichsten Schmerzen geduldet, und wegen ihres gräßlichen Anblicks und des Verwesungsgeruches bei noch lebendigem Leibe, fast kein Mensch mehr sich ihrem Bette nähern konnte, starb sie im drei und zwanzigsten Jahre ihres Alters!

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Noch eine freudige Begebenheit.

Im nächsten Frühlinge, da bereits alles grünte und blühte, begab sich der Graf mit seiner Gemahlin und Tochter nach Eichburg; auch Marie mußte mitreisen und nahm in dem Wagen ihren gewöhnlichen Platz neben Amalia ein. Als die Reisegesellschaft Abends Eichburg näher kam, und Marie nun im Glanze der untergehenden Sonne den Kirchthurm, das gräfliche Schloß und ihr väterliches Haus von Ferne erblickte, ward sie sehr gerührt, und sie konnte die Thränen nicht zurückhalten. „Ach," sagte sie, „damals als ich Eichburg verließ, hätte ich wohl nicht gedacht, daß ich so wieder zurück kommen würde! Wie wunderbar weiß Gott doch alle Dinge zu lenken, und wie gütig ist Er!

Als der gräfliche Wagen vor dem Schloßthore ankam, standen die Beamten und alle die übrigen Diener des Grafen bereit, die Herrschaft zu bewillkommen. Auch Marie ward sehr freundlich begrüßt, und alle bezeugten ihre Freude, sie wieder zu sehen und wünschten ihr Glück, daß ihre Unschuld an den Tag gekommen. Der alte Amtmann aber nahm sie mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit bei der Hand, bat sie vor allen Anwesenden um Verzeihung, bezeugte dem Grafen und der Frau Gräfin für die edelmüthige Vergü-

tung des zugefügten Unrechts seinen Dank, und versicherte, auch er, auf den die größte Schuld falle, werde sich bestreben, diese Schuld nach Kräften abzutragen.

Marie stand am andern Tage sehr früh auf. Die Freude und der herrliche Maimorgen, der ihr hier auf dem Lande wieder so recht in das Fenster schien, hatten sie so frühe geweckt. Sie eilte, ihre väterliche Wohnung und ihren Garten zu besuchen. Unterwegs begegneten ihr lauter freundliche Gesichter; manche junge Leute, denen sie als Kinder Blumen geschenkt hatte, waren so herangewachsen, daß Marie sich darüber wundern mußte. An der Gartenthür kamen ihr der Bauer und die Bäuerin entgegen, grüßten sie liebreich und erzählten ihr, wie zufrieden und vergnügt sie hier lebten.

„Einst," sprach der Bauer mit Freudenthränen in den Augen, „da Sie ohne Herberge waren, nahmen wir Sie unter unser Dach auf; und jetzt, da wir gleichsam aus unserer Wohnung vertrieben wurden, geben Sie uns für unsere alten Tage diesen freundlichen Aufenthalt."

„Ja, ja," sagte die Bäuerin: „Es ist doch immer gut, freundlich und dienstfertig gegen Andere zu sein; man weiß nicht, wie sie uns wieder dienen können." — „Nun, nun," sprach der Bauer, „daran dachten wir damals nicht, und thaten es auch nicht deßwegen. Indeß bleibt es immer ein wahres Wort: „Seid barmherzig, und ihr werdet Barmherzigkeit erlangen."

Marie ging in das Haus; die Wohnstube, die Stelle, wo ehemals ihr Vater saß, weckte wehmüthige Erinnerungen in ihr. Sie ging in dem Garten umher. Jeden Baum, den ihr Vater gepflanzt hatte, begrüßte sie, wie einen alten Bekannten; besonders aber verweilte sie bei dem Aepfelbäumchen, das eben jetzt in der schönsten Blüthe stand. „Ach," sagte sie, „wie kurz ist das Dasein des Menschen hier auf Erden! Er geht fort, und Bäume und Sträuche überleben ihn!"

Sie setzte sich in die Laube, in der sie mit ihrem Vater so manche, manche selige Stunde zugebracht hatte. Es war

ihr, indem sie in dem Garten umher blickte, den er im Schweiße seines Angesichts gebaut hatte — als sähe sie ihn noch stehen und gehen. Sie weinte seinem Andenken eine fromme Thräne; sie konnte aber mit Ruhe, mit getröstetem Herzen daran denken, daß er sich in schöneren Gegenden befinde, und dort einernte, was er hier aussäete. —

Marie kam jeden Frühling auf einige Wochen nach Eichburg, und verlebte hier an der Seite Amaliens, von Jedermann geehrt und geliebt, immer sehr frohe Tage. Eines Morgens saß sie mit Amalia an dem Arbeitstischchen, und beide waren sehr beschäftigt, ein Kleid fertig zu machen. Da trat ganz unvermuthet der Herr Amtmann — und zwar, wiewohl es Werktag war, im scharlachrothen Festkleide und mit frischgepuderter Perrücke — sehr feierlich in das Zimmer. Amalia und Marie schauten einander verwundert an, was dies zu bedeuten habe. Der Amtmann bezeugte erst Amalien seinen Respect, und sagte dann, daß er Jungfer Marien einen Antrag von großer Wichtigkeit zu machen habe.

Sein Sohn Friedrich, fing er nun zu Marien gewandt an, der ihm durch die Gnade Seiner Exzellenz, des Herrn Grafen, in dem Amte adjungirt und sein bestimmter Nachfolger sei, habe ihm gestern eröffnet, daß er wegen ihres edlen Herzens und ihrer vortrefflichen Eigenschaften eine Neigung zu Jungfer Marien habe, und sich glücklich schätzen würde, sie zu ehelichen. Als ein guter Sohn habe er ihr von seiner Neigung und Absicht nichts sagen wollen, bis er sich zuvor der väterlichen Einwilligung, um die er hiemit bitte, versichert habe. Diese Einwilligung habe ihm der Vater sogleich mit Freuden und von ganzem Herzen gegeben, und es übernommen, als Vater Brautwerber für den geliebten Sohn zu machen, und um Mariens Hand zu bitten. Diese ihr angetragene Verbindung, fügte er noch mit einer Thräne im Auge bei, wäre ihm, dem Vater, um so angenehmer, da er das Unrecht, das er einst Marien zufügte und das ihm schon manche schwere Stunde gemacht habe, auf diese Art einiger Maßen wieder gut machen könne. — Er

hoffe, Jungfer Marie werde keine Abneigung gegen seinen Sohn hegen, am allerwenigsten aber das Unrecht, das ihr der Vater, lediglich aus Irrthum und vielleicht zu großem Eifer für Handhabung der heiligen Gerechtigkeit zufügte, einen Grund sein lassen, den gemachten Antrag abzuweisen. Er schwieg — und wartete auf Mariens Antwort.

Marie war über den Antrag sehr betroffen. Sie wußte nicht sogleich, was sie sagen sollte, und wurde ein über das andere Mal glühend roth. Der Sohn des Amtmannes war ein sehr vortrefflicher junger Mann; er hatte seine Studien mit ganz ungemeinem Beifalle vollendet, und sowohl auf der Universität, als während er bei der fürstlichen Regierung sich in Geschäften übte, ganz ausnehmende Kenntnisse erworben; seine Sitten waren durchaus untadelich; er hatte das edelste Herz, ein sehr feines, liebenswürdiges Betragen und überdies noch eine sehr schöne Gestalt. Er hatte Marien, seit sie wieder nach Eichburg gekommen war, in dem gräflichen Schloßgarten, in den sie mit der Herrschaft gewöhnlich nach Tische herab kam, einige Male gesprochen, und ihr eine ganz vorzügliche Hochachtung und Aufmerksamkeit bewiesen. Marie ahnte auch wohl, daß er eine Neigung zu ihr habe; es war ihr auch der Gedanke zu Sinn gekommen, das sie mit ihm sehr glücklich sein würde. Allein sie gab diesem Gedanken kein Gehör; sie war so bescheiden, und glaubte ihre Wünsche nicht so hoch erheben zu dürfen. Sie war deßhalb sehr auf der Huth, in ihrem Herzen eine Neigung aufkeimen zu lassen, die zu nichts diente, als sie unruhig zu machen, und sie vermied es von dieser Zeit an sehr sorgfältig, mit Friedrich in dem herrschaftlichen Garten zusammen zu treffen. Obgleich nun der Antrag, der ihr jetzt gemacht wurde, ihren geheimsten Wünschen gemäß war, so konnte sie doch unmöglich sich sogleich erklären. Sie stammelte mit jungfräulicher Sittsamkeit und mit erröthenden Wangen, daß sie durch den ehrenvollen Antrag überrascht sei — daß sie um Bedenkzeit bitte — daß sie mit dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin, die bisher Vater- und Mutterstelle an ihr vertreten, zuvor noch sprechen müsse. —

Dieses war dem klugen Amtmann schon genug; er entfernte sich vergnügt. Er zweifelte gar nicht, daß diese Verbindung dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin sehr angenehm sein würde. Er ging sogleich zu ihnen; sie hatten beide eine hohe Freude.

Der Graf sagte: „Sie bringen uns in der That eine sehr erfreuliche Nachricht, mein lieber Herr Amtmann! Meine Gemahlin und ich haben schon oft unter vier Augen davon gesprochen, daß der treffliche Friedrich und die liebenswürdige Marie sich sehr wohl für einander schicken würden. — Allein wir hüteten uns sehr, etwas davon merken zu lassen. Wir fürchteten, man möchte unsern Wunsch — für so etwas von einem Befehl ansehen; und in Heirathssachen ist uns alles, was auch nur von Ferne einem Zwang ähnlich ist, in der Seele verhaßt. — Jetzt ist es uns aber um so angenehmer, daß unsere Wünsche ohne unser Zuthun erfüllt werden."

Die Frau Gräfin sprach: „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, Herr Amtmann! Sie erhalten in Marien die beste Schwiegertochter und Ihr Sohn die beste Ehegattin. Marie ist in der Schule früher Leiden gebildet, und das ist die allerbeste Schule. Alle Ecken, die sich wohl auch in der Gemüthsart sehr trefflicher Menschen finden, werden am besten durch Leiden abgeschliffen. Marie ist von Herzen demüthig. Sie ward durch Schmeichelei nicht verwöhnt; sie ist die bescheidenste und anspruchloseste Seele, die ich kenne; sanft, wohlwollend und — was die Wurzel alles Guten ist — von ganzem Herzen fromm. Auch ward sie von Kindheit an zur Arbeit gewöhnt, und da sie alle häuslichen und ländlichen Arbeiten selbst verrichtete, so verstehet sie es sehr gut, einem Hauswesen vorzustehen. Das, was man feine Sitten und gute Lebensart nennt, hat sie sich in der Hauptstadt, ohne Nachtheil ihrer Tugend, in kurzer Zeit eigen gemacht. Unschuld und Schönheit sind in ihr sehr lieblich vereinigt. Sie ist in jeder Hinsicht das Muster eines vollkommenen Frauenzimmers. Ihr Sohn wird mit Marien sehr glücklich sein!"

Die Frau Gräfin fing nun, da sie Mariens Einwilligung als gewiß annahm, sogleich an, sehr angelegentlich von den Anstalten zur Hochzeit zu sprechen. „Ich werde alles dazu beitragen,„ sagte sie, „die Hochzeit recht feierlich zu machen. Die Mahlzeit werde ich hier im Schlosse geben, und auch auf die Ausfertigung und den Brautputz Bedacht nehmen.“ — „Sieh, sieh,“ setzte sie lächelnd bei, jetzt kann Marie doch noch den Ring als Brautring tragen. Wer hätte das gedacht!“ Auch wurde noch verabredet, mit Erlaubniß des Pfarrers von Eichburg den Pfarrer von Erlenbrunn einzuladen, damit er Mariens eheliche Verbindung einsegne. „Dies wird der Braut eine ganz unerwartete Freude machen,“ sagte die Frau Gräfin, „und auch der edle Pfarrer, der an ihrem Unglücke so vielen Antheil nahm, wird sich freuen, nun ein Zeuge ihres Glückes zu sein.“

Der Hochzeittag war einer der feierlichsten Tage, die man in Eichburg je erlebt hatte. Die ganze gräfliche Familie begab sich zur bestimmten Stunde in die Kirche, wo sich bereits aus der ganzen Grafschaft Eichburg eine unzählige Menge Menschen eingefunden hatte. Wer nicht mußte, war sicher nicht zu Hause geblieben; es war in den Augen der Leute etwas gar zu Außerordentliches, daß ein armes Mädchen, die ehemals in Ketten und Banden lag, zu solchen Ehren gekommen.

Amalia begleitete, jungfräulich bekränzt, ihre Freundin zur Kirche. Sie glaubte dadurch ihrem Range nichts zu vergeben, und von ihrem Ansehen nichts zu verlieren; in der That gewann sie vielmehr dadurch bei allem Volke an Liebenswürdigkeit, und Jedermann schätzte sie wegen ihrer Leutseligkeit und Herablassung nur um so höher.

Marie stand in ihrem Kranze von weißen und rothen Rosen, und in einem veilchenblauen Kleide, mit einem Angesichte, das lieblicher als alle Rosen blühte, und mit bescheiden niedergeschlagenen Augen, schön wie ein Engel, neben dem wohlgebildeten Bräutigam von hoher, edler Gestalt, am Altare. Aller Augen waren auf sie gerichtet.

Der alte Jäger Anton stand seitwärts am Altare, nicht

weit von dem Brautpaare. Da er die so unbeschreiblich schön blühende Braut erblickte, fiel ihm Jettchens schreckliche Gestalt auf ihrem Sterbebette ein. „O Gott," sagte er, „wenn nur alle, die hier zugegen sind, Jettchen gesehen hätten, um sie mit Marie hier im Gedanken zu vergleichen. Sie würden dann einsehen, wohin die verschiedenen Wege, auf denen diese zwei Mädchen wandelten, am Ende führen."

Der würdige Pfarrer von Erlenbrunn hielt vor der heiligen Handlung eine sehr schöne Anrede an das versammelte Volk. Er stellte die denkwürdige Geschichte der Braut und ihres verklärten Vaters zuerst kurz dar, und pries dann Gottes heilige Vorsehung, die uns Menschen auf Erden durch Leiden vor manchem Abwege bewahrt, uns in der Frömmigkeit, im Vertrauen, in der Demuth, in der Geduld übt, uns auf die Freude, die sie uns auf Erden zudachte, vorbereitet, und — was das vorzüglichste ist — uns durch Leiden für den Himmel erzieht, und uns ewiger Freuden fähig und werth macht. Er ermahnte die Aeltern, ihre Kinder gut zu erziehen, Ehrfurcht vor Gott, Liebe zum Guten und Abscheu vor dem Bösen einzuflößen, indem eine gute Erziehung das beste Erbtheil sei, das sie ihnen hinterlassen können. Er redete der Jugend recht an das Herz, fromm zu leben, die Aeltern zu ehren, die Unschuld als die schönste Tugendblüthe des jugendlichen Alters zu bewahren und in allem Gottes Gebote heilig zu beobachten, indem sie gleichsam eine Hand am Scheidewege seien, die uns hindeute, wohin wir gehen müssen, um zu Glück und Heil zu gelangen.

Das Hochzeitmahl, das in dem großen Saale des gräflichen Schlosses gegeben wurde, war sehr prächtig. Anstatt des silbernen Aufsatzes, der sonst die Mitte der Tafel einnahm, erblickte man zur allgemeinen Freude der Gäste — das Blumenkörbchen. Amalia hatte es heimlich mit den schönsten Blumen gefüllt, und es dahin stellen lassen.

„Das ist," sprach der Herr Pfarrer von Erlenbrunn, „in der That ein sehr schöner, lieblicher Gedanke, die Brauttafel mit diesem Blumenkörbchen zu zieren. Ein solches

Körbchen voll Blumen, das wirklich eine Tafel mehr ziert als Gold und Silber, ist überhaupt schon ein sehr erfreulicher Anblick. Nicht nur können wir auf Erden nicht leicht etwas Schöneres sehen; es muß auch ein frommes Gemüth mit frommer Rührung erfüllen, und es zum Himmel erheben. Es ist gleichsam vollgedrängt von Beweisen der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes; denn Gott ist es ja, der jeder Blume Gestalt, Farbe und Wohlgeruch gab, und sie schöner schmückte als je der größte König in aller seiner Pracht gekleidet war."

„Allein dieses Blumenkörbchen steht als ein ganz besonderer Beweis der göttlichen Vorsehung hier auf der Tafel: denn Gott bediente sich ja desselben, die Schicksale der Braut wunderbar zu lenken und uns allen das heutige Freudenfest zu bereiten. Er, dessen Freundlichkeit wir mit Recht im Purpur der Rose, dem Atlaßglanze der Lilie, der ganz eignen blauen Farbe des Veilchens bewundern — offenbart sich uns noch freundlicher und liebreicher in den Schicksalen unsers Lebens, indem er sich oft eines geringfügigen Dinges bedienet, uns vor Leiden zu bewahren, uns aus Nöthen zu erretten, uns vom Bösen zurück zu schrecken, uns einen mächtigen Antrieb zum Guten zu geben; indem Er oft den unbedeutendsten Vorfall den Anfang einer ganzen Reihe wichtiger Begebenheiten werden läßt, die verschiedensten scheinbaren Vorfälle zu Einem Ziele lenkt, so daß jedes Menschen Leben, wenn wir es — was wohl erst jenseits geschehen wird — mit einem Blicke übersehen, als ein schön geordnetes Ganze, als ein Wunder seiner Allmacht, Weisheit und Güte erscheinen wird."

„Ich denke, die fromme Braut werde das Körbchen als ein Familienstück aufbewahren, und es nie anders als mit dem innigsten Dankgefühle gegen Gott betrachten. Mögen noch viele frohe Familienfeste Ihr Gelegenheit geben, es mit Blumen zu füllen; ja, möge das Körbchen, mit Blumen gefüllt, heute über fünfzig Jahre zum zweiten Male Ihre hochzeitliche Tafel zieren."

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Jakobs Denkmal.

Das Denkmal des seligen Jakobs, das Amalia am Grabe des guten Mannes Marien versprochen hatte, war indeß auch fertig geworden. Es war sehr einfach und sehr schön aus weißem Marmor gearbeitet, und mit einer goldenen Inschrift geziert. Die Inschrift enthielt außer dem Namen, dem Stande, dem Alter des edlen Gärtners und Korbmachers, blos die Worte Jesu, die allerdings verdienen mit goldenen Buchstaben geschrieben zu werden: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an Mich glaubt, der wird leben, ob er gleich gestorben wäre.“ Unter diesen Worten war das Blumenkörbchen, durch das Gott Marien am Grabe ihres Vaters aus ihrem großem Leiden errettet hatte, sehr kunstreich in erhabener Arbeit abgebildet. Amalia hatte das Körbchen, nachdem Marie es zuvor mit den schönsten Blumen füllte, abgezeichnet, und die sehr gelungene Zeichnung dem Künstler mitgetheilt. Unter dem Blumenkörbchen war noch der denkwürdige Ausspruch der heiligen Schrift zu lesen: „Alle Herrlichkeit des Menschen ist wie eine Blume des Grases, die bald abfällt: aber das Wort des Herrn bleibet in Ewigkeit.“ Oben auf dem Denkmale erhob sich ein einfaches, in Feuer vergoldetes Kreuz.

Der erfreute Pfarrer von Erlenbrunn ließ das schöne Denkmal auf das Grab setzen. Es nahm sich, von dem dunkeln Schatten der Tannen gehoben, ungemein schön aus; und wenn erst der Rosenstock auf dem Grabe blühte, und dann einige grüne Zweige mit halb und ganz aufgeblühten Rosen, jedoch ohne die goldene Inschrift zu bedecken, sich über den blendendweißen Marmor herab beugten, so konnte man nichts Schöneres sehen. Das Denkmal war die schönste Zierde des ländlichen Kirchhofes, und die größte Denkwürdigkeit des Dorfes. So oft der gute Pfarrer fremde Gäste bekam, führte er sie allezeit zu dem Grabmale. Wenn dann etwa ein oder der andere sagte, es sei ein artiger Gedanke, einem Manne der Gärtner und Korbmacher

zugleich war, ein Körbchen mit Blumen auf den Grabstein zu setzen, so sagte der Pfarrer: „O, es ist noch mehr, als blos ein artiger Einfall. Das Blumenkörbchen hat noch eine schönere Bedeutung, und die Landleute nennen es mit Recht das Wahrzeichen einer sehr rührenden Geschichte. Denn der Boden hier, auf dem wir stehen, ward mit mancher heißen Thräne benetzt." Er erzählte dann allemal den horchenden Fremden die Geschichte des Blumenkörbchens, und die meisten verließen die Grabstätte des frommen Mannes mit solchen Empfindungen und Entschlüssen, daß nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, als die Leser und Leserinnen möchten dieses Büchlein mit ähnlichen Empfindungen und Vorsätzen aus der Hand legen.

